

---

# **Arbeit im transatlantischen Vergleich**

**Herausgegeben von  
Horst Pietschmann**



**Leipziger Universitätsverlag 1994**

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 1994  
COMPARATIV  
Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und  
vergleichenden Gesellschaftsforschung  
Heft 4 (1994)  
Arbeit im transatlantischen Vergleich  
Herausgegeben von Horst Pietschmann

ISSN 0940 – 3566  
ISBN 3-929031-48-5

---

<b>Inhalt</b>	<b>Seite</b>	
<b>Editorial</b>	7	
<b>Aufsätze</b>		
<i>Pieter C. Emmer</i>	„Im Schweiß eures Angesichts“: Arbeitsverhältnisse in der Alten und Neuen Welt von 1500 bis 1850	11
<i>Leonhard Harding</i>	Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika	26
<i>Jochen Meißner</i>	Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko im Vergleich	40
<i>Michael Zeuske</i>	Arbeit und Zucker in Amerika versus Arbeit und Zucker in Europa (ca. 1840–1880). Grundlinien eines Vergleichs	59
<i>Ursula Ewald</i>	Der Produktionsfaktor Arbeit im Denken Johann Heinrich von Thünens (1783–1850)	98
<b>Forum</b>		
<i>Reinhard Wendt</i>	La Fiesta Filipina, oder: Die Aneignung west- licher Kultur durch ein asiatisches Volk. Bericht über ein Forschungsprojekt	109
<i>Georg G. Iggers</i>	Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute	123

---

## Mitteilungen und Berichte

- Klassenkonzepte. Revival oder Invention of Tradition?  
(*Charlotte Beisswinger*) 130

## Buchbesprechungen

- Hans-Jochen Markmann, Frauenleben im Mittelalter.  
Frauengeschichte in Forschung und Unterrichtspraxis.  
Frankfurt a. M. 1993 (*Katrin Keller*) 133
- Londa Schiebinger, *Schöne Geister*. Frauen in den Anfängen der  
modernen Wissenschaft. Aus dem Amerikanischen von Susanne  
Lüdemann und Ute Spengler. Stuttgart 1993 (*Günter Katsch*) 135
- Thomas Lindner, *Die Peripetie des Siebenjährigen Krieges.*  
Der Herbstfeldzug 1760 in Sachsen und der Winterfeldzug  
1760/61 in Hessen, Berlin 1993 (*Katrin Keller*) 137
- Gangolf Hübinger/Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), *Intellektuelle im*  
*Deutschen Kaiserreich*, Frankfurt a.M. 1993 (*Gerald Diesener*) 139
- Walter Reese-Schäfer, *Was ist Kommunitarismus?*  
Frankfurt a.M./New York 1994 (*Gerald Diesener*) 140
- Dankwart Rost, *Pawlows Hunde. Die Legende von der beliebigen*  
*Verführbarkeit des Menschen*. Stuttgart 1993 (*Dirk Schindelbeck*) 143
- Birgit Bütow/Heidi Stecker (Hrsg.), *Eigen/Artige Ostfrauen.*  
*Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern,*  
Bielefeld 1994 (*Carola Glücksmann*) 146
- Martina Merschhäuser, *Frauen in Männerdomänen – Wege zur*  
*Integration von Facharbeiterinnen im Betrieb*, Köln 1993  
(*Ines Wahle*) 148
- Heiner Keupp (Hrsg.), *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven*  
*einer reflexiven Sozialpsychologie*. Frankfurt a. M. 1994  
(*Thomas Ahbe*) 150
- Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling/Thomas Hermann/  
Dagmar Müller, *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Struktur-*  
*wandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*, Köln 1993  
(*Holger Wartmann*) 154

**Eingegangene Bücher** 157

**Verzeichnis der Autorinnen und Autoren** 160

---

## Editorial

Im November 1993 veranstaltete die „Forschungsstiftung für vergleichende europäische Überseegeschichte e. V.“ ihre Jahrestagung in der Universität Hamburg, wo der Arbeitsbereich „Außereuropäische Geschichte“ des „Historischen Seminars“ unter der Federführung des Unterzeichneten dank eines Zuschusses der Universität die Gastgeberrolle übernehmen konnte. Mit Blick auf den „Workshop“-Charakter dieser Jahrestagungen war von Hamburger Seite das Thema „Arbeit in Europa und Außereuropa im Vergleich (18. und 19. Jahrhundert)“ vorgeschlagen worden, um die Gelegenheit zu nutzen, vor einem kleineren Kreis von Fachleuten der außereuropäischen Geschichte eine Problematik zu erörtern, die sich einerseits angesichts der Entwicklung der Forschungen zum Thema in den verschiedensten Weltregionen aufdrängt, andererseits aber sehr viel Zündstoff und auch methodische Probleme enthält.

Die „Forschungsstiftung“ war 1988 im Umfeld des Bamberger 37. Deutschen Historikertags gegründet worden, als erstmalig außereuropäische Geschichte einen deutlichen Schwerpunkt anlässlich eines deutschen Historikertages bildete. In Bamberg konnte man darüber hinaus an die von Eberhard Schmitt begründete „Arbeitsstelle Vergleichende Geschichte der europäischen Expansion“ an der dortigen Universität und die dort erarbeitete Edition der „Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion“ anknüpfen, so daß die „Forschungsstiftung“ zunächst einen deutlich akzentuierten Bamberg-Bezug hatte, sich dann aber sehr schnell an die breit über zahlreiche deutsche Universitäten verstreute Gruppe der „Expansions-“ und „Außereuropa-Historiker“ wandte und heute neben interessierten Laien und Nachwuchshistorikern auch eine stattliche Anzahl der im universitären Bereich etablierten Fachhistoriker sowie angesehene Fachkollegen in der Schweiz umfaßt.<sup>1</sup>

Nachdem die Forschung der letzten ca. zwei Jahrzehnte zahlreiche Formen unfreier und freier Arbeit in europäischen Kolonien in Amerika, Afrika und Asien untersucht hat und sich dann auch deren Fortleben bzw. Transformation in nachunabhängigen Staaten zuwandte, und andererseits auch die europäische Sozialgeschichte sehr viele Erkenntnisse zu dieser Problematik zu Tage

gefördert hat, ja, sogar intrakoloniale und innereuropäische vergleichende Untersuchungen vorgelegt worden sind, lag es nahe, nun auch eine vergleichende Betrachtung zwischen den Verhältnissen in Europa und in den von Europa direkt oder indirekt beeinflussten außereuropäischen Regionen anzuregen; dies vor allem auch deshalb, da unter den Vorzeichen von „Entwicklung“ oder „Modernisierung“ die neueren historischen Prozesse immer wieder in recht allgemeinen oder gar nur impliziter Form innerhalb und außerhalb Europas angesprochen und unter so allgemeinen Kategorien wie „Welt-system“, „Globalisierung“ oder „Abhängigkeit“ bzw. „Dependenz“ diskutiert wurden, während die für den Historiker sich anbietende Betrachtungsweise, nämlich ausgehend von empirischen Ergebnissen über vergleichende Betrachtungen zu historisch quellennah abgesicherten Generalisierungen zu gelangen, bislang so gut wie gar nicht oder unter stark ideologisierten Vorzeichen unternommen wurden.<sup>2</sup>

Mit dem erwähnten „Workshop“ war zunächst nicht mehr beabsichtigt, als auf die Problematik hinzuweisen und erste Perspektiven aufzuzeichnen, die die Komplexität der Problematik erkennen lassen. Der vorliegende Band vereinigt fünf von sieben seinerzeit gehaltenen Vorträgen – zwei Beiträge, die sich mit einer vergleichenden Betrachtung der englischen und niederländischen Kolonien in Asien im 19. und beginnenden 20. Jh. und dem kolonialen Angloamerika befaßten, konnten nicht rechtzeitig in druckfertiger Fassung vorgelegt werden. Erfreulicherweise haben die Autoren überwiegend die theoretisch-methodischen Probleme solcher vergleichender Betrachtungen selbst angesprochen, so daß an dieser Stelle darauf nicht besonders einzugehen ist. Die Themen reichen von der Betrachtung von Arbeitsbedingungen, -kosten und -produktivität bis hin zum Vergleich von Löhnen, Ernährungsgrundlagen und Lebenserwartung von abhängig arbeitenden Menschen unter verschiedenen rechtlichen, wirtschaftlichen, klimatischen und kulturellen Bedingungen. Der mehr oder weniger starke Einfluß makroökonomischer Trends auf Produktionsweisen und Arbeitsformen in außereuropäischen Gesellschaften werden ebenso angesprochen wie der zentrale Stellenwert von Arbeitsleistung im Familienverband unter den verschiedensten geographisch-klimatischen und kulturellen Bedingungen und deren Bedeutung für die Kalkulation des erzielten Ertrages von Arbeit oder die Auswirkungen von international bedeutenden Substitutionsprozessen bei der Erzeugung bestimmter Rohstoffe auf europäische Veränderungen im Produktionsprozeß und deren Bedeutung für die Arbeitsbedingungen. Angesichts des Charakters dieses Treffens kann es natürlich nicht darauf ankommen, bereits von Ergebnissen zu sprechen, es sei denn von dem zentralen Beitrag, den die vorgelegten Untersuchungen vermitteln, daß es sich um ein Thema von großer Komplexität

## Editorial

handelt, das Wechselwirkungen auf vielerlei Ebenen und in weit ausgreifenden geographischen Dimensionen erkennen läßt, die weit über das extrem simplifizierende Nord-Süd-Modell oder das so verbreitete „Dritte-Welt-Schema“ hinausreichen.

Hamburg, im August 1994

Horst Pietschmann

- 1 Vgl. dazu: Der Förderverein Forschungsstiftung für vergleichende Überseegeschichte e. V. – Ein Profil: Ziele, Satzung, Schriftenverzeichnis der Mitglieder, zusammengestellt von T. Beck und R. Ptak. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte, Heft 20, Bamberg 1992.
- 2 Mit Bezug zu Lateinamerika hat lediglich Cristóbal Kay, *El sistema señorial europeo y la hacienda latinoamericana*, México 1980, einigermaßen systematisch vergleichend in dieser Richtung gearbeitet, vgl. dazu auch allgemeiner sein Buch *Latin American Theories of Development and Underdevelopment*, London/New York 1989 mit zahlreichen weiterführenden Hinweisen.





## „Im Schweiß eures Angesichts“. Arbeitsverhältnisse in der Alten und Neuen Welt von 1500 bis 1850

Das Thema „Arbeitsverhältnisse“ während des *Ancien Regime* in der Alten und Neuen Welt erscheint harmlos und rein akademisch, als habe es nichts mit den gegenwärtigen Weltproblemen zu tun. Aber der Schein trügt. Sobald das Stichwort „außereuropäische Arbeitsverhältnisse“ fällt, fühlen sich nicht nur Fachhistoriker angesprochen, sondern auch Sozialwissenschaftler und Politiker.

Das Interesse der Sozialwissenschaftler läßt sich begreifen aus ihrem Streben, eine wissenschaftliche Erklärung für die gegenwärtige ökonomische Schwäche vieler außereuropäischer Länder zu finden. Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema weisen aus, daß der Faktor Arbeit in großen Teilen der Dritten Welt anders funktioniert und anders belohnt wird als im Westen. Eine Erklärung für die abweichenden Arbeitsverhältnisse ist nicht einfach, und vielfach wird die Ursache dafür in der kolonialen Vergangenheit dieser Länder gesucht. Haben nicht die europäischen Kolonialmächte die Arbeitsverhältnisse in diesen Ländern korrumpiert? Das ist deutlich in den Gebieten, die vollständig kolonisiert waren, und in denen Sklaverei und Zwangsarbeit eingeführt wurden. Aber auch in den Gebieten, mit denen Europa nur Handelskontakte unterhielt, also in Westafrika, an der indischen Küste und in vielen Teilen des indonesischen Archipels, waren die Arbeitsverhältnisse korrumpiert. Der Tauschhandel mit westlichen Produkten stimuliert in diesen Gebieten die Bildung einer hierarchischen Gesellschaftsstruktur, in der Macht und Reichtum in den Händen weniger konzentriert wurden und in denen große Gruppen Sklaven entstanden.<sup>1</sup>

Viele Sozialwissenschaftler meinen, daß diese von Europa in Gang gebrachten Entwicklungen die Ausbildung normaler Arbeitsverhältnisse in späteren Zeiten unmöglich machten, und daß die in der Kolonialzeit vorgenommenen Eingriffe die sozioökonomische Situation bis auf den heutigen Tag bestimmen. Die Diskussion spitzt sich also zu auf die Frage der „Schuld“ oder „Unschuld“ der europäischen Kolonialmächte an der gegenwärtigen Situation der ehemaligen Kolonien oder Einflußgebiete. Die Diskussion über die koloniale Schuldfrage hat direkten Einfluß auf das Geschichtsbild, das von dieser Periode entwickelt wird. Wenn man annimmt, daß die gegenwärtige

schlechte Situation der Wirtschaft in vielen ehemaligen Kolonien verursacht ist durch das frühere Eingreifen der Kolonialmächte, während dieselben Mächte gleichzeitig ihre eigenen Länder wirtschaftlich stark machten, dann muß man davon ausgehen, daß die koloniale Politik willkürlicher und despotischer war als die Politik im Mutterland. Das Bild von der kolonialen Herrschaft wird eintönig schwarz gefärbt und die Nuancen, die sich durch sorgfältige historische Untersuchungen anbringen lassen, sind sehr schwer zu vermitteln, während von der vorkolonialen Zeit ein verklärtes, idealisiertes Bild gezeichnet wird. Horst Pietschmann hat mir eine Anekdote erzählt, die eine treffende Illustration für das verzerrte Geschichtsbild ist, das viele Europäer von der kolonialen und der vorkolonialen Zeit haben. Während einer der Vorträge zum Kolumbusjahr wurde er gefragt, ob die Indianer vor 1492 auch Kriege gekannt haben.

Besser kann die Vorstellung von der „heilen Welt“ nicht illustriert werden. In dieser Vorstellung bestand außerhalb von Europa das Paradies, bevor die Europäer es durch die Eroberung jäh zerstörten. Wie viele andere Mythen der Weltgeschichte ist auch dieser Mythos durch sorgfältige historische Forschung widerlegt worden. Wo auch die Europäer hinkamen, überall hatten die Menschen ihr Brot „im Schweiß ihres Angesichts“ erarbeiten müssen. Das war so vor Beginn der europäischen Expansion, und das war auch während und nach dieser Epoche so.<sup>2</sup>

## II.

Es würde aber vom Thema wegführen, jetzt weiter auf all die phantasievollen Bilder einzugehen, die man sich im Laufe der Zeit in Europa von den Menschen und der Geschichte außerhalb Europas gemacht hat. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf das Thema sowie auf jenen Teil, der sich quantitativ erfassen läßt. Vor 1850 wurden quantitative Daten über Arbeitsverhältnisse außerhalb Europas beinahe ausschließlich in den europäischen Kolonien in der Neuen Welt produziert, am ausführlichsten in den englischen, französischen und niederländischen Kolonien. Es wäre sicher der Mühe wert, zu versuchen, die Arbeitsverhältnisse in Asien, Afrika und Amerika außerhalb der kolonisierten Gebiete mit einzubeziehen, aber leider gibt es darüber keine ausführlichen Studien.

Das Quellenmaterial erlegt noch eine zweite Beschränkung auf. Selbst in den eben erwähnten französischen, englischen und niederländischen Kolonien befaßt sich der größte Teil der Literatur mit Sklaverei und nicht mit anderen

Formen freier und unfreier Arbeit. Auf Grund der Quellen könnte man zu dem Schluß kommen, daß die Expansion Europas vor allem Gesellschaften mit Sklaverei entstehen ließ. Das war natürlich nicht so. Wir müssen uns in die Zeit zurückversetzen. Sklaverei war eine wichtige Form von mobiler Arbeit in dieser Zeit, sowohl in Asien, Afrika und Amerika, als auch in Teilen Zentral-, Süd- und Osteuropas, wo Sklaverei und Leibeigenschaft häufig vorkommende Institutionen waren. Daß in Westeuropa keine Sklaverei vorkam, kann eher als Ausnahme von der Regel angesehen werden.<sup>3</sup>

Zweitens kann, was Afrika und Asien betrifft, darauf hingewiesen werden, daß die europäische Expansion in diesen Gebieten die Sklaverei einerseits in beträchtlichem Umfang zunehmen ließ, andererseits aber auch verschwinden ließ. Denn im Laufe des vorigen Jahrhunderts haben die Europäer ihre Macht in Indien, Indonesien und Afrika darauf verwendet, den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen.

Doch gab es während der Expansion Europas in der Periode von 1500 bis 1850 ein Paradox, ausgerechnet Westeuropa, das um 1500 eine einzigartige Position in der Welt einnahm, was die Arbeitsverhältnisse betrifft, weil es keine Sklaverei kannte, ausgerechnet dieses Westeuropa hat in einem Teil seiner Kolonien Sklaverei eingeführt und hat außerdem aus der Sklaverei ein in ökonomischer Hinsicht ungekuntt effizientes und gewinnbringendes System gemacht.

Die Effizienz hat dafür gesorgt, daß wir jetzt über das Leben der Sklaven in den englischen, französischen und niederländischen Kolonien in Amerika hervorragend informiert sind. In anderen Teilen der Welt ist das nicht der Fall. Selbst in Europa sind die Quellen über die Lebensverhältnisse der Arbeiter teilweise nicht so gut.

Vor etwa zwanzig Jahren hat man begonnen, die Arbeits- und Lebensumstände der Sklaven mit denen der freien Arbeiter zu vergleichen. Zuerst geschah das in Nordamerika, wo die ökonomischen Historiker (die Cliometriker) die Arbeitsumstände der Sklaven im Süden der Vereinigten Staaten verglichen mit denen der freien Einwanderer im Norden der Vereinigten Staaten vor dem Bürgerkrieg. Danach – aber zögernder – wurden auch die Arbeitsverhältnisse im karibischen Gebiet mit denen in Europa verglichen. Und zur Zeit richtet sich das Interesse der Cliometriker auf die asiatischen Auswanderer, die im vorigen Jahrhundert, der traditionellen Interpretation zufolge, in einem „neuen System der Sklaverei“ in den Plantagengebieten landeten.<sup>4</sup>

Die Arbeitsverhältnisse der amerikanischen Plantagensklaven könnten vielleicht besser mit denen der osteuropäischen Leibeigenen verglichen

werden als mit denen der freien Lohnarbeiter in Westeuropa. Aber wir besitzen keine Angaben über das Einkommen, die Demographie, den Verbrauch und die Produktion der Leibeigenen in Osteuropa. Eine vergleichende Untersuchung könnte nur in ganz allgemeinen Worten feststellen, daß einerseits die Ernährung der Sklaven besser war, aber daß andererseits unter den russischen Leibeigenen weniger demographische Schwankungen auftraten als unter den Sklaven. In beiden Fällen, in Amerika und in Osteuropa, wurde das System der unfreien Arbeit von oben, von der Regierung, aufgehoben und nicht durch Aufstände von unten. Das Sklavensystem war aber viel effizienter und gewinnbringender als das System der unfreien Arbeit in Rußland. Darum konnten die Sklavenbesitzer ihren Sklaven einen relativ hohen Lebensstandard sichern, während die Herren der Leibeigenen nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügten. Nach der Abschaffung der Sklaverei gab es in der Neuen Welt dann auch meistens eine drastische Senkung des Lebensstandards der Arbeiter, in Rußland jedoch nach der Abschaffung der Leibeigenschaft nicht.<sup>5</sup>

### III.

Die ersten quantitativen Vergleiche zwischen den Lebensverhältnissen von freien und unfreien Arbeitern wurden – wie bereits erwähnt – in den Vereinigten Staaten unternommen. Da wurde der Zustand unter Plantagensklaven im Süden mit dem Zustand der Immigranten im Norden während des 19. Jhs. verglichen. Dieser Vergleich besagt auch etwas über die Verhältnisse in West-, Süd- und Osteuropa. Denn Europäer wären nicht en masse nach Nordamerika ausgewandert, wenn die materiellen Umstände dort nicht besser gewesen wären als in ihrer Heimat. Wenn sich herausstellt, daß die materiellen Umstände der Sklaven im Süden besser oder zumindest ebensogut waren wie die der freien Arbeiter im Norden der Vereinigten Staaten, dann können wir daraus schließen, daß der Zustand der Sklaven in materieller Hinsicht auch besser war als der der Arbeiter in Europa.

Diesen Punkt will ich nicht weiter ausführen; auch in Deutschland ist diese Debatte verfolgt worden, die die Welt der Historiker, Ökonomen und Anthropologen noch immer nachzittern läßt. Ich verweise nur auf eine der letzten Nummern von „Geschichte und Gesellschaft“. Was die nordamerikanische Sklavereidebatte so besonders machte, waren die genauen cliometrischen Vergleiche, die in vielen Studien vorgenommen wurden.<sup>6</sup>

Als Beispiel nenne ich die genauen Berechnungen der Kalorienwerte der

Sklavennahrung und der Durchschnittsmenge von Kalorien, die ein freier Arbeiter zu sich nahm. Oder die Quadratmeterfläche der Sklavenhütten und die der Wohnungen in den nördlichen Mietskasernen; oder die Anzahl der Leibstrafen im Süden und im Norden; oder das durchschnittliche Risiko des Auseinanderbrechens der Familien, im Süden durch Verkauf eines Familienmitgliedes, im Norden durch Arbeitssuche in einer anderen Stadt. Auch hat man versucht, den „Expropriationsfaktor“ zu bestimmen, also den Unterschied zwischen dem Wert der Arbeitsprodukte, unter Abzug der Kosten der anderen Produktionsfaktoren, und dem Betrag, den der Lebensunterhalt eines Sklaven kostete. Die Berechnungen ergeben einen Expropriationsfaktor von zehn Prozent. Das machte, verglichen mit dem Steuerdruck des freien Proletariats im Norden, kaum einen Unterschied aus.<sup>7</sup>

Zu diesem Problem ist die Lektüre vom *Time on the Cross*, von Robert Fogel und Stanley Engerman empfehlenswert, ebenso die ausführlichen Kritiken von Peter Temin, Richard Sutch, Herbert Gutman und Eugene Genovese.<sup>8</sup> 1989 erschien eine neue Zusammenfassung über die Sklaverei im Süden der Vereinigten Staaten von Robert Fogel.<sup>9</sup> Im Laufe der Zeit sollen noch drei weitere Bände mit Detailstudien erscheinen.<sup>10</sup> Bei der Publikation des letzten Buches gab es keine fundamentale Kritik mehr.<sup>11</sup> Die Cliometriker haben den Streit gewonnen. So steht jetzt fest, daß um 1850 die materielle Position der Sklaven im Süden der Vereinigten Staaten sicher so gut war wie die der freien Arbeiter im Norden, und daß sie demzufolge auch besser war als die der Lohnarbeiter in Europa. Um dies zu illustrieren, seien einige Zahlen genannt: der Fleischverbrauch pro Kopf und Jahr betrug in Australien damals 246 Pfund, in den Vereinigten Staaten 186 Pfund, für die Sklaven in den Vereinigten Staaten 179 Pfund; in Berlin aber 111 Pfund. Arbeitsumstände und Nahrung in verschiedenen Gebieten sind oft schwierig zu vergleichen, aber die Weltgesundheitsorganisation hat als zuverlässigen Indikator für den Ernährungszustand einer Gruppe von Menschen die Größe von Männern und Frauen in ihrem zwanzigsten Lebensjahr angegeben. Fogel hat sich große Mühe gegeben, Änderungen in diesem „adolescent spurt“ nachzuweisen, und er kommt zu folgenden Ergebnissen: Weiße, in den USA geboren, wurden durchschnittlich 67,5 inches groß im 20. Lebensjahr, Sklaven 66,4 inches, Sklaven aus Trinidad 64,7 inches, das französische Proletariat 64,7 inches, Italiener aus dem Norden 64,4 inches, aus dem Süden 63 inches.<sup>12</sup>

Die cliometrische Methode hat eine stille Revolution verursacht. Kein Historiker in den Vereinigten Staaten kann heute noch schreiben, daß das Familienleben, die Nahrung, die ökonomischen Aussichten der Sklaven gut oder schlecht waren. Er muß zugleich die Frage beantworten: wie gut und wie schlecht im Vergleich womit?

#### IV.

Es ist möglich, die Arbeitsumstände der Sklaven im Süden der Vereinigten Staaten als außergewöhnlich gut zu umschreiben. Das Krankheitsklima war günstiger als in Afrika und als in Europa. Baumwolle war ein Produkt, für das die Nachfrage groß blieb, und es gab kaum Konkurrenz aus anderen Gebieten. Kein Wunder, daß die Plantagenbesitzer die Sklaven gut behandeln konnten, sie hatten mehr als genug Geld dafür. So ist der Vergleich zwischen den Arbeitsumständen im Süden der Vereinigten Staaten mit denen in anderen Plantagengebieten nicht ganz fair. Hinzu kommt, daß der größte Prozentsatz von Sklaven aus Afrika, 80 Prozent von den ca. 11 Millionen, die im Laufe der Zeit aus Afrika deportiert wurden, nicht in die Vereinigten Staaten kam, sondern im karibischen Gebiet und in Brasilien landete. Leider liegen über die Arbeitsverhältnisse auf den brasilianischen Plantagen noch nicht viele Studien vor; über die Plantagen in Westindien gibt es zwar mehr Untersuchungen, aber noch lange nicht so viele wie über die Plantagen in den Vereinigten Staaten. Aus den Publikationen wird deutlich, daß zwischen den verschiedenen Plantagengebieten sehr große Unterschiede bestanden. Im karibischen Gebiet waren die Gewinne der Plantagenbesitzer deutlich größeren Schwankungen unterworfen, und das Krankheitsklima war viel ungünstiger als in Nordamerika. In der Karibik kamen auch große Aufstände vor, die im französischen Saint-Domingue sogar zu einer schwarzen Republik führten: Haiti.<sup>15</sup>

Es gibt drei Perioden in der karibischen Geschichte, für die die Arbeitsumstände der Sklaven und Ex-Sklaven verglichen worden sind mit denen der europäischen Arbeiter. Diese Vergleiche sind sowohl von Zeitgenossen wie von modernen Historikern ausgeführt worden. Es handelt sich um die Periode von 1630 bis 1670 und die Periode von 1760 bis 1830, und schließlich um die Periode der „Lehrzeit“ unmittelbar nach der Abschaffung der Sklaverei, in der englischen Karibik zwischen 1833 und 1838 und in der niederländischen Karibik zwischen 1863 und 1873.

Für die erste Periode ist der Vergleich wichtig, weil damals gerade die Entscheidung für die Einführung der Sklaverei in den englischen, französischen und niederländischen Kolonien getroffen wurde. Die Engländer und Franzosen wählten in den ersten Jahrzehnten ihres karibischen Kolonialbesitzes bewußt nicht die Sklaverei als Arbeitssystem, wie die Spanier und Portugiesen es wohl getan hatten. Namentlich in England war das Angebot an jungen, unverheirateten Männern, die sich als Kontraktarbeiter für Westindien verpflichten wollten, ausreichend, um die Nachfrage nach Arbeitskräften zu decken. Zwischen 1630 und 1650 war das karibische Gebiet das beliebteste

Auswanderungsziel für Europäer, und die englischen Kariben waren innerhalb kurzer Zeit das am dichtesten bevölkerte Gebiet der Erde.<sup>14</sup>

Diese Auswanderung ging zu Ende, weil das europäische Proletariat sich nach 1650 weigerte, freiwillig dorthin zu gehen. Die meisten europäischen Migranten zwischen 1650 und 1660 wanderten mehr oder weniger gezwungen dorthin aus: es waren vor allem Kriegsgefangene aus dem englischen Bürgerkrieg und dem englischen Eroberungskrieg in Irland, Pauperisierte und Kriminelle. Nach 1660 war dieses Angebot erschöpft, und die Plantagenbesitzer mußten afrikanische Sklaven kaufen, um ihren Bedarf an Arbeitskräften zu decken. Bei dieser Entscheidung ging es nicht darum, die Arbeitskosten zu senken, sondern darum, einen zukünftigen enormen Anstieg der Arbeitskosten zu verhindern, der bei Aufrechterhaltung der freien Arbeit zwangsläufig aufgetreten wäre.<sup>15</sup>

Zwischen 1630 und 1660 hatte eine stetige Verbesserung der Arbeitsumstände auf den westindischen Plantagen stattgefunden. Der Gewinn, den der Tabakexport einbrachte, wurde zu einem großen Teil investiert in Arbeitskosten. Die Kontrakte wurden kürzer, und die Kosten, um am Ende des Kontraktes ein Stück Land für die Ex-Arbeiter zur Verfügung zu stellen, wurden stets höher. Im Gegensatz zu Europa war und blieb der Faktor Arbeit in Westindien immer knapp, denn es kam auf den englischen und französischen Inseln zu einem konstanten Wirtschaftswachstum. Der Ankauf von Sklaven nach 1660 mußte verhindern, daß die Arbeitskräfte unbezahlbar wurden, nachdem das reichliche Angebot an freien Arbeitern aus Europa versiegt war.

Als Erklärung für das abnehmende Arbeitsangebot wird auf die Verbesserung der Arbeitsumstände in Europa nach 1650 sowie auf die Anti-Westindien-Propaganda verwiesen, die von zurückgekehrten Kontraktarbeitern in Europa verbreitet wurde. Die Feldarbeit auf den Plantagen war für Europäer um keinen Preis mehr akzeptabel. Der Ankauf von Afrikanern war eine teure Wahl. Und unter ökonomischem Gesichtspunkt ist es eigentlich verwunderlich, daß die französische und englische Regierung 1660 nicht die Möglichkeit geschaffen haben, das europäische Proletariat zu Sklaven zu machen. Das wäre sicherlich die billigste Lösung des Arbeitskräfteproblems in der Neuen Welt gewesen. Das Rechtssystem war schon beinahe soweit. Man denke an die jahrelangen erzwungenen Arbeitskontrakte der Kriegsgefangenen, Vagabunden und Menschen, die mit der Justiz in Konflikt gekommen waren. In Schottland herrschte in den Bergwerken eine Art legaler Sklaverei, die erst 1770 mit dem ersten englischen Emanzipationsgesetz aufgehoben wurde. Die Iren standen bei den Engländern zwar nicht in hohem Ansehen, dennoch sind

sie nicht en masse als Sklaven lebenslang nach Westindien geschickt worden.<sup>16</sup>

Für Europa bedeutete dieser Beschluß übrigens, daß die Emigration von Europäern von nun an vor allem nach Nordamerika ging, und daß nicht mehr als zwei bis drei Millionen Europäer vor 1800 in die Neue Welt auswanderten. Wäre die Zahl gestiegen bis auf 13 oder 15 Millionen, und wäre das Herkunftsgebiet der Emigranten beschränkt geblieben auf wenige europäische Regionen, dann wären die Lohnkosten in Europa sicherlich gestiegen. So gesehen hat die Einführung der afrikanischen Sklaven in Westindien den Anstieg der Löhne in Europa verlangsamt.<sup>17</sup>

Sklaverei wurde in Westindien eingeführt, um eine konstante und zuverlässige Anzahl von Arbeitskräften zur Verfügung zu haben. Das wird noch einmal demonstriert in der Periode von 1760 bis 1830, als die Sklaverei bereits von allen Seiten angegriffen wurde und die Sklavenbesitzer viel Geld investierten, um das System zu retten. Es gelang ihnen, einige große technische Neuerungen einzuführen. Produktion und Absatz stiegen, und die Sklaverei in der Neuen Welt wurde immer unentbehrlicher. Die Sklaven mußten immer härter und effizienter arbeiten. In den britischen, französischen und niederländischen Plantagengebieten stieg die Produktivität nach 1760 um 35 Prozent. Dieselbe Produktivitätssteigerung wurde in England nur durch die Industrialisierung erreicht. Die Produktivitätssteigerung spiegelte sich in der Entlohnung wider. Letzteres wurde von den Abolitionisten abgestritten, die in Europa eine sehr emotionale Abschaffungskampagne führten. Der für die Sklaverei günstige Vergleich zwischen den Arbeitsverhältnissen der Sklaven und denen der europäischen Arbeiter ist vielfach von den Verteidigern der Sklaverei in den endlosen Abschaffungsdebatten angeführt worden. Die Abolitionisten gingen nur selten auf diese Vergleiche ein, während die Pflanzer sie freudig begrüßten, um damit den Erfolg ihrer eigenen Verbesserungspolitik zu beweisen.<sup>18</sup>

Moderne Berechnungen für die Periode von 1760 bis 1830, sowohl für Westindien wie für den Süden der Vereinigten Staaten, weisen aus, daß die Pflanzer Recht hatten. Der Verbrauch von Brot, Roggen, Gemüse, Kartoffeln und deren Äquivalenten war in Westindien um 1830 pro Kopf der Bevölkerung ungefähr 20 Prozent höher als in England. Dasselbe trifft zu für den Verbrauch von Fleisch, Fisch, Butter, Käse und gleichwertigen Lebensmitteln. Ein englischer Arbeiter gab für Kleidung durchschnittlich ein Pfund Sterling pro Jahr aus, der Pflanzer in Westindien durchschnittlich ein Pfund und 16 Pennies pro Sklave, trotz des Klimaunterschiedes, der für Westindien niedrigere Ausgaben für Kleidung hätte vermuten lassen.<sup>19</sup>



Die Sklavenbesitzer wiesen zumeist noch darauf hin, daß diese Zahlen nur die offiziellen Nahrungs- und Kleidungsausgaben widerspiegeln, und daß die Sklaven außerdem noch Gärten für ihren eigenen Gemüseanbau bearbeiteten, teilweise Milchvieh besaßen und auch noch jagen und fischen konnten. Das erklärt, warum die Sklaven es materiell wahrscheinlich besser hatten als ihre freien proletarischen Zeitgenossen in Europa. Sklaven waren immer knapp, freie Lohnarbeiter in England aber nicht. Darum war wahrscheinlich die Ausgangsposition der Sklaven, um materielle Zugeständnisse zu erreichen, günstiger als die der freien Lohnarbeiter. In dieser Zeit, in der der Lebensstandard der Sklaven angehoben wurde, sank der der englischen Industriearbeiter.<sup>20</sup> Übrigens war die materielle Position der westindischen Sklaven durchschnittlich nicht nur besser als die der Proletarier in Europa, sondern auch als die der Afrikaner in Afrika. Das beweisen Skelettmessungen und -vergleiche, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden.<sup>21</sup>

Die dritte Periode, für die die Arbeitsumstände in Europa und in Westindien verglichen wurden, war die Zeit unmittelbar nach der Aufhebung der Sklaverei. In den englischen Gebieten in der Karibik wurden einige Maßnahmen vorbereitet, die den Übergang zur Lohnarbeit gleitend verlaufen lassen sollten. Die Ex-Sklaven mußten nach der offiziellen Aufhebung der Sklaverei noch vier Jahre auf den Plantagen arbeiten. Eine Reform der Gesundheitsversorgung und der Rechtssprache wurde durchgeführt, und Beamte mußten die Einhaltung der neuen Gesetze kontrollieren. In Surinam, der niederländischen Plantagenkolonie, wurde der Übergang zur freien Arbeit auf ähnliche Weise organisiert. Die Anzahl der Kontrollbeamten stieg sehr schnell in Westindien, und ihre Berichte geben ein gutes Bild von dieser Zeit. Die meisten von ihnen kamen direkt aus dem Mutterland und hatten sich dort aktiv für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt. Ihre Beziehungen zu den Plantagenbesitzern waren gespannt. Diese verübten der Regierung den Einsatz von so vielen, mit relativ großer Macht ausgestatteten Repräsentanten.<sup>22</sup> Doch beurteilten die meisten dieser Beamten die materielle Lage der ehemaligen Sklaven als relativ günstig.

In Jamaicasah einer von ihnen zu seinem großen Erstaunen die Ex-Sklaven in teuren Kleidern und zu Pferd zur Kirche kommen. Selbst Reverend Knibb, ein überzeugter Abolitionist, meinte, daß die Arbeiter auf Jamaica es besser hätten als die Arbeiter im Mutterland. In British Guinea stellte ein Beamter fest, daß ein früherer Sklave pro Tag mühelos vier Schilling verdienen könnte, während ein Arbeiter im Mutterland nie mehr als die Hälfte bekäme. Hinzu kam, daß die Arbeiter in Jamaica bereits mittags mit ihrer Arbeit fertig waren, außerdem keine Kosten für Wohnung und Heizung hatten und von kostenloser

Gesundheitsfürsorge und kostenlosem Schulunterricht Gebrauch machen konnten.<sup>23</sup>

Der relativ hohe Lebensstandard der Ex-Sklaven bildete selbst ein Hindernis für das gemeinschaftliche Auftreten von Abolitionisten einerseits und Sozialreformern, die sich für das Los der englischen Arbeiter einsetzten, andererseits. Die Lohnsklaverei des Industrieproletariats sei schlimmer als die Sklaverei in den Kolonien, und es sei ein Paradox, daß die Sklaverei zu dem Zeitpunkt abgeschafft werde, an dem in England die neuen Armengesetze in Kraft traten, „which required British paupers to be incarcerated in workhouses where the regimentation, surveillance, and separation of families would surpass the ‚social control‘ of the most notorious West Indian plantations“.<sup>24</sup>

Die Wortführer der englischen Arbeiterklasse waren vor allem getroffen durch die Berichte von dem mangelnden Arbeitseifer der früheren Sklaven. Durch deren Abneigung gegen die Plantagenarbeit sank die Zuckerproduktion in den Kolonien, und der Zuckerpreis im Mutterland stieg. Abolitionisten und Sozialreformer in England führten noch einmal gemeinschaftlich eine Kampagne gegen das „Lehrlingssystem“ in den Kolonien und die Kinderarbeit in England. Danach verschwanden die Sklaven aus der politischen Diskussion. Selbst die negativen Folgen der Aufhebung des „Sugar Duties Act“ von 1846 auf das Lohnniveau der Ex-Sklaven konnte die Solidarität der englischen Arbeiter nicht wecken. Die günstigen Auswirkungen dieses neuen Gesetzes auf die englischen Zuckerpreise wogen anscheinend schwerer als die Nachteile für die früheren Sklaven in den Kolonien.<sup>25</sup>

In der niederländischen Diskussion über die Abschaffung der Sklaverei in Surinam wurden keine Anspielungen auf die soziale Gesetzgebung im eigenen Land gemacht. Die niederländischen Abolitionisten konnten nicht verschweigen, daß die Ex-Sklaven in den englischen und französischen Kolonien den Plantagen den Rücken zugekehrt hatten und lieber arm lebten als das Leben von Lohnarbeitern auf den Plantagen zu führen. Darum wurde die „Lehrzeit“ in Surinam auf zehn Jahre ausgeweitet. Während dieser Periode wurden bereits Kontraktarbeiter aus Indien für die Plantagen in Surinam geworben.<sup>26</sup> Die englische Regierung erhob keinen Einspruch gegen diese Maßnahme, die die Verhandlungsposition der früheren Sklaven um die Höhe der Löhne erheblich beeinträchtigte.

Nach 1850 war das Interesse im Mutterland an den Arbeitern in den Kolonien erloschen, und die Parallelen zu den Lebensbedingungen des Proletariats im eigenen Land kamen nicht mehr zur Sprache. Die Arbeiter in den Kolonien reagierten doch anders auf die ökonomischen Anreize als die Arbeiter in Europa. Bei steigenden Löhnen boten sie nicht mehr, sondern

gerade weniger Arbeit an. Ihre Reaktion auf die Gesetze von Angebot und Nachfrage waren dieselben wie die der Afrikaner in Afrika, und das trotz der jahrhundertelangen „Erziehungsbildung“ der Europäer auf den Plantagen. Auch die „Lehrzeit“ hatte keine Änderung des Verhaltens bewirkt. Die ehemals überzeugten Verteidiger der freien Arbeit sträubten sich nach 1850 nicht länger gegen einen kolonialen Arbeitsmarkt, auf dem langfristige Arbeitsverträge eine viel größere Rolle spielten als zur Zeit in Europa oder in Nordamerika.<sup>27</sup>

Wenn das Leben auf den Plantagen im Verhältnis zu Afrika und Europa materiell so gut war, kann man sich natürlich fragen, warum Europäer und Afrikaner nach der Abschaffung der Sklaverei nicht freiwillig auf die karibischen und brasilianischen Plantagen kamen, als die Plantagenbesitzer händelnd nach Arbeitern suchten. Tatsächlich sind im vorigen Jahrhundert hundertausende spanische und portugiesische Auswanderer auf die Plantagen in Brasilien und im karibischen Gebiet gekommen. Aber für die meisten Europäer gab es eine bessere Alternative, um dem Elend und der Armut ihrer Heimat zu entfliehen. Millionen und abermals Millionen wanderten in die gemäßigten Klimazonen aus: nach Nordamerika, Südamerika, Australien, Neu-Seeland, Südafrika, Algerien. Afrikaner hingegen sind im 19. Jh. kaum freiwillig ausgewandert. Die Geschichte des Sklavenhandels hat eine freiwillige Teilnahme von Afrikanern an der großen interkontinentalen Völkerwanderung des 19. Jhs. verhindert. Doch beweist das Schicksal der über eine halbe Million Asiaten, die im vergangenen Jahrhundert ins karibische Gebiet zogen, daß die Plantagen eine relativ gute Einkommensquelle waren. Von 1839 bis 1917 wanderten etwa 650.000 Asiaten ins karibische Gebiet. Die meisten, ca. 500.000, kamen aus Indien. 80 Prozent von ihnen blieben, trotz der Möglichkeit, ohne Kosten nach Indien zurückzukehren. Die Nachkommen dieser Emigranten haben heute ein durchschnittlich vielfach höheres Einkommen als die Nachkommen der Menschen, die in Indien geblieben waren, außerdem sind sie auch körperlich größer als ihre Vorfahren und ihre Verwandten in Indien.<sup>28</sup> Auch die Nachkommen der Sklaven in Westindien und Nordamerika haben ein höheres Einkommen als ihre entfernten Verwandten in Afrika, dasselbe gilt für die Nachkommen der Europäer, die aus Süd- und Osteuropa in die Neue Welt einwanderten.

V.

Nachdem es bisher ausschließlich darum ging, was Sklaverei mit anderen Arbeitssystemen gemein hat, soll im letzten Teil das Einzigartige, Unvergleichbare und Unakzeptable der Sklaverei dargelegt werden. Die Hervorhebung der Tatsache, daß der Lebensunterhalt der Sklaven reichlicher war als der der zeitgenössischen freien Arbeiter in Europa, könnte vielleicht als Loblied auf die Sklaverei ausgelegt werden. Um diese Möglichkeit sofort im Keim zu ersticken, will ich in der Schlußfolgerung die Gründe für die Notwendigkeit der Aufhebung der Sklaverei nennen, auch wenn sich einige der traditionellen Argumente für die Abschaffung, die sich auf die materielle Lage der Sklaven beziehen, als nicht stichhaltig erwiesen haben.

1. Die „Produktion von Sklaven“, die Versklavung und der Transport der Sklaven waren vollkommen unakzeptabel. Die Europäer haben die afrikanischen Sklaven wie Vieh transportiert. Das ist bei europäischen Emigranten nie der Fall gewesen, obwohl es ökonomisch auch vorteilhafter gewesen wäre. Die überaus dichte und gedrängte Unterbringung der Sklaven in den Schiffen hat sich übrigens nicht nennenswert auf die Sterberate ausgewirkt. Die hohe Sterberate auf der Reise im Vergleich mit anderen Emigranten ist anderen Faktoren zuzuschreiben, z.B. dem relativ schwachen physischen Zustand der Sklaven, als sie an Bord kamen, und der Tatsache, daß sich unter den Sklaven relativ viel alte Menschen und Kinder befanden.<sup>29</sup>

2. Die Sklavenbevölkerung in Mittel- und Südamerika konnte sich nicht normal reproduzieren, geschweige denn wachsen. Die europäische Kontraktarbeiter und andere europäische Einwanderer in diese Gebiete konnten das auch nicht (eine Ausnahme bilden die Spanier auf den karibischen Inseln). Aber die Europäer wurden nicht gezwungen, gegen ihren Willen dorthin zu gehen. Meiner Ansicht nach war die hohe Sterblichkeit der Einwanderer auf den Kariben die Hauptursache dafür, daß das europäische Proletariat sich nach 1650 weigerte, dorthin auszuwandern. Hätte man jemals Afrikaner auf freiwilliger Basis auf die karibischen Plantagen geholt, dann hätten sie sich nach einiger Zeit auch geweigert. Um 1650 beschlossen England, Frankreich und die Niederlande aber, das europäische Proletariat nicht als Sklaven nach Westindien zu schicken, obwohl die Engländer und Franzosen mit dem Transport von Andersgläubigen (Iren, Hugenotten), Vagabunden und Kriminellen dem sehr nahe kamen. Statt dessen wurden durch den Sklavenhandel 80 Prozent der afrikanischen Sklaven gezwungen, in Gebiete zu gehen, wo ein normales Familienleben für sie nicht möglich war, geschweige denn eine Chance bestand, länger zu leben und mehr Kinder am Leben zu erhalten als in

der Heimat. Die Sklaverei zwang sie, dort zu bleiben.<sup>30</sup>

3. Die Sklaverei dauerte lebenslänglich. Den Sklaven war jede Möglichkeit genommen, ihr Leben irgendwann selbständig zu gestalten. Und sie konnten keinerlei Hoffnung haben, daß ihre Kinder jemals die Gelegenheit dazu erhalten würden. Dies war der wesentliche Unterschied zu allen anderen Emigrantengruppen, die für kürzere oder längere Zeit ihre Freiheit verloren.<sup>31</sup>

Nach einer Übergangszeit zwischen 1850 und 1900 richtete sich die Aufmerksamkeit im Westen aufs neue auf die Arbeitsverhältnisse in den neuerobernten Kolonien in Afrika und Asien. Im niederländischen Indonesien kam es über die Zustände unter den chinesischen und javanischen Kontraktarbeitern auf den Tabakplantagen Sumatras zu einem Skandal. Für den Belgischen Kongo sind die abgehackten Hände der zur Arbeit gezwungenen afrikanischen Kautschukarbeiter bekannt geworden. Und Australien wurde vorgeworfen, daß es auf den neuen Zuckerplantagen eine Art Sklaverei der pazifischen Inselbewohner erlaubte, das berüchtigte „blackbirding“.<sup>32</sup> In der westlichen Presse wurde ausführlich über die Mißstände in den Kolonien berichtet, und die öffentliche Meinung wurde zugunsten der kolonialen Bevölkerung beeinflußt. Die Volksvertreter erhielten von ihren Wählern den Auftrag, Maßnahmen gegen die Mißstände zu ergreifen, und die Regierungen mußten etliche Reformen in den Kolonialverwaltungen einführen. Die neue Arbeitspolitik hatte auch Auswirkungen auf die einheimischen afrikanischen und asiatischen Arbeitgeber, denen es sehr schwer gemacht wurde, die jahrhundertealten Traditionen von Sklaverei und Kinderarbeit weiterhin aufrechtzuerhalten.

Was die Arbeitsverhältnisse angeht, war die europäische Expansion also ein zweiseitiges Schwert. In den ersten dreieinhalb Jahrhunderten der Expansion schufen die europäischen Kolonialherren die Plantagensklaverei, zu einer Zeit, als in Westeuropa diese Institution schon verschwunden war. Später veränderten die Europäer ihre Politik und versuchten, überall freie Arbeit einzuführen, zusammen mit anderen sozialen Erneuerungen wie z. B. begrenzte Arbeitszeit, Kinder- und Frauenschutz, medizinische Versorgung und gute Unterkünfte für die Arbeitskräfte. Die Zeit von 1850 bis 1900 war eine Übergangsperiode. Auch nach der Abschaffung der Sklaverei wiesen die Arbeitsverhältnisse in Europa und Nordamerika im Vergleich mit den Kolonien noch immer große Unterschiede auf. Nach 1900 wurden die Arbeitssysteme in den Metropolen und in den Kolonien langsam einander angeglichen, obwohl betrügerische und nachlässige westliche und nichtwestliche Unternehmen und koloniale Verwaltungen die Gesetze nicht einhielten und Übergriffe zuließen.

Die hier skizzierte Entwicklung verweist darauf, daß die Unterschiede, die heute zwischen den Arbeitsverhältnissen in Europa und in den ehemaligen Kolonialgebieten bestehen, nicht direkt aus dem Kolonialismus erwachsen sind. Für eine Antwort auf die Frage, welche Faktoren für die unterschiedliche ökonomische Entwicklung der kolonisierten und nichtkolonisierten Welt verantwortlich sind, muß man weiter forschen.

- 1 E. Brun/J. Hersch, *Der Kapitalismus im Weltsystem. Ein Lehrbuch über Industrie- und Entwicklungsländer*, Frankfurt a.M. 1975, S. 36-40.
- 2 W. Reinhard, *Mythen und Anti-Mythen der atlantischen Schicksalsgemeinschaft*, in: ders./P. Waldmann (Hrsg.), *Nord und Süd in Amerika: Gemeinsamkeiten, Gegensätze, Europäischer Hintergrund*, Freiburg 1992, S. 17-30; D. Senghaas (Hrsg.), *Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik*, Frankfurt a.M. 1979.
- 3 W. D. Philips, *Slavery from Roman Times to the Early Transatlantic Trade*, Manchester 1985.
- 4 L. Potts, *Weltmarkt für Arbeitskraft. Von der Kolonisation Amerikas bis zu den Migrationen der Gegenwart*, Hamburg 1988, S. 83-130.
- 5 P. Kolchin, *Unfree Labor. American Slavery and Russian Serfdom*, Cambridge (Mass.)/London 1987.
- 6 *Geschichte und Gesellschaft* 16 (1990), S. 137-211.
- 7 P. C. Emmer, *Slavemij*, in: H. Baudet/H. van der Meulen (Hrsg.), *Kernprobleme der economische geschiedenis*, Groningen 1978, S. 168-179.
- 8 R. W. Fogel/S. L. Engerman, *Time on the Cross. The Economics of American Negro Slavery*, Boston/London 1974; P. A. David u.a., *Reckoning with Slavery. A Critical Study in the Quantitative History of American Negro Slavery*, New York 1976.
- 9 R. W. Fogel, *Without Consent or Contract. The Rise and Fall of American Slavery*, New York 1989.
- 10 R. W. Fogel/R. A. Galantine/R. I. Mannings (Hrsg.), *Without Consent or Contract: Evidence and methods*, und R. W. Fogel/S. L. Engerman (Hrsg.), *Without Consent or Contract: Technical Papers*, 2 vols.
- 11 P. Kolchin, *More Time on the Cross? An Evaluation of Robert William Fogel's Without Consent or Contract*, in: *The Journal of Southern History*, LVIII (3), S. 491-502.
- 12 R. W. Fogel, *Without Consent or Contract* (Anm. 9), S. 133, 141.
- 13 J. R. Ward, *Poverty and Progress in the Caribbean, 1800-1960*, London 1985.
- 14 B. L. Solow, *The Transition to Plantation Slavery: the Case of the British West Indies*, in: S. Daget (Hrsg.), *De la traite à l'esclavage. Actes du colloque international sur la traite des Noirs*, Nantes 1985, I (1991), S. 89-110.
- 15 D. Eltis, *Labour and Coercion in the English Atlantic World from the Seventeenth to the Early Twentieth Century*, in: M. Twaddle (Hrsg.), *The Wages of Slavery. From Chattel Slavery to Wage Labour in Africa, the Caribbean and England*, London 1993, S. 216f.
- 16 Ebenda, S. 210; D. Eltis, *Europeans and the Rise and Fall of African Slavery in the Americas: An Interpretation*, in: *American Historical Review*, 98 (1993) 5, S. 1399-1423.
- 17 Eltis, *Labour and Coercion* (Anm. 15), S. 220f.
- 18 P. Hollis, *Anti-Slavery and British Working-Class Radicalism in the Years of Reform*, in: Ch. Bolt/S. Drescher (Hrsg.), *Anti-Slavery, Religion and Reform. Essays in Memory of Roger Anstey*, Folkestone 1980, S. 294-311; Ch. Schnakenbourgh, *La crise du système esclavagiste, 1835-1847*, Paris 1980, S. 98f.
- 19 J. R. Ward, *British West Indian Slavery 1750-1834. The Process of Amelioration*, Oxford 1988, S. 286ff.

## Arbeitsverhältnisse in der Alten und Neuen Welt 1500–1850

- 20 Ebenda, S. 261ff.
- 21 Fogel, *Without Consent or Contract* (Ann. 9), S. 141; D. Eltis, *Nutritional Trends in Africa and the Americas: Heights of Africans, 1819-1839*, in: *Journal of Interdisciplinary History*, 12 (1982), S. 453-475; ders., *Economic Growth and the Ending of the Transatlantic Slave Trade*, New York 1987, S. 65f.
- 22 W. A. Green, *British Slave Emancipation. The Sugar Colonies and the Great Experiment, 1830-1865*, Oxford 1976, S. 137-144.
- 23 Ebenda, S. 306f.
- 24 S. Drescher, *Capitalism and Anti-Slavery. British Mobilization in Comparative Perspective*, London 1986, S. 151.
- 25 D. Tarley, *The Culture of English Anti-Slavery, 1780-1860*, London/New York 1991, S. 183.
- 26 J. P. Siwpsad, *De Nederlandse regering en de afschaffing van de Surinaamse slavernij, 1833-1863*, Castricum/Groningen 1979, S. 217-270.
- 27 S. L. Engerman, *Economic Change and Contract Labour in the British Caribbean: the End of Slavery and the Adjustment to Emancipation*, in: D. Richardson (Hrsg.), *Abolition and its Aftermath. The Historical Context*, London 1985, S. 225-230.
- 28 R. Shlomowitz, *Coerced and Free Migration from the United Kingdom to Australia, and Indentured Labour Migration from India and the Pacific Islands to Various Destinations: Issues, Debates and New Evidence*, Paper prepared for the International Institute of Social History Conference „Migration and Settlement in a Historical Perspective: Old Answers and New Perspectives“, Amsterdam 1993, table 5.
- 29 D. Eltis, *Economic Growth* (Ann. 21), S. 135ff.
- 30 Ders., *Labour and Coercion in the English Atlantic World from the Seventeenth to the Early Twentieth Century*, in: *Slavery and Abolition*, 14/1 (April 1993), S. 207-226.
- 31 O. Patterson, *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge (Mass.) 1982.
- 32 J. Breman, *Taming the Coolie Beast. Plantation Society and the Colonial Order in Southeast Asia*, Oxford 1989; D. Vangroeneweghe, *Du sang sur les lianes. Leopold II et son Congo*, Bruxelles 1986; A. Graves, *Colonialism and Indentured Labour Migration in the Western Pacific, 1840-1915*, in: P. C. Emmer (Hrsg.), *Colonialism and Migration. Indentured Labour Before and After Slavery*, Dordrecht 1986, S. 239.

## **Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika**

Ich möchte in diesem Beitrag kurz die geläufigen Theorien zur Nutzung von Arbeitskraft bzw. von Auslagerung von Produktionsstätten in „Billiglohnländer“, wie wir heute sagen würden, in Bezug auf Westafrika vorstellen und sodann in einer Auswertung vorhandener empirischer Daten im westafrikanischen Raum untersuchen. Der wichtigste Globaleindruck ist: Der angebliche Arbeitskostenvorteil in Westafrika hat nicht bestanden, die möglichen Vorteile einer Nutzung der Arbeitskapazität vor Ort konnten nicht genutzt werden. Produktionsstätten sind weder in der vorkolonialen noch in der kolonialen Zeit nach Westafrika verlagert worden.

Die leitenden Fragestellungen werden sein:

1. Warum wurden Produktionsstätten nicht in Westafrika angesiedelt, z.B. zur Zuckerherstellung? Warum wurden vielmehr Arbeitskräfte aus Westafrika zur Zuckerproduktion in die Neue Welt verschifft?
2. War/ist Westafrika ein Billiglohnland?

Das komplexe Problem der realen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien und der langsamen Entstehung eines freieren Arbeitsmarktes klammere ich hier aus Gründen der Übersichtlichkeit aus. Dieses Paper ist eine erste, hypotheseartige Fassung eines Projekts, nicht das ausformulierte Ergebnis einer abgeschlossenen Forschung. Es formuliert vereinfachend und provokativ, um eine Weiterführung der Diskussion auszulösen.

### **1. Der theoretische Rahmen**

In seiner großen Studie „Commerce extérieur et développement économique de l'Europe au XIXe siècle“ zieht Paul Bairoch die Schlußfolgerung, daß die europäischen Kapitalexporte nur zu einem Anteil von 7-12 Prozent der industriellen Produktion dienen; weniger als 10 Prozent galten dem Plantagensektor. Ziel und Ergebnis dieser Investitionen außerhalb Europas waren nicht der Aufbau konkurrierender Industrien, sondern die Schaffung zusätzlicher Arbeitsmärkte für Fertigwaren aus Europa. Ein in dieser Form nicht vorher-



## Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika

gesehener Effekt war allerdings eine Steigerung der Getreideeinfuhren Europas aus diesen Ländern (vor allem aus den USA, aus Kanada, Australien, Argentinien, Neuseeland) und entsprechend ein Wachstumsrückgang der landwirtschaftlichen Produktion in Europa.<sup>1</sup>

Hiermit wird der globale Rahmen der Verschiebungen innerhalb der Weltwirtschaft im 19. Jh. und der globale Rahmen für die Bedingungen des Aufbaus neuer Produktionsstätten abgesteckt; bezeichnenderweise kommt Afrika dabei nicht vor.

Auf ebenso globaler Ebene hat Immanuel Wallerstein die These vertreten, daß der transatlantische Sklavenhandel unter anderem deshalb abgeschafft wurde, weil „die Arbeitskräfte, die ehemals als Sklaven benutzt wurden, nun dazu gebraucht wurden, exportfähige Agrarerzeugnisse in Afrika selbst zu produzieren, während die Europäer im 18. Jahrhundert alles daran gesetzt hatten, eben diese Form der Produktion zu verhindern.“<sup>2</sup> An anderer Stelle fügt er hinzu: Das kapitalistische Weltsystem habe sich in der großen imperialistischen Expansion wegen „der Suche nach billiger Arbeitskraft“ ausgedehnt: Der profitreduzierende Prozeß der wachsenden Proletarisierung sollte ausgeglichen werden, „indem neue Arbeitskräfte eingegliedert wurden, die halbproletarisch bleiben sollten.“<sup>3</sup>

In etwas modifizierter Form hat auch Samir Amin die Entwicklung im Senegal interpretiert: Europa beziehungsweise Frankreich habe zunächst überschüssiges Kapital nach Afrika exportiert, weil dort die Produktionskosten niedriger gewesen seien und landwirtschaftliche Exporte möglich und profitabel gemacht hätten: Gummi Arabicum, Erdnüsse. Frankreich ließ entsprechend eine einheimische Elite entstehen, mit dem Ziel, als „cadres assimilés de la colonisation ultérieure“ zu dienen und die Erdnußkultur auszuweiten,<sup>4</sup> bis die Übernahme der Führung in eigener Regie günstiger erschien. Die europäischen Investitionen seien in zwei Bereiche geflossen: Die militärische Penetration mit dem Ziel einer späteren Nutzung der billigen Arbeitskraft, und in den Eisenbahnbau, der dem Abtransport der Erdnüsse dienen sollte. Zur Untermauerung dieser These zeigt Samir Amin auf, daß die einheimische Elite, vor allem in Saint-Louis ab 1900 systematisch zerstört und durch französische Häuser ersetzt wurde.<sup>5</sup>

Wir haben damit einen kritischen Erklärungsrahmen, der letztlich besagt, die Auslagerung der Produktion in Billiglöhnländer, oder: die Vorbereitung einer solchen Auslagerung durch die Schaffung der politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen war Ziel und Schwerpunkt der imperialistischen Expansion.

Dies ist eine in sich schlüssige und plausible Argumentation, die wichtige Aspekte der realen Entwicklung aufdeckt.

## 2. Der empirische Befund

Eine genauere Studie der ökonomischen Veränderungen an der westafrikanischen Küste und im Binnenland dieses Großraumes zeigt allerdings andere Grundströmungen, die eine Revision dieser Erklärungsmuster erforderlich machen. Ein vorläufiger Befund besagt:

1. Eine Verlagerung von Produktionsstätten nach Westafrika, eine Anlage von Plantagen in Westafrika hat nicht stattgefunden;
2. Investitionen zur Nutzung der geringeren Lohn-, Arbeitskosten in Westafrika sind ebenfalls nicht vorgenommen worden.

Dies läßt sich für die Zeit des transatlantischen Sklavenhandels (vor dem 19. Jh.), für die Zeit der Umstellung auf den Warenhandel (19. Jh.) und für die Epoche der Kolonialherrschaft nachweisen.

### 2.1. Die Zeit des transatlantischen Sklavenhandels

Das eindeutigste Beweisstück für die *Nichtverlagerung* von landwirtschaftlichen Produktionsstätten nach Westafrika in der Zeit vom Beginn des Sklavenhandels bis in die heutige Zeit ist das Faktum, daß die Zuckerplantagen in Amerika aufgebaut wurden und dort geblieben sind, trotz aller weltwirtschaftlichen Veränderungen.

Dabei war die Insel São Tomé, gegenüber der heutigen Stadt Libreville in Gabun, im 16. Jh. der größte Zuckerlieferant Europas; Zucker wurde auf Plantagen mit Sklavenarbeit angebaut. Dieses Modell wurde dann nach Amerika übertragen. „the system was imitated in large measure on the sugar plantations of the Americas“.<sup>6</sup> Es wurde aber nie in Westafrika erneut angelegt; nirgendwo in Westafrika haben Weiße eine am Weltmarkt orientierte Plantagenwirtschaft erfolgreich aufgebaut. Versuche hat es gegeben, mit Baumwolle, Erdnüssen, Kaffee, Zuckerrohr, Kautschuk und Ölpalmen, sie alle sind gescheitert, von den weißen Pflanzern wieder aufgegeben worden, oder sie konnten nur mit massiven staatlichen Subventionen der verschiedensten Art überleben.<sup>7</sup> Warum?

Der Arbeitskostenvorteil einer Verlagerung der Plantagenproduktion nach Westafrika wäre eigentlich hoch gewesen; er läßt sich folgendermaßen schätzen: die Aufkaufpreise für einen männlichen erwachsenen Sklaven in Westafrika im 18. Jh. lagen zwischen 5 und 17 Pfund; die Verkaufspreise in Amerika: zwischen 24 und 44 Pfund. Die Differenz, durchschnittlich 20 Pfund pro Sklave, ist zusammengesetzt aus Transportkosten und Gewinnmarge der

Sklavenhändler; dieser Betrag kann aber auch als grobe Angabe für den Arbeitskostenvorteil angesehen werden, der entstanden wäre, wenn die Zuckerproduktion in Westafrika erfolgt wäre.<sup>8</sup>

Dieses Argument ist in den Debatten der Zeit ausdrücklich zur Begründung neuer Versuche des Zuckerrohranbaues benutzt worden: so erklärte James MacQueen im Jahre 1849 dem Slave Trade Committee of the House of Lords: „the slave plantations of America would be finished the minute West Africa... exported two or three thousand tons of sugar.“<sup>9</sup>

Dennoch ist eine Verlagerung, wider alle Kalküls einer Arbeitskostensenkung oder wider alle Hoffnung der Abolitionisten, nicht erfolgt.

Warum nicht?

Als allgemeine Gründe lassen sich folgende anführen:

1. In Westafrika waren keine weißen Siedler, die zur Aufnahme einer solchen Plantagenproduktion fähig bzw. willens gewesen wären, während in Amerika diese Produzenten sehr wohl vorhanden waren; zudem ließen sich in Amerika leichter Produktionsstrukturen aufbauen, Kapital war ebenfalls verfügbar.
2. In Westafrika waren Arbeitskräfte nicht verfügbar. Dies ist wohl die überraschendste Feststellung, die aber in meiner Einschätzung richtig und entscheidend ist.

Sie drängt sich zunächst aus einer Analyse der Beziehungen zwischen den ökologischen Rahmenbedingungen, der Auswahl der Nahrungspflanzen und der erforderlichen Arbeitskraft auf. In Savannen-Regionen bedeutete die zusätzliche Anpflanzung von Baumwolle oder Erdnüssen einen erheblichen Mehraufwand an Arbeit, der nur durch sehr attraktive Preise oder durch Zwangsmaßnahmen aufgebracht werden konnte.<sup>10</sup> In sogenannten Waldregionen war der Mehraufwand wesentlich geringer, diese Böden eigneten sich aber nicht für Baumwolle; Kakao oder Kaffee wurden hier zu den wichtigsten Cash crops.

In denselben Zusammenhang gehört ein Argument, das von der geschlechtlichen Arbeitsteilung ausgeht, die ihrerseits eng an die ökologischen Existenzbedingungen gebunden ist: in den Savannenregionen mußten Männer wie Frauen auf den Feldern arbeiten, und der Anbau neuer Marktprodukte wie Erdnüsse oder Baumwolle war nicht, wie im Umkreis der „vent-for-surplus theory“ häufig formuliert wird, der Umstieg der Männer von Kriegs- oder Jagdtätigkeiten auf neue Formen der Landwirtschaft, sondern „either a difficult reordering of priorities or an intensification of effort far beyond accustomed levels“.<sup>11</sup> Diese Umstellung war kein kostenneutraler Schritt, er hatte auch weitreichende Folgen für die Ernährung und Gesundheit der Bevölkerung.<sup>12</sup>

Über diese ökologischen Voraussetzungen und ihre unmittelbaren, lokal sehr verschiedenen Konsequenzen hinaus erlaubten auch die allgemeinen politischen Bedingungen in Westafrika bis ins ausgehende 19. Jh. nicht den Aufbau einer von Weißen initiierten und getragenen Plantagenwirtschaft; eine Vielzahl unabhängiger afrikanischer Reiche/Staaten existierte in diesem Großraum, mit unterschiedlicher staatlicher Zentralisierung und Machtfülle, aber in politischer Unabhängigkeit; wegen der konkreten geographisch-gesundheitlichen Situation (wegen der Ausdehnungen und der malaria- und gelbfiebereverseuchten Bedingungen) waren diese Staaten auch relativ unangreifbar. Eingriffe der wenigen Weißen in die Produktions- und Gesellschaftsstruktur waren nicht möglich.

Der Aufbau von Plantagen zur Exportproduktion wäre ein tiefer Eingriff in das Wirtschaftssystem dieser unabhängigen Staaten gewesen, der ihre Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln gefährdet hätte. Im wesentlichen war die Wirtschaft der großen Masse der Bevölkerung dieses Großraumes an der Subsistenz orientiert, erweitert durch den gelegentlichen Austausch bestimmter Güter, wie Eisen, Hacken, Salz, Fisch, Fleisch, Kola-Nüssen, die nicht selbst hergestellt werden konnten, oder die aus ökologischen Nachbarzonen bezogen wurden. Daneben hatte es aber auch eine ausgedehnte Plantagenwirtschaft gegeben, auch und gerade im Landesinneren, dort, wo die Bevölkerungsdichte größer war, überall dort, wo eine herrschende Schicht ein zentralisierteres Staatswesen gegründet hatte und dieses beherrschte.

Solche Plantagen wurden von den Herrschern aufgebaut zur Versorgung des Hofes mit Nahrungsmitteln oder zur Herstellung von Gütern für den binnenafrikanischen Export (Baumwolle und Stoffe, Kola-Nüsse, Palmöl); letzteres wurde später auch im Export nach Europa von Bedeutung; viele solcher Plantagen sind bekannt aus dem Küstenreich Dahomey und aus dem islamischen Kalifat Sokoto.

Die Plantagen wurden mit Sklaven als Arbeitskräften versorgt; ein eigener Arbeitsmarkt, mit Freien aus dem eigenen Herrschaftsbereich, existierte nicht oder nur in Ansätzen, weil die gesellschaftliche Arbeitsteilung nicht so weit fortgeschritten war und weil die durchaus vorhandene „peasantry“ sich eine weitgehende Unabhängigkeit vom „Staat“ erhalten konnte;<sup>13</sup> die Herrschenden hatten folglich keine Möglichkeit, die lokale Bevölkerung zu „beherrschen“ oder wirtschaftlich auszubeuten, solange genügend Land in der größeren Umgebung vorhanden war;<sup>14</sup> sie mußten also ausweichen auf Fremde. Für zusätzliche Arbeit, die über den Rahmen des Einsatzes der Mitglieder des Familienverbandes hinausging, waren sie auf die gewaltsame Beschaffung von Arbeitskräften angewiesen, auf den Einsatz von Sklaven. In

## Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika

manchen Regionen machten diese Sklaven ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus, mancherorts auch noch mehr. Lovejoy hat sogar formuliert, in Sokoto sei die zweit- oder drittgrößte Sklavenhaltergesellschaft der modernen Geschichte gewesen.<sup>15</sup>

Ökonomisch gesehen war in Westafrika also nicht Land der eigentlich knappe Faktor, sondern die Arbeitskräfte; nicht die Besitzverhältnisse am Produktionsmittel Land waren Ausgangspunkt politischer und gesellschaftlicher Überlegungen und Konflikte, sondern die Verfügungsmöglichkeit über Arbeitskräfte.

Damit ist auch schon angedeutet, daß der Aufbau von Plantagen zur Exportproduktion auch ein tiefer Einschnitt in das Sozialsystem gewesen wäre, das die herrschenden Schichten nicht tolerieren konnten/wollten. Ihre eigene ökonomische Basis und damit die Grundlage ihrer Herrschaft und der gesamten Gesellschaftsstruktur wäre in Frage gestellt worden.

Mit anderen Worten: nur mit einer gewaltsamen Intervention wäre der Aufbau einer auf den Export orientierten landwirtschaftlichen Produktionsform denkbar gewesen: eine politisch-militärische Unterwerfung ganzer Regionen wäre erforderlich gewesen. Dazu waren die wenigen Weißen an den Küsten, auch als Vertreter ihrer Regierungen, weder politisch noch ökonomisch in der Lage.

Der partielle Abzug einzelner Arbeitskräfte durch den Sklavenhandel war dagegen politisch, ökonomisch und gesellschaftlich leichter zu verkraften, er war auch Teil einer langen Tradition, auf der die Stabilität der Gesellschaft zu einem erheblichen Teil beruhte: Sklaven waren seit Jahrhunderten bei Kriegszügen gefangen worden und sodann auf eigenen Feldern, Plantagen oder im Haushalt einer Vielzahl von Menschen eingesetzt worden, als zusätzliche Arbeitskräfte. Exportiert wurde nur der Überschuß, d.h. die Sklaven, die lokal nicht oder nicht mehr gebraucht wurden.

Es wurden auch Sklavenjagden von den Küsten ins Landesinnere unternommen mit dem Ziel der Beschaffung für den Export; aber auch hier war die Kooperation lokaler Herrscher erforderlich, und deren Interessen blieben in das Kalkül einzubringen.

Als wichtige Konsequenz aus dieser Lage müssen wir festhalten: Arbeitskräfte waren in Westafrika ein knappes Gut, das lokal gebraucht wurde und den Aufbau von Exportproduktionsstätten nicht erlaubt hätte; nur eine groß angelegte militärische Unterwerfungskampagne ganzer Landstriche hätte gewaltsam diese neue Arbeitsstruktur erpressen können.<sup>16</sup>

3. Zu diesen Gründen kamen weitere ökonomischer und ökologischer Art hinzu. Die Plantagen hätten den europäischen Markt versorgen sollen, mit

Gütern, die in Westafrika nicht konsumiert wurden oder für die ein ausreichender lokaler Markt nicht bestand; ein solches Unternehmen stößt in Gesellschaften, die stärker an der Subsistenz orientiert sind, immer an enge Grenzen. Außerdem waren, wie Gemery und Hogendorn nachgewiesen haben, die Böden in Westafrika für den Aufbau von Zuckerplantagen nicht geeignet, die von São Thomé waren ausgelagt.

Diese Gründe gelten für alle zeitlichen Abschnitte, von der Epoche des Sklavenhandels bis in die Zeit nach der Unabhängigkeit. Für einzelne Epochen lassen sich darüber hinaus noch besondere Faktoren benennen.

## *2.2. Das 19. Jahrhundert, oder die Zeit der explosionsartigen Steigerung der Warenproduktion und des Warenexports: der „legitimate trade“*

Auch in dieser Übergangsperiode vom Sklaven- zum Warenhandel ist eine Verlagerung der Produktion nach Westafrika nicht unternommen worden, obwohl in politischen Kreisen die Überlegung weit verbreitet war, daß man den afrikanischen Herrschern einen ökonomischen Ersatz für ihre Einwilligung in die Abschaffung des Sklavenhandels anbieten müsse. Es hat wohl einzelne Versuche der Verlagerung gegeben, mit dem erklärten Ziel, in Westafrika das anzupflanzen, mit afrikanischen Arbeitskräften, was bisher in Sklavenplantagen in der neuen Welt angebaut worden war.

So hatten die Franzosen in den zwanziger Jahren des 19. Jhs. im Senegal eine Versuchsfarm aufgebaut, um Baumwolle und Indigo anzupflanzen, unter Verwendung neuerer Technologie und mit Einsatz des Pfluges. Schon im Jahre 1831 wurde dieser Versuch wegen Kapitalmangels, schlechten Managements und wegen der zu großen Unkenntnis tropischer Lebens- und Anbaubedingungen aufgegeben.

Auch die Briten hatten in den vierziger Jahren eine Musterfarm in Lokoja, am Niger, errichtet, sie aber aus ähnlichen Gründen sehr bald wieder aufgegeben.

Als nach der Jahrhundertmitte während des amerikanischen Bürgerkrieges auf den Weltmärkten eine Baumwollknappheit entstand, glaubten Engländer und Franzosen erneut, diese Chance nutzen zu können, und versuchten im Senegal,<sup>17</sup> im südlichen Nigeria und an der Goldküste<sup>18</sup> erneut ihr Glück mit Baumwolle. Auch das erwies sich sehr schnell als Fehlschlag, weil sich die Situation auf dem Weltmarkt nach dem Ende des Bürgerkrieges schnell beruhigte und die afrikanischen Bauern im Senegal den Erdnußanbau vorzogen, eine Frucht, die ihnen geläufiger war und profitabler erschien. In Nigeria war in Abeokuta zunächst eine kurze Baumwollblüte gelungen, die aber

ihrerseits in den siebziger Jahren wegen der Konkurrenzsituation auf dem Weltmarkt, die zum Teil durch die zu hohen Kosten freier Arbeitskräfte bedingt war, in eine Krise geriet.<sup>19</sup>

Eine neue Versuchsserie wurde gestartet, als die Kolonialherrschaft gerade etabliert war oder während der Übergangsphase von der informellen zur formellen Kolonialherrschaft: Auslöser war diesmal der Kursverlust der Palmprodukte auf den europäischen Märkten. Der französische Kaufmann Arthur Verdier, der im Westafrikageschäft große Erfahrungen hatte, versuchte, in der Elfenbeinküste Kaffee anzubauen; die *Royal Niger Company* begann, Kaffee, Kakao und Kautschuk im Nigertal anzubauen, und die Kolonialverwaltungen errichteten landwirtschaftliche Versuchsstationen in Lagos (1887) und in der Goldküste (1889).

All diese Versuche aus europäischer Initiative hatten geringen Erfolg und ließen sich auf dem Weltmarkt nicht gewinnbringend verkaufen. Sie konkurrierten mit anderen Erzeugerländern; und aufgrund der Ausweitung des Weltmarkts sowie aufgrund der wirtschaftlichen Veränderungen durch die Industrielle Revolution hatte der afrikanische Kontinent seine Funktion als einziger oder wichtigster Lieferant eines wichtigen Produktes eingebüßt, er hatte schon damals in der Weltwirtschaft an Bedeutung verloren.<sup>20</sup>

Ein anderer Grund ihres Scheiterns waren auch hier die zu hohen Arbeitskosten auf dem „freien“ Arbeitsmarkt; Sklaven konnten offiziell nicht mehr eingesetzt werden, und freie Lohnarbeit hatte sich noch nicht durchgesetzt.<sup>21</sup>

Schließlich muß als weitere Ursache des Scheiterns auch die Unkenntnis der Böden, des Klimas und der Produktionsverhältnisse genannt werden.

Große Erfolge mit dem Anbau dieser Produkte hatten dagegen afrikanische Kleinbauern, die durch optimale Anpassung an lokale Produktionsformen Kakao und Kaffee anbauten und eine Region wie die Kolonie Goldküste in weniger als zwanzig Jahren zum größten Kakaoproduzenten der Welt machten.<sup>22</sup>

Dieser Anbau geschah ohne Wissen der Kolonialbehörden und ohne Anleitung durch Europäer; die Briten versuchten sogar, die afrikanischen Bauern davon abzuhalten, oder sie belasteten ihre Produktion mit Abgaben und Sonderabgaben, etwa für Frachttarife.

### 3. Die Zeit der Kolonialherrschaft

In der Zeit der imperialistischen Expansion glaubten viele Kolonialapologeten an einen großen binnenafrikanischen Markt und an gute Produktionsbedin-

gungen für den Weltmarkt. Die Versorgung des Mutterlandes mit landwirtschaftlichen (und mineralischen) Rohstoffen sollte durch den Kolonialerwerb gesichert werden. Dies war eine neue Variante in der Diskussion um Auslagerung oder Nutzung der billigen Arbeitskraft: es ging nicht mehr direkt um Auslagerung, sondern um die Nutzung der lokalen Arbeitskräfte und der Produktionskapazitäten der Böden zum Vorteil des Mutterlandes, unabhängig von bestimmten Produktionsplänen oder bestimmten Produkten, von denen man in der Regel nichts wußte und buchstäblich nach Erwerb der Kolonie erst nach einer sinnvollen Nutzungsmöglichkeit suchen mußte.

Hinzu kam die Notwendigkeit für jede Kolonialmacht, ihre Kolonien finanziell autark und unabhängig von ständigen Budgetzuschüssen zu machen. Landwirtschaftliche Exporte sollten diese Einnahmequelle schaffen.

Dies ist während der ganzen Epoche der formellen Kolonialherrschaft durch ein Nebeneinander von europäischen Pflanzungen und afrikanischen Pflanzungen erfolgt, abhängig von der jeweiligen Bodenqualität bzw. von der allgemeinen Verträglichkeit des Klimas.

Diese Situation bedeutete eine ständige Konkurrenz der europäischen Pflanzler mit den afrikanischen Pflanzern um alle wichtigen Faktoren:

a) *Konkurrenz um Arbeitskräfte* Ein markantes Charakteristikum des Arbeitsmarktes in allen afrikanischen Kolonien in der Kolonialzeit ist es gewesen, daß Arbeitskräfte rar waren, daß die Afrikaner besteuert wurden, u.a. um sie zu Lohnarbeit auf den Arbeitsmarkt zu zwingen; daß öffentliche Arbeiten und Zwangsarbeit eingeführt wurden mit eben diesem Ziel der Versorgung auch privater Pflanzler mit Arbeitskräften. In Westafrika hat diese Arbeitsmarktsituation auch dazu geführt, daß die Institution der Wanderarbeit hunderttausende von Menschen in der Sahel-Zone erfaßt hat, sie zu Saisonarbeit in die Erdnußregionen (Senegal, Gambia, Nordnigeria) und in die Kakao- und Kaffeeregionen (Elfenbeinküste, Goldküste, Südnigeria) trieb. Ohne diese Wanderarbeiter hätte diese Industrie nicht ausgebaut werden können.

Hier kommt ein zusätzliches Dilemma hinzu: einerseits waren afrikanische Arbeitskräfte rar, sowohl beim kleinbäuerlichen afrikanischen Anbau, in den größeren afrikanischen Pflanzungen als auch auf den Plantagen der Weißen und bei öffentlichen Arbeiten; andererseits produzierten afrikanische Bauern zu wesentlich niedrigeren Kosten als Europäer; sie produzierten auch zu niedrigeren Kosten, wenn sie in schwarzen Pflanzungen arbeiteten. Die schwarze Arbeitskraft war also *rar* und *gleichzeitig billiger*, zumindest unter bestimmten Bedingungen.

Zwei Gründe waren dafür maßgebend:

– die mit Abstand größte Zahl afrikanischer Pflanzler waren Kleinbauern, die



## Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika

- auf Arbeitskräfte im Familienverband zurückgreifen konnten und gelegentlich eine kleine Zahl von zusätzlichen Arbeitern einstellen:
- Wander- und Saisonarbeiter standen auf dem freien Arbeitsmarkt zu Beginn der Kolonialzeit nicht zur Verfügung, mußten mit Zwangsmitteln verpflichtet werden und erreichten geringere Arbeitserträge: ihre Arbeitsleistung war höher – und ihre Arbeitskosten entsprechend niedriger –, wenn sie bei afrikanischen Pflanzern (Kleinbauern oder Großpflanzern) eingesetzt wurden, wohl weil die Arbeitsbedingungen dort stärker mit traditionellen Formen von Arbeitsleistungen verbunden waren und sich für die Betroffenen angenehmer und wirtschaftlich interessanter darstellten. Die etwa bei den Akan-Völkern seit Jahrhunderten bekannten Formen des „abusan“, der „Dreiteilung“ der Arbeit, bei der der Arbeiter ein Drittel oder mehr der Erträge behalten durfte und vom Arbeitgeber mit Wohnung und Nahrung, häufig am Ende des Jahres auch mit einer eigenen kleinen Plantage versorgt wurde, wurden hier übernommen und stellten für die Arbeiter keinen Bruch dar, reduzierten sie auch nicht zu reinen Lohnarbeitern.<sup>23</sup> Dies war wohl einer der Gründe, warum es in der Elfenbeinküste über einen langen Zeitraum keine freiwilligen Arbeiter auf weißen Plantagen gab.<sup>24</sup>

*b) Konkurrenz um den Zugang zum Weltmarkt* Diese Konkurrenz drückte sich darin aus, daß das Argument des möglichen Schädlingsbefalls der Pflanzen gegen die Afrikaner benutzt wurde, denen Unkenntnis und Arglosigkeit im Umgang mit Kakao- oder Kaffeebäumen unterstellt wurde; so konnte man ihnen Beschränkungen auferlegen und besondere Qualitätsstandards einfordern.

Hierhin gehört auch, daß alle Kolonialmächte versucht haben, afrikanische Händler aus dem Import- und Exportgeschäft zu verdrängen und diesen lukrativsten Teil der Kolonialwirtschaft in eigenen Händen zu konzentrieren.

In Krisenzeiten, z.B. während des Zweiten Weltkriegs, wurden Exportmöglichkeiten der landwirtschaftlichen Güter für die europäischen Pflanzler reserviert.

Schließlich soll auch erwähnt werden, daß europäischen Pflanzern auf Eisenbahnlinien besondere Frachttarife eingeräumt wurden, oder daß der LKW-Transport afrikanischen Kakaos in der Goldküste untersagt wurde, um die bestehenden Eisenbahnlinien, die in erster Linie für mineralische Exporte angelegt worden waren, besser auszulasten.

Aufgrund dieser Konkurrenz um Arbeitskräfte und Zugang zum Weltmarkt sind in der Kolonialzeit fast alle Plantagenversuche von Europäern in

Westafrika gescheitert.<sup>25</sup> Einzige Ausnahmen waren französische Kaffeepflanzer in der Elfenbeinküste, die mit massiver Regierungsunterstützung am Leben gehalten wurden, bezeichnenderweise mit der Zuweisung von Zwangsarbeitern (bis nach Ende des Zweiten Weltkriegs),<sup>26</sup> und Liberia, wo die unabhängige Regierung 1926 der *Firestone Rubber Company* eine große Konzession erteilte.<sup>27</sup>

Andere Versuche, die Böden und die Arbeitskräfte zu nutzen, etwa zur Baumwollproduktion, sind ebenfalls gescheitert, wenn sie von der Kolonialmacht ausgingen und Regionen betrafen, in denen Textilherstellung keine Tradition hatte: hier weigerten sich die afrikanischen Bauern, eine solche Produktion zu übernehmen.<sup>28</sup>

All diese Faktoren ergeben für die Kolonialzeit ein Bild, das nicht mehr von Auslagerung der Produktion oder Nutzung preisgünstiger Arbeitskraft reden läßt.

Die einzige Ausnahme von diesem Gesamtbild war vielleicht, in gewissem Sinne, die Erdnußproduktion im Senegal. Sie hat ein spektakuläres Wachstum erreicht und der französischen Kolonialmacht über Steuern und Exporterlöse große Einkünfte verschafft, und sie hat das Mutterland mit diesem Rohstoff versorgt.

Aber es war kein klassischer Fall einer Produktionsstättenverlagerung oder Lohnkostennutzung; zwar haben die Franzosen den Erdnußanbau indirekt unterstützt, indem sie die Transport- und Hafenskapazitäten verbessert und enorm ausgeweitet haben; aber die Produktionsinitiative war von den Senegalesen ausgegangen: die Erdnuß war eine traditionelle Frucht der Region, der Exportanbau stellte also lediglich eine Ausweitung der Produktion dar, bei der die Bauern auf die neuen Exportmarktchancen eingingen. Die real niedrigen Produktionskosten konnten nur durch eine besondere Form der religiösen Manipulation erreicht werden: islamische Geistliche, Marabouts der Bruderschaft der Muriden, fanden sich zur Unterstützung der Kolonialmacht bereit, erwarben Land, gründeten religiöse Gemeinschaften, ließen deren Mitglieder auf ihren Feldern zum „Gotteslohn“ arbeiten und verkauften sodann die Erträge der Erdnußernten.

Mit anderen Worten: Damit im Senegal die Erdnußproduktion zu so niedrigen Preisen, wie die Franzosen oder der Weltmarkt sie zu zahlen bereit waren, erfolgen konnte, mußte der religiöse Faktor intervenieren. Dies änderte aber nichts an der Tatsache, daß der Senegal zu Beginn der Kolonialzeit kein Billiglohnland war.

## Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika

Ich fasse zusammen:

1. Entgegen weitläufiger Meinung waren die teuersten und rarsten Produktionsfaktoren in Westafrika nicht das Land, sondern die Arbeitskräfte.
2. Andererseits, und dies macht eine Gesamteinschätzung so schwierig, kamen in Westafrika so viele Faktoren zusammen, wie die unterschiedlichen und z.T. gegensätzlichen Interessen der Kolonialmacht, der kolonialen Handelshäuser, der europäischen Pflanzer auf der einen Seite der politischen Barriere, und der afrikanischen Kleinbauern, der afrikanischen Großpflanzer, der Marabouts in manchen Regionen, der afrikanischen Händler, der Chiefs, der Wanderarbeiter auf der anderen Seite, so daß eine globale Kosten-Nutzenrechnung der Arbeit äußerst problematisch wird. Man müßte alle genannten Faktoren einbeziehen, außerdem die Ziele und Kosten der militärischen Eroberung, die Ziele der gesamten sogenannten Kolonialpolitik, die Kosten der Verwaltung, der Erziehungs- und Gesundheitspolitik, aber auch die Nutznießer dieser Politik, und man müßte aufschlüsseln, auf wessen Seite die Kosten, welche Kosten, und auf wessen Seite die Vorteile, welche Vorteile, lagen. In diese Gesamtrechnung müßte auch eingehen, wie auf afrikanischer Seite unter den gegebenen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen Arbeit, unfreie Arbeit, halbfreie Arbeit, Arbeit von Familienmitgliedern eingeschätzt und bewertet wurde.

Diese Gesamtrechnung ist so komplex, außerdem je nach der angesprochenen Zeit so variabel, daß ein einfaches Modell wie das der Nutzung der Arbeitskostendifferenz zwar hilft, sinnvolle Fragen zu stellen, nicht aber, sie auch zu beantworten.

3. Schließlich zeigen diese Überlegungen auch, in welchem hohem Maße Afrikaner, Bauern wie Händler, auf die koloniale Situation reagiert haben, wie sie diese in ihrem Interesse manipuliert haben; sie waren nicht bloße Opfer und Objekte der Kolonialpolitik oder der Kolonialwirtschaft, sie haben diese als Subjekte auch verändert.

1 P. Bairoch, Commerce extérieur et développement économique de l'Europe au XIXe siècle, Paris 1976, S. 108-111.

2 I. Wallerstein, Aufstieg und künftiger Niedergang des kapitalistischen Weltsystems, in: D. Senghas (Hrsg.), Kapitalistische Weltökonomie, Frankfurt a.M. 1979, S. 31-67, hier S. 57.

3 Ders., Der historische Kapitalismus, Berlin 1984, S. 34.

4 S. Amin, La bourgeoisie d'affaires Sénégalaise, in: ders., Impérialisme et sous-développement en Afrique, Paris 1976, S. 95-112, hier S. 100.

5 Ebenda, S. 101.

6 H. A. Gemery/J. S. Hogendorn, Comparative Disadvantage: The Case of Sugar Cultivation in

- West Africa, in: *Journal of Interdisciplinary History*, 9 (1979) 3, S. 429-449, hier S. 431.
- 7 Versuche mit Zuckerrohr sind an vielen Stellen gestartet worden: auf der Insel Boloma (1721), von der Royal African Company in Fetue in der Goldküste, von den Niederländern am Fluß Butteroe, von den Franzosen zwischen 1816 und 1831 im Senegaltal und auf der Halbinsel Kap-Vert und schließlich von den Briten in Sierra Leone. Kapitalmangel und die mangelnde Bodenqualität sind als die entscheidenden Gründe der Aufgabe genannt worden. Vgl. ebenda, S. 447-449.
  - 8 Für dieses Kalkül siehe ebenda, S. 429, Anm. 2. Ausführlicher: P. E. Lovejoy, *Transformations in Slavery. A History of Slavery in Africa*, Cambridge 1991, S. 135-140.
  - 9 Zitiert nach Ph. Curtin, *The Image of Africa*, London 1965, S. 437, 448.
  - 10 Der Ausdruck „le coton du commandant“ bringt dies passend zum Ausdruck. Für eine umfassendere Darstellung siehe J. Tosh, *The Cash-Crop Revolution in Tropical Africa: An agricultural reappraisal*, in: *African Affairs* 79, 1980, S. 79-94.
  - 11 Ebenda, S. 89.
  - 12 Tosh weist auf den Zusammenhang der Umstellung auf Cassava als weniger arbeitsintensiver Frucht und ihrem geringeren Proteingehalt hin. Ebenda, S. 93f.
  - 13 Siehe die Zusammenfassung der Diskussionen in: A. Isaacman, *Peasants and Rural Social Protest in Africa*, in: *African Studies Review* 33, 2, 1990, S. 24-30.
  - 14 Für den Fall einer anderen Entwicklung in der Goldküste vgl. R. Kca, *Settlements, Trade and Politics in the Seventeenth Century Gold Coast*, Baltimore 1982.
  - 15 P. E. Lovejoy, *The impact of the atlantic slave trade on Africa: a review of the literature*, in: *Journal of African History*, 30 (1989) 3, S. 392.
  - 16 Für Angola lassen sich ähnliche Schlussfolgerungen ziehen: siehe J. Miller, *Way of Death: Merchant Capitalism and the Angolan Slave Trade, 1730-1830*, Madison 1988.
  - 17 Einzelheiten bei R. Pasquier, *En marge de la guerre de sécession: les essais de culture du coton au Sénégal*, in: *Annales Africaines*, 1955, S. 185-202.
  - 18 Die Basler Mission hat Versuche in größerem Stil unternommen; siehe K. B. Dickson, *A Historical Geography of Ghana*, Cambridge 1969, S. 120-132.
  - 19 J. B. Webster, *The Bible and the Plough*, in: *Journal of the Historical Society of Nigeria* 2, 1963, S. 418-434.
  - 20 „African commerce ... was no longer linked to other areas which might be considered critical. None of Africa's exports provided critical components or fuels for the main manufacturing and tertiary sectors (textile, iron, and transport) or the Industrial Revolution. Even those goods for which there was a growing demand in Europe (particularly vegetable oils) competed with alternative supplies from non-African areas which became constantly more accessible as the world market expanded“. R. Austen, *African Economic History. Internal Development and External Dependency*, London 1987, S. 112.
  - 21 Das Problem der Abschaffung der internen Sklaverei wurde erst in der Kolonialzeit aktuell; es wird in diesem Beitrag wegen seiner Komplexität ausgeklammert; verwiesen sei auf: P. E. Lovejoy/J. S. Hogendorf, *Slow death for Slavery. The course of abolition in Northern Nigeria, 1897-1936*, Cambridge 1993.
  - 22 „The most important and successful experiments, however, were those undertaken by Africans themselves, without European supervision, indeed frequently without expatriate officials and traders knowing what was happening.“ A. G. Hopkins, *An Economic History of West Africa*, London 1973, S. 138.
  - 23 Für Einzelheiten siehe A. Köhben, *Le planteur noir*, in: *Etudes Eburnéennes* 5, 1956, S. 7-185.
  - 24 R. Deniel, *De la savane à la ville*, Paris 1968, S. 48-50. – Angesichts eines wachsenden Migrantenstromes in den dreißiger Jahren wurde aber auch auf diesem Arbeitsmarkt stärker differenziert, und manche Plantagen hatten wohl einen guten Ruf. Vgl. J. M. Kohler, *Activités agricoles et changements sociaux dans l'Ouest Mossi*, Paris 1971, S. 214.

## Arbeitskräfte und Produktionskosten in Westafrika

- 25 Auch die Handelsinteressen der Kolonialhandelshäuser standen einer größerangelegten Plantagen- und Konzessionspolitik entgegen. Vgl. Hopkins (Anm. 22), S. 212-214.
- 26 Mit Zwangsarbeitern und Frachttarifvergünstigungen. Ebenda, S. 213.
- 27 Ebenda, S. 212.
- 28 Zum Problem der „forced cotton production“, zum „coton du commandant“, siehe: A. Isaacman, Peasants and Rural Social Protest (Anm. 13), S. 35; E. de Dampierre, Coton noir, café blanc: Deux cultures du Haut-Oubangui à la veille de la Loi-Cadre, in: Cahiers d'Etudes Africaines 2, 1960, S. 128-147.

## Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko im Vergleich

Die zunehmende Ausdifferenzierung und Spezialisierung der historischen Forschung macht einen Vergleich, wie er hier versucht werden soll, gleichzeitig zu einem schwierigen und zu einem anregenden Unterfangen. Schwierig ist es, weil die historiographische Produktion zu beiden Regionen sehr breit ist. Die große Zahl der Einzel- und Detailstudien sowie der originellen Forschungsbeiträge macht seriöse Syntheseveruche auch nur zu einem der beiden Räume zu einer Aufgabe, die die Möglichkeiten des hier Leistbaren bei weitem übersteigt. Anregend ist es, weil es dazu zwingt, sich angesichts der Materialfülle der jeweiligen Diskussionsdynamik ein Stück weit zu entziehen, und damit die Möglichkeit bietet, von einer Außenseiterposition – sozusagen von zurückgezogenem Posten – einen Blick auf das Gesamtpanorama zu werfen.

Die Grenzen sollten aber von vornherein unzweideutig benannt werden: Hier geht es weder um eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Agrargeschichte in Preußen und/oder Mexiko noch um das systematische Abfragen der vom Begriffsfeld *Arbeit* her interessierenden Parameter. Einerseits sind die Forschungslücken in weiten Bereichen noch viel zu groß, als daß verallgemeinerbare Aussagen möglich wären. Andererseits läßt die Quellenlage die Beantwortung vieler Fragen auch einfach nicht zu. Hinzukommt, daß es sich um den Vergleich zwischen zwei Räumen handelt, die in keinem direkten Handelsaustausch in nennenswerter Größe zueinander standen. Anders als bei monetarisierten, marktgerichteten Austauschverhältnissen, die ja die Illusion eines universalen Tauschwertes voraussetzen und damit immer auch einen Vergleich der durch Arbeit geschaffenen Werte einschließen, haben wir es also nicht mit einem praktischen Problem des Alltagslebens zu tun, das sich bereits den Arbeitenden selber stellte. An dieser Tatsache ändert sich auch dann nichts entscheidendes, wenn von einer Vermittlung über den Weltmarkt ausgegangen wird. Es geht vielmehr um eine theoretische Fragestellung, die allein dem Zweck dienen kann, Besonderheiten und Gemeinsamkeiten, Spezifisches und Allgemeines als solches klarer zu erkennen. Der Rahmen des Workshops, bei dem die nachfolgenden Überlegungen zum ersten Mal vorgetragen wurden, bezeichnet auch die Grenzen dieses Beitrages.

Hier geht es weniger darum, die Ergebnisse jahrelanger empirischer Forschung zu referieren, sondern sich auf die Fragestellung ‚Arbeit im Vergleich‘ einzulassen und auszuprobieren, wie tragfähig sie sich erweist und welche neuen Perspektiven aus einer solchen Fragehaltung entstehen. Entsprechend werden hier zunächst eher impressionistisch Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die ins Auge fallen, als solche beschrieben, statt ein Kategoriensystem umständlich herzuleiten, das dann doch nur die jeweiligen Forschungslücken en detail referiert und im besten Falle gerade noch apriorisch entscheiden kann, welcher Lehrmeinung es eher zuneigt.

Das vielleicht wichtigste Ergebnis dieses Vergleiches sei deshalb vorweggenommen: Die Forschungslage zu keinem der beiden Räume kann von vornherein für sich in Anspruch nehmen, als paradigmatisch für den anderen gelten zu können. Beide Bereiche zeigen spezifische mit der jeweiligen Wissenschaftsgeschichte verbundene Schwachpunkte und blinde Flecken auf, die erst im Vergleich als solche erkennbar werden. Die Fragestellung wird damit verlagert. Es geht nicht in erster Linie darum, zweifelhafte Globalwerte z.B. zu den Arbeitskosten und zur Arbeitsproduktivität zu nennen und zu vergleichen. Aufgrund der Forschungslage wären solche Angaben ohnehin für beide Fälle kaum oder gar nicht zu machen. Dort, wo sie angegeben werden können, bleibt zudem das Problem, wie sie sinnvoll zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Es geht deshalb vielmehr darum, was sich aus einer Betrachtung der jeweiligen Räume für die entsprechenden Forschungsfelder als Horizonterweiterungen herausholen läßt.<sup>1</sup> Einige einleitende Bemerkungen zum Problemfeld müssen jedoch zunächst vorausgeschickt werden.

### I.

Sowohl Preußen als auch Mexiko sind im 18. Jh. als Agrargesellschaften zu kennzeichnen. Der weit überwiegende Teil der Bevölkerung lebte auf dem Lande und mußte in der ländlichen Produktion sein Auskommen erwirtschaften. Für Preußen wird dieser Anteil um 1800 noch auf 65 Prozent geschätzt. für Mexiko liegen solche Berechnungen zwar nicht vor, das überlieferte Zahlenmaterial weist aber tendenziell auf einen noch höheren Anteil hin.<sup>2</sup> Den in der Landwirtschaft tätigen Menschen kam dabei vor allem die Funktion zu, neben ihrer eigenen Existenz die Nahrungsgrundlage der Städte und des Bergbaus zu sichern. Darüber hinaus lieferte die Landwirtschaft aber auch wichtige Rohstoffe für die weiterverarbeitende Produktion wie Wolle, Baumwolle und Flachs und war an ihrer Verarbeitung z.B. zu Garn oder Stoffen

selbst beteiligt. Schließlich mußten Bauern und Bäuerinnen geistlichen und weltlichen Herren und Grundbesitzenden ein standesgemäßes Leben ermöglichen und tragen – dieser Befund gilt jedenfalls für jene Territorien, für die empirisch und methodisch fundierte Berechnungen vorgelegt wurden – zu einem überproportional großen Anteil die steuerlichen Lasten der expandierenden Staatlichkeit.<sup>3</sup>

Das 18. Jh. ist eine Zeit des Bedeutungswandels ländlicher Arbeit, der auf der Ebene der Theorie und der Geistesgeschichte ungleich intensiver aufgearbeitet ist als auf der Ebene der Mentalitäten breiter Bevölkerungsschichten. Dieser Bedeutungswandel betrifft einerseits den Stellenwert, der der Landwirtschaft für die Entwicklung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft eingeräumt wird, und andererseits den Arbeitsbegriff selbst. Der Mangel an begriffsgeschichtlichen Untersuchungen zu Mexiko, ja für den spanischsprachigen Raum insgesamt, macht es hierbei erforderlich, zunächst von der europäischen Entwicklung auszugehen.<sup>4</sup> Für Preußen ist im 18. Jh. zunächst die Kameralistik bestimmend, die als spezifische Ausprägung merkantilistischer Denkweisen gedeutet werden kann. Entsprechend ihrer zentralen Zielsetzung, nämlich die Fürstenstellung durch Steigerung der Staatsfinanzen, den Ausbau von Verwaltung und Armee und dem Streben nach einer aktiven Handelsbilanz zu stärken, war für sie die Landwirtschaft vor allem insofern interessant, als sie Exportprodukte produzierte, Gegenstand wachsender Besteuerung sein konnte und als Rekrutierungsfeld für den Ausbau der Armee funktionierte. In diesem Zusammenhang wurden großangelegte Landvermessungen und Zählungen vorgenommen, Flurzusammenlegungen ange-regt und – meist erfolglos – die Teilung des Gemeindebesitzes vorgeschlagen.

Das Schrifttum, um das es hier geht, ist nun in erster Linie städtisch, klösterlich oder fürstlich induziert, d.h. es weist Begrenzungen auf, die durch künftige mentalitätsgeschichtliche Studien erst noch zu erweisen sein werden und der spezifisch bäuerlichen Wahrnehmung nicht hinreichend Rechnung tragen. Einstweilen ist aber vom Forschungsstand der Begriffsgeschichte auf dieser begrenzten Schriftgrundlage auszugehen. Der Befund besagt, daß der Landwirtschaft wachsende Aufmerksamkeit geschenkt wurde und sogar schon frühzeitig, d.h. vor Quesnay, von einer Gleichsetzung von Arbeit mit ländlicher Arbeit auszugehen ist. Schon 1732 wird unter dem Stichwort Arbeit in Zedlers Universallexikon ausgeführt: „Arbeiten sind in der Ökonomie diejenigen Verrichtungen, welche ein Hauswirt auf dem Felde, Wiesen, in Weinbergen und sonst das Jahr über zu besorgen hat.“<sup>5</sup>

In der Literatur zur Geschichte der Landwirtschaft wird bisher davon ausgegangen, daß dieser grundlegende Wandel sich erst 1758 mit der Verbrei-



tung der Lehren von F. Quesnay vollzogen habe.<sup>6</sup> Für die Physiokraten konnte allein die Landwirtschaft neue Werte schaffen, während Rohstofflieferung, Handwerk und Handel als sterile Sektoren angesehen wurden. Die Förderung der Landwirtschaft rückte damit in das Zentrum ökonomischer Überlegungen und trug zur Entwicklung einer breiten „agrarischen Bewegung“ bei, die das ausgehende 18. Jh. entscheidend geprägt hat.

Rund dreißig Jahre später findet der Bedeutungswandel des Arbeitsbegriffes seinen entscheidenden Niederschlag in Adam Smiths „Inquiry (...) of the Wealth of Nations“. Wenn er sich auch freilich schon früher abzeichnete, wurde er von Smith doch besonders deutlich und vor allem am wirkungsmächtigsten formuliert. Die Vorstellung der Arbeit als zweckgerichtetes Handeln, das durch das Streben nach Eigennutz gleichzeitig dem Nutzen aller diene, trat an die Stelle der Vorstellung von Arbeit als Dienst an Gott und den Menschen, von Last und Mühsal, die im Rahmen der überkommenen Ordnung zu erbringen war. Zugleich wurde die Arbeit in den Rang der Kardinalkategorie für das ökonomische Denken gehoben. Der Reichtum einer Gesellschaft wurde nun auf ihre Arbeitsleistung zurückgeführt, ihr Wert über den Markt vermittelt. An die Stelle des Bauernstandes als den anderen Teilen untergeordnete Gruppe, trat das Bild vom Bauern als wirtschaftlichem Subjekt, das am besten selbst darüber entschied, was, wie und wieviel es produzierte. Die Implikationen, die dieser neue Arbeitsbegriff für die überkommene Ständegesellschaft haben mußte, liegen auf der Hand: Das Individuum konnte nun zunehmend unabhängig von seinem Geburtsstand und zunehmend abhängig von seiner Arbeitsleistung stärker eigenen Einfluß auf seine ökonomische und soziale Lage nehmen.

## II.

Ein Vergleich der ländlichen Arbeit im 18. Jh. muß sich vor allem vier Bereichen zuwenden: zum ersten den Veränderungen auf der Angebotsseite, sprich den demographischen Veränderungen und der Migration, zum zweiten den Veränderungen auf der Nachfrageseite nach landwirtschaftlichen Produkten, sprich der Marktentwicklung, die in der Regel Städteentwicklung und Außenhandelsnachfrage ist und für Neu-Spanien<sup>7</sup> den besonders bedeutsamen Bereich des Bergbaus beinhaltet; drittens der Art der Arbeitsverfassung, wie sie traditionell gegeben ist, d.h. dem Verhältnis des Arbeitenden zum Boden, seinen Dienst- und Abgabeverpflichtungen bzw. seiner Entlohnung, all dies oft eng verbunden mit der Art des jeweiligen Agrarproduktes, und

viertens der Agrartechnik. Die auffälligsten Gemeinsamkeiten weisen Preußen und Neuspanien bei der demographischen Entwicklung und bei der Nachfrageentwicklung auf, die auffälligsten Unterschiede im Bereich der Agrarverfassung, der Agrartechnik und der Agrarprodukte. Damit sind die Bereiche umschrieben, die hier einer genaueren Betrachtung unterzogen werden müssen. Die ganze Fragestruktur setzt allerdings eine Randbedingung als gegeben voraus, die als solche zunächst erst noch geprüft werden muß, nämlich die Einheit der beiden zu vergleichenden Räume. In der Tat scheint hier bereits ein entscheidender Unterschied zu liegen.

Der erste entscheidende Unterschied, der beim Vergleich von Preußen und dem Vizekönigreich Neu-Spanien ins Auge sticht, ist die Verschiedenheit der naturräumlichen Gegebenheiten. Sie sind in zwei Hinsichten für unseren Vergleich von erheblicher Bedeutung, nämlich aufgrund des wichtigen Produktionsfaktors „Transport“ und wegen der damit eng verbundenen Frage nach der Markteinheit der Räume, die hier verglichen werden sollen. Während sich das ostelbische Preußen, um das es hier im wesentlichen gehen soll, über eine Tiefebene erstreckt, die keine oder nur minimale Höhenwiderstände aufweist und die zugleich durch ihre Ostseelage und ihr Flußsystem, d.h. Memel, Weichsel, Oder/Neiße und Elbe, handelsekonomisch leicht zu vernetzen ist, stellt die Topographie Mexikos mit ihren hohen Gebirgsketten und Hochtälern und dem daraus folgenden fast völligen Fehlen von nutzbaren Wasserstraßen ein wesentliches Hindernis für die Handelsvernetzung dar. Zu diesem Unterschied gehört freilich auch ein Umstand, den sich u.a. die mexikanische Hauptstadtelite bestens zunutze zu machen wußte. Die topographischen Differenzen bedeuteten nämlich auch, daß Ernten, die in einem Tal aufgrund der klimatischen Bedingungen extrem schlecht ausfielen, im anderen Tal im gleichen Jahr erhebliche Überschüsse erbringen konnten. Die Vorteile und Gewinnchancen, die hieraus entstanden, wußte die hauptstadtsässige Kolonialelite des Vizekönigreiches für sich abzuschöpfen, da sie über eine hinreichende Streuung ihres Landbesitzes über die verschiedenen Regionen des Vizekönigreiches verfügte.<sup>8</sup> Für die Gesamtentwicklung in Neuspanien ist dagegen festzuhalten, daß die Belege für das Ausbleiben des Handelsaustausches selbst zwischen benachbarten Regionen aufgrund der hohen Transportkosten überwältigend groß sind. Dieses Problem konnte in Mexiko erst während des Porfirians durch den Bau eines Eisenbahnnetzes gelöst werden, also erst hundert Jahre später. Insbesondere beim Grundnahrungsmittel Getreide, das im Vergleich zum Preis ein hohes Volumen und ein ziemliches Gewicht darstellte, mußte sich der Transportfaktor nachhaltig hemmend auf die Ausbildung überregionaler Märkte auswirken. Das Problem

der Transportkosten erweist sich damit – ganz im Gegensatz zu Preußen – für Mexiko als ein entscheidendes Hemmnis für Produktionssteigerungen in der Landwirtschaft.

Die Einheit des Raumes des Vizekönigreiches, die mit dem hier unternommenen Vergleich gewissermaßen implizit unterstellt wird, ist in der Forschung daher auch umstritten. Die holländische Schule in der Folge Slicher van Bath geht vielmehr von der Existenz von vier Regionalwirtschaften aus, die in nur geringem Austausch zueinander standen. Ihre Ausprägung wurde insbesondere von van Oss herausgearbeitet und liegt den neueren Arbeiten Ouweneels zugrunde.<sup>9</sup> Coatsworth und abwägender auch Brading gehen dagegen – trotz der Hemmnisse – von der Einheit des Marktes des Vizekönigreiches aus.<sup>10</sup> Größere Klarheit sowie eine angemessene regionale und nach Produktion unterscheidende Differenzierung wäre hier nur mit Methoden der historischen Geographie zu erreichen, die es ermöglichen würde, die auf der Grundlage des von Thünenschen Modells die Einzugsbereiche der jeweiligen städtischen Märkte und den Grad ihrer Vernetzung untereinander näher zu bestimmen. Es ist bedauerlich, daß dieser von Ursula Ewald schon frühzeitig in die lateinamerikanische Diskussion eingeführte Ansatz bisher in der Forschung nur geringe Berücksichtigung gefunden hat.<sup>11</sup> Auch für das Preußen des 18. Jh. fehlen solche Untersuchungen übrigens bisher weitgehend.

### III.

Auffällige Gemeinsamkeiten weisen Preußen und Mexiko nun zunächst auf der Angebotsseite ländlicher Arbeit auf, also in bezug auf die Bevölkerungsgeschichte, die demographische Entwicklung und die Migration. In beiden Fällen sind die bisher vorliegenden Berechnungen aus vorstatistischer Zeit zwar umstritten. An ihrem Wert als Grundlage für Trendaussagen und die grobe Verortung der Größenordnungen wird aber kaum gezweifelt. Auffällig ist hier, daß die Forschungslage für Preußen im 18. Jh. als schlechter als für Mexiko eingeschätzt werden muß. Wenn ich richtig sehe – und ich muß hinzufügen, daß ich kein Spezialist für die preußische Landesgeschichte bin – basiert sie mit Ausnahme einer Arbeit Hennings in Preußen noch immer auf der weitgehend unkritischen Übernahme der Globaldaten aus den statistischen Erhebungen des preußischen Staates. Für Mexiko ist diese Quellengruppe dagegen zumindest für einzelne Regionen wesentlich quellenkritischer bearbeitet worden. Zudem wurden hier noch andere Quellengruppen wie Kirchenbücher und Tribut-/Steuerlisten hinzugezogen. Auch wenn solche Untersu-

chungen für Preußen nicht völlig fehlen, scheint das Arbeitsfeld der historischen Demographie für diese Region jedoch schwächer entwickelt als für Mexiko, wo die vor allem in England und Frankreich entwickelten neueren Forschungsansätze schon einen weiterreichenden Niederschlag gefunden zu haben scheinen.<sup>12</sup> Sei dem wie es sei, die gegebene bevölkerungsgeschichtliche Forschungslage weist auf eine Reihe z.T. überraschender Parallelen zwischen Preußen und Neu-Spanien hin. Auf nur fünf Befunde dieses Vergleiches soll hier explizit hingewiesen werden:

1. Preußen wie Mexiko erreichen um die Mitte des 17. Jhs., wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen, den Tiefpunkt ihrer demographischen Entwicklung. In Mexiko ist dies den Folgewirkungen der Conquista, des Kulturzusammenstoßes und den von Europa eingeschleppten Krankheiten zuzuschreiben. Der demographische Trend kehrt sich erst Mitte des 17. Jhs. wieder um. Mecklenburg, Brandenburg und Pommern gehörten im Vergleich zu jenen Territorien, die am stärksten unter den Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges zu leiden hatten. Danach erholte sich die Bevölkerung wieder und erreichte vermutlich in den ersten Dekaden des 18. Jhs. den Vorkriegsstand. Etwa zeitgleich näherte sich Mexiko erneut den Zahlen, die für die vorkolumbianische Zeit angenommen werden.

2. Das 18. Jh. ist dann für Preußen wie für Mexiko eine Phase starken Bevölkerungswachstums. Für das Preußen in den Grenzen von 1688 wird für das Jahr 1700 eine Bevölkerungszahl von etwa 1,8 Mio angenommen, für 1750 2,3 Mio, für 1800 3,2 Mio. Dies würde summa summarum auf eine Verdoppelung im Laufe des 18. Jhs. hinweisen. Natürlich ist die Bevölkerungszahl Preußens in den Grenzen von 1800 erheblich größer. Sie wird realistisch auf 6,2 Mio bis auf über 9 Mio geschätzt. Dies liegt sehr nahe bei den Werten, die heute auf der Grundlage Humboldts und des Revillagigedo-Zensus für den Beginn des 19. Jhs. für Neu-Spanien angenommen und mit etwa 6 Mio angesetzt werden. In Mexiko wie in Preußen hat die Migration erheblichen Anteil an diesen Steigerungsraten, auch wenn die Forschungslage zu diesen Problemen hier im einzelnen nicht nachgezeichnet werden kann.<sup>13</sup>

3. Trotz des Gesamttrends eines starken Bevölkerungsanstieges ist die Entwicklung durch Agrarkrisen gekennzeichnet, die oft in Kombination mit Hungerkrisen und/oder Krankheitsepidemien scharfe Einschnitte für die Bevölkerungsentwicklung bedeuteten. Neu-Spanien erlebte im 18. Jh. vier besonders einschneidende Krisen dieser Art nämlich 1727, 1737, 1762 und

## Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko

1773. In Preußen waren dagegen die Jahre 1739/41, 1763 und 1771/72 besonders schwerwiegend.

4. Von der neueren Agrargeschichte wird freilich vor allem die Bevölkerungsdichte als entscheidender Faktor für die Durchsetzung von Modernisierungsschüben angesehen, über die mit den vorangegangenen absoluten Zahlen und Entwicklungstrends noch nichts gesagt ist. Die Werte werden für Preußen im Jahr 1793 mit 29,9 Einwohnern pro Quadratkilometer angegeben. Für Mexiko macht eine solche Berechnung angesichts der offenen Frontiersituation im Norden wenig Sinn. Aber auch in Preußen gab es ebenso wie in Mexiko starke regionale Unterschiede, die ohnehin aussagekräftiger sind. In Mexiko reicht die Bandbreite für das Jahr 1803 von 0,1 in Coahuila in Nordmexiko bis zu 28,8 Einwohnern pro Quadratkilometer im zentralen Hochbecken, also etwa dem preußischen Durchschnittswert. Die Bevölkerungsdichte muß damit insgesamt als deutlich niedriger angesetzt werden als in Preußen.

5. Freilich lassen sich die genannten Wachstumsraten nicht im Verhältnis 1:1 mit einem Wachstum des Arbeitsangebotes für die ländliche Arbeit gleichsetzen. Viele Faktoren wie etwa die stärkere Rekrutierung von Soldaten in Preußen oder den größeren Arbeitsalternativen in Mexiko etwa durch die offene Frontiersituation im Norden und die Konkurrenzsituation zur Arbeit in den Bergwerken wären bei einer solchen Berechnung zu berücksichtigen. Festzuhalten bleibt aber trotzdem, daß das Arbeitskräfteangebot im Verlauf des 18. Jhs. in Preußen wie in Mexiko stetig anstieg. In den Quellen der Zeit schlug sich dieses Wachstum vor allem in einer Zunahme der unterbäuerlichen Schichten nieder, die als Landlose dazu gezwungen waren, sich als Gesinde oder Tagelöhner zu verdingen und nicht selten als Vagabunden und Landstreicher beschimpft wurden. Zugleich stieg der Anteil der Haus- und Heimarbeit gegenüber dem Ackerbau und der Viehhaltung.

## IV

Wie sieht es nun auf der Nachfrageseite nach landwirtschaftlichen Produkten aus? Preußen und Mexiko weisen beide ein deutliches Städtewachstum und damit eine Steigerung von Handel und Gewerbe auf. Nimmt man dies mit der Steigerung der Bevölkerungszahlen zusammen, ergibt sich schon hieraus eine erhebliche Nachfragesteigerung für die landwirtschaftliche Produktion auf der Ebene der Sicherung der Grundnahrungsversorgung und der Rohstoff-

produktion. In Preußen wie in Mexiko tritt aber jeweils ein dritter, dem ländlichen Bereich im engeren Sinne fremder, äußerer Nachfrageimpuls hinzu. In Preußen ist dies die wachsende Getreidenachfrage in Westeuropa, die den Verkauf dieses Nahrungsmittels nach England oder in die Niederlande lohnend macht. Zu Beginn des 19. Jhs. sollen über die Ostsee bis zu 50 Prozent des britischen Getreideimportes geliefert worden sein. Auch Neu-Spanien exportierte Agrarprodukte. Bedeutsam waren hier vor allem die Luxusgüter und die Genußmittel. Bei den Grundnahrungsmitteln auf Getreidebasis konnte Neu-Spanien schon frühzeitig mit der US-amerikanischen Konkurrenz nicht mehr Schritt halten. Entscheidender für den Nachfragezuwachs bei den Agrarprodukten war daher die Produktionssteigerung im Edelmetallbergbau. Die Landwirtschaft Neu-Spaniens mußte, um diesen Boom ermöglichen zu können, die Nahrungsmittelproduktion erheblich steigern. Außerdem war die Züchtung sowohl von Lasttieren für den Transport, als auch von Arbeitstieren für den Bergbau und für die Silberamalgamation von außerordentlicher Bedeutung für die Zuwächse in der Edelmetallwirtschaft.

## V.

Wie wirkten sich nun diese bedeutsamen Steigerungen sowohl auf der Angebots- als auch der Nachfrageseite für die ländliche Arbeitsverfassung aus? Diese Überlegungen sind der schwierigste Teil des ganzen Vergleichs. Die Vielfalt auf den Hauptkategorieachsen, nämlich persönlicher Rechtsstellung, der Natur der Besitzrechte über das Land und den von den natürlichen Gegebenheiten wie Bodenqualität und Stellengröße und den von den landwirtschaftlichen Produkten und dem jeweiligen Agrarzyklus abhängigen Produktionserfordernissen ist derart groß und ihre jeweiligen Kombinationsmöglichkeiten so zahlreich, daß angesichts der großen Zahl hervorragender neuer Regional- und Einzelstudien neue Synthesversuche wünschenswert werden, die den neuen empirischen Ergebnissen Rechnung tragen. Eine lohnende Forschungsaufgabe wäre hier die Entwicklung einer Typologie der Agrarverfassungen, wie sie Friedrich Lütge bereits 1963 für den deutschen Raum vorgelegt hat, die aber der neueren Empirie kaum mehr gerecht wird. Eine solche Typologie ließe sich vermutlich am erfolversprechendsten aus Vergleichsversuchen wie diesem entwickeln.

Fest steht aus meiner Sicht allerdings, daß die alte Reduktion der ostelbischen Agrarverfassung auf den Typ der Gutsherrschaft der Bandbreite der tatsächlichen Arbeitsverhältnisse und auch dem realen Anteil der Gutswirtschaft an

der landwirtschaftlichen Produktion in Preußen nicht mehr entspricht. Gleiches gilt für die Reduktion der Arbeitsverhältnisse in Spanisch-Amerika auf die beiden Phänomene *hacienda* und *Plantage*. Sie verliert, um nur einen Punkt zu nennen, den steigenden Anteil von *rancheros*, also von Klein- und Mittelbetrieben, die durchaus auch für den Markt produzierten, völlig aus den Augen. Neuere Untersuchungen wie z.B. Hartmut Harnischs Arbeiten über das ostelbische Preußen weisen darauf hin, daß gerade diese Gruppe als wichtiger Träger von Veränderungsprozessen in der Landwirtschaft angesehen werden muß und sich etwa nicht lediglich nur die Groß- und Domänenbetriebe auf den Exportsektor ausrichteten. Um solchen Fragen nachzugehen, müßte sich allerdings an der Forschungslage etwas ändern, denn es kann wohl für Mexiko als auch für Preußen festgestellt werden, daß Agrargeschichte aus naheliegenden Gründen der Quellenlage und des Forschungsaufwandes noch immer vor allem die Geschichte der großen Güter ist. Diese Beschreibung der Forschungslage zur Arbeitsverfassung dürfte eines deutlich machen: Der schon zu Beginn der siebziger Jahre von Cristobal Kay vorgelegte Vergleich zwischen europäischen und lateinamerikanischen, insbesondere chilenischen Arbeitssystemen muß als überholt angesehen werden.<sup>14</sup> Dies gilt erst recht für die Parallelsetzung, die von Frank bis Wallerstein die Dependencia-Literatur bestimmt hat.<sup>15</sup>

Ein ganz grundlegender Unterschied ist in dieser Diskussion völlig aus den Augen verloren worden, auf den schon Humboldt zu Beginn des 19. Jhs. hingewiesen hatte. Der preußische Naturforscher schreibt zunächst über die Verhältnisse in der Karibik: „In den Tropenländern, besonders in West-Indien, das der Mittelpunkt der europäischen Handelsaktivität geworden ist, wird das Wort (*agricultura*) in einem ganz anderen Sinn genommen als in Europa. Hört man auf Jamaica oder Cuba vom blühenden Zustand des Ackerbaus reden, so stellt man sich keine Ernten vor, die das Nahrungsbedürfnis des Menschen befriedigen, sondern Boden, der die Tauschartikel für den Handel oder rohe Materie für die Manufaktur-Industrie erzeugt. Überdies, wie reich und fruchtbar auch das Feld sein mag, (...) so sieht man auf demselben sorgfältig mit Zuckerrohr und Kaffee angepflanzte Ebenen. Aber diese Ebenen benetzt der Schweiß afrikanischer Sklaven, und das Landleben verliert allen Reiz, wenn es vom Anblick menschlichen Elends unzertrennlich ist.“<sup>16</sup>

So führt Humboldt in seinen Vergleich ein, um nun Mexiko von Westindien scharf abzugrenzen: „Im inneren von Mexiko denkt man sich bei dem Wort Ackerbau schon nicht mehr so viel Beschwerliches und Trauriges. Der indianische Landmann ist arm, aber frei, und sein Zustand ist immer noch dem von manchen Bauern in einem großen Teil des nördlichen Europa vorzuzie-

hen. In Neu-Spanien gibt es keinen Frondienst und keine Leibeigenschaft und die Anzahl der Sklaven ist außerordentlich gering. Der Zucker wird größtenteils von freien Menschen bereitet. Die Hauptgegenstände des Ackerbaus gehören aber nicht zu den Erzeugnissen, denen der europäische Luxus einen willkürlichen und unbeschränkten Wert gegeben hat. Es sind bloß Zerealien, nahrhafte Wurzeln und die Agave, der Weinstock der Eingeborenen, und der Anblick des Feldes erinnert den Reisenden, daß der Boden hier den, der ihn baut, nährt und daß der wahre Wohlstand des mexikanischen Volkes weder vom Wechsel des auswärtigen Handels noch von der unruhigen europäischen Politik abhängt.“<sup>17</sup>

Nun sagt diese Passage natürlich vor allem etwas aus über Humboldts liberales Wunschenken zu Beginn des 19. Jhs. und seine Reformwünsche für die preußische Heimat, weniger etwas über die historische Realität der Arbeitsverhältnisse in Mexiko aus. Auch soll hier nicht kurzschlüssig die Rechtslage mit den tatsächlichen Arbeitsverhältnissen gleichgesetzt werden. Aber eine Gegenüberstellung der entsprechenden Abschnitte aus dem Allgemeinen Landrecht (ALR) von 1794 mit dem Erlaß des Vizekönigs Matías de Gálvez ergibt doch einen so eindeutigen Befund, daß dem Text dieser Anordnung ein gewisser Aussagewert nicht abgesprochen werden kann. Im ALR heißt es in § 150: „Sie [also die Untertanen] dürfen das Gut, zu welchem sie geschlagen sind, ohne Bewilligung ihrer Grundherrschaft nicht verlassen.“

Im Erlaß des Vizekönigs von Neu-Spanien heißt es 1783 dagegen, daß die Indios frei seien, die *hacienda* zu wählen, auf der sie arbeiten wollten, und weiter: „(...) darf kein Spanier, Eigentümer einer *hacienda* oder eine andere Person, einen Indio zur Arbeit für sich zwingen.“<sup>18</sup>

Freilich macht schon der Kontext, aus dem diese beiden Zitate stammen, die Ambivalenz beider Gesetzestexte deutlich. Im preußischen Fall hatte der Staat durchaus ein gewisses Interesse daran, die Position des Bauern gegenüber den Grundherren in gewissen Grenzen zu schützen. In Mexiko wiederum war die Krone daran interessiert, die soziale Einbindung der Indios z.B. in eine *hacienda*-Wirtschaft und den grundsätzlichen Einsatz ihrer Arbeitskraft sicherzustellen. Er hatte deswegen ein *voleta* mitzuführen, eine Art Papier, die seine Schuldenfreiheit bestätigte, wenn er eine *hacienda* verlassen wollte. Die Forschung hat aber dennoch inzwischen nachgewiesen, daß es sich nicht um Regelungen handelte, die lediglich auf dem Papier standen, sondern um einklagbare Rechte, von denen auch häufig Gebrauch gemacht wurde. Vor allem aber sollte aus dieser Freiheit keineswegs auf eine bessere Gesamtlage gefolgert werden. Eher das Gegenteil dürfte der Fall sein.

Zur Ernährungslage liegen keine empirischen Werke vor. Was wir hier-



über wissen, deutet jedoch in die Richtung, daß die Ernährungssituation eines mexikanischen *hacienda*-Arbeiters gegenüber einem preußischen Gutsarbeiter besser war. Soviel wir über das Realeinkommen wissen, dürfte für Mexiko wie für Preußen gleichfalls gelten, daß weite Teile der Landarbeitersehaft stets hart an der Grenze des unteren Existenzminimums gelegen haben. Von der persönlichen Schikanierung bis hin zur körperlichen Züchtigung gar nicht zu sprechen.

### VI.

Werfen wir nun abschließend noch einen Blick auf die Entwicklung der Agrartechnik. Von der agrarischen Bewegung, die in Preußen im ausgehenden 18. Jh. Innovationen voranzutreiben suchte, war einleitend bereits die Rede. Die Einrichtung von Mustergütern, die Drei- und Mehrfelderwirtschaft, die Koppelwirtschaft, die Besömmerung der Brache, die Ausweitung des Anbaus neuer Agrarprodukte, insbesondere der Kartoffel, die Steigerung der Viehwirtschaft, die sogenannte Bauernaufklärung, die Aufteilung der Allmende und die verschiedenen Formen der Bauernbefreiung, die faktisch schon vor den großen Reformen in nicht unerheblichem Maße vollzogen wurde, all dies trug erheblich zur Produktionssteigerung der Landwirtschaft in Preußen bei. Für Mexiko ist bisher nicht systematisch untersucht worden, inwiefern agrartechnische Verbesserungen im 18. Jh. festzustellen sind. Bekannt ist lediglich, daß auch dort neue Agrartechniken erprobt, vor allem aber einige altbekannte intensiver genutzt wurden. Hierzu sind der Ausbau der Bewässerungssysteme und des Speicherraumes zu zählen. Solche Lagerhaltung diente freilich weniger einer tatsächlichen Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion als vielmehr dazu, die Gelderträge durch eine verbesserte Ausnutzung der Marktkonjunktur zu steigern. Insgesamt ergibt sich jedoch das Bild, daß technische Innovationen und überhaupt die Intensivierung der Landwirtschaft in Mexiko in deutlich geringerem Umfang geschah als in Preußen. Während man im Bergbau im 18. Jh. wichtige Neuerungen einführte, wurde die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion offensichtlich durch eine extensive Nutzung neuer Flächen erreicht. Die vergleichsweise geringe Bevölkerungsdichte und die offene Frontiersituation dürften dies wesentlich begünstigt haben. Diese Möglichkeit scheint dagegen in Preußen in dieser Form nicht mehr bestanden zu haben.

Die interessanten Fragen nach der Reallohnentwicklung und dem Reallohnvergleich, dem Wandel der Geschlechterverhältnisse in der ländlichen Arbeit,

die sowohl in Preußen wie in Mexiko in der Forschung festzustellende Tendenz, gegenüber der Herrschaft die Untersuchung der Gemeindestrukturen stärker zu betonen, die Frage der bäuerlichen Diät, der durchschnittlichen Arbeitsbelastung und der Produktivität mußten nicht nur aus Platzgründen vorerst noch ausgespart bleiben. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sowohl für Preußen als auch für Mexiko die Forschungslage in diesen Bereichen insgesamt noch zu unübersichtlich bzw. schlichtweg nicht gegeben ist, um verallgemeinerbare Aussagen auch nur für jeweils einen der beiden Räume zu treffen.

## VII.

Ich habe hier versucht, einige Elemente des Problemfeldes der ländlichen Arbeit im 18. Jh. einander gegenüberzustellen. Ihr wichtigstes Ergebnis möchte ich so zuspitzen: Der gegenwärtige Forschungsstand erlaubt einstweilen nicht, das Gedankenspiel glaubwürdig zu Ende zu führen, ob sich ein nach Preußen versetzter *peón* oder ein plötzlich auf eine *hacienda* verlegter preußischer Bauer in bezug auf seine Arbeitsleistung, sein Auskommen, seine Diät, seine soziale Sicherheit oder seine persönlichen Gestaltungsmöglichkeiten besser oder schlechter gestellt hätte. Ein solcher Vergleich würde aber auch schon im Ansatz der Illusion einer potentiellen Meßbarkeit huldigen, die dem handelnden und leidenden Subjekt wenig Gestaltungsraum belassen würde. Das Gedankenspiel erlaubt aber durchaus, Forschungslücken und Forschungsperspektiven für beide Räume klarer zu sehen und die zu berücksichtigenden Faktorenbündel klarer zu erkennen.

### Weitere Literaturhinweise:

- Abel, Wilhelm. Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. 2. neubearb. Aufl., Stuttgart 1967 (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. 2).
- Abel, Wilhelm. Landwirtschaft 1648-1800, in: Hermann Aubin/ Wolfgang Zorn (Hrsg.), Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1971, S. 495-530.
- Abel, Wilhelm. Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. 3. erw. Aufl., Hamburg/Berlin 1978.
- Aubin, Hermann/Wolfgang Zorn (Hrsg.), Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1: Von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1971.
- Bairoch, P./J. Batou/P. Chèvre. La population des villes européennes. Banque de données et analyse sommaire des résultats 800-1850. Genf 1988.
- Barrett, Ward J., The Sugar Hacienda of the Marqueses del Valle, University of Minnesota Press, Minneapolis 1970.

## Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko

- Barrett, Ward J./Stuart B. Schwartz. Comparación entre dos economías azucareras coloniales: Morelos, México y Bahía, Brasil, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*. México 1975, S. 532-572.
- Bauer, Arnold J., *Rural Workers in Spanish America: Problems of Peonage and Oppression*, in: *HAHR* 59 (1979) 1, S. 34-63.
- Behre, O., *Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen bis zur Gründung des Königlichen Statistischen Bureau*, Berlin 1905 (ND 1979).
- Brading, David A., *Estructura de la producción agrícola en el Bajío, 1700 a 1850*, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*. México 1975, S. 105-131.
- Brading, David A., *Haciendas and Ranchos in the Mexican Bajío, León 1700-1860*. Cambridge 1978.
- Brandt Peter/Thomas Hofmann/Rainer Zilkenat (1981): *Preußen: Zur Sozialgeschichte eines Staates. Einde Darstellung in Quellen*. Hamburg (Preußen – Versuch einer Bilanz, Ausstellungskatalg Bd. 3)
- Buve, R., *Haciendas in Central Mexico from late Colonial Times to the Revolution*. CEDLA, Amsterdam 1984.
- Carsten, Francis L., *Geschichte der preußischen Junker*, Frankfurt a.M. 1988.
- Chevalier, François. *La tierra: gran propiedad, señores y trabajo indígena*. *Historiografía de América, Período Español*, in: V. Vázquez de Prada/Ignacio Olabarri (Hrsg.), *Balance de la Historiografía sobre Iberoamérica (1945-1988)*. *Actas de las IV Conversaciones Internacionales de Historia*. Pamplona 1989, S. 221-272.
- Coatsworth, John H., *Commentary (The Artesinal and Manufacturing Sector)*, in: Nils Jacobsen/Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *The Economies of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*. Berlin 1986, S. 233-239.
- Coatsworth, John H., *The Mexican Mining Industry in the Eighteenth Century*, in: ebenda, S. 26-45.
- Curtin, Philip D., *The Rise and Fall of the Plantation Complex, Essays in Atlantic History*. Cambridge 1990.
- Deans-Smith, Susan. *The Money Plant: The Royal Tobacco Monopoly of New Spain, 1765-1821*, in: Nils Jacobsen/Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *The Economies of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*. Berlin 1986, S. 361-387.
- Deeds, Susan M., *Rural Work in Nueva Vizcaya: Forms of Labor Coercion on the Periphery*, in: *HAHR* 69 (1989) 3, S. 425-449.
- Ehmer, J./M. Mitterauer (Hrsgg.), *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*. Wien/Köln/Graz 1986.
- Enders, Lieselott, *Die Uckermark, Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert*. Weimar 1992.
- Ewald, Ursula. *Versuche zur Änderung der Besitzverhältnisse in den letzten Jahrzehnten der Kolonialzeit*, in: *JbLA* 7, 1970, S. 239-251.
- Ewald, Ursula. *Estudios sobre la hacienda colonial en México – Las propiedades rurales del Colegio Espíritu Santo en Puebla*. Wiesbaden 1976.
- Fischer, Wolffram/Jan A. van Houtte/Hermann Kellenbenz/Ulja Mieck (Hrsgg.), *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 4, *Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1993.
- Florescano, Enrique. *Precios del maíz y crisis agrícolas en México, 1708-1810*. México 1969.
- Florescano, Enrique (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*. México 1975.
- Florescano, Enrique. *The Formation and Economic Structure of the Hacienda in New Spain*, in: *Cambridge History of Latin America*, Bd. II, 1984, S. 153-188.

- Franz, Günther (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes in der Neuzeit, München 1963.
- Frost, Elsa C./Michael C. Meyer/Joselina Zoraida Vázquez Lilia Díaz, El trabajo y los trabajadores en la historia de México, México 1979.
- Gamer, Richard L., Price Trends in Eighteenth-Century Mexico, in: *HAHR* 65 (1985) 2, S. 279-325.
- Gamer, Richard L., Prices and Wages in Eighteenth-Century Mexico, in: Lyman L. Johnson/ Enrique Tandeter (Ed.), *Essays on the Price History of Eighteenth-Century Latin America*, Albuquerque 1990, S. 73-108.
- Gibson, Charles, *The Aztecs Under Spanish Rule. A History of the Indians of the Valley of Mexico, 1519-1810*, Stanford 1964.
- Hannett, Brian R., *Roots of Insurgency, Mexican Regions, 1750-1824*, Cambridge 1986.
- Harnisch, Hartmut, *Die Herrschaft Boitzenburg, Untersuchungen zur Entwicklung der sozial-ökonomischen Struktur ländlicher Gebiete in der Mark Brandenburg vom 14. bis zum 19. Jahrhundert*, Weimar 1968.
- Harnisch, Hartmut, *Bevölkerungsgeschichtliche Probleme der industriellen Revolution in Deutschland*, in: K. Lärmer (Hrsg.): *Studien zur Geschichte der Produktivkräfte*, Berlin 1979, S. 35-50.
- Harnisch, Hartmut, *Quellen zur Bevölkerungsgeschichte in der Periode des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, vornehmlich am Beispiel Preußens*, in: *JbWG*, 1979, S. 65-84.
- Harnisch, Hartmut, *Forschungen zur Bevölkerungsgeschichte*, in: *ZfG, Sonderband 1980: Historische Forschungen in der DDR 1970-1980*, S. 660-665.
- Harnisch, Hartmut, *Kapitalistische Agrarreform und industrielle Revolution, Agrarhistorische Untersuchungen über das ostelbische Preußen zwischen Spätféudalismus und bürgerlich-demokratischer Revolution von 1848/49 unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Brandenburg*, Weimar 1984.
- Harris III, Charles H., *A Mexican Family Empire – The Latifundio of the Sánchez Navarros, 1765-1867*, Austin/London 1975.
- Henning, Friedrich-W., *Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen in Ostpreußen im 18. Jahrhundert*, Würzburg 1969.
- Henning, Friedrich-W., *Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen im Fürstentum Paderborn im 18. Jahrhundert*, Berlin 1970.
- Henning, Friedrich-W., *Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland, Bd. 2, 1750 bis 1866*, 2. erg. Aufl., Paderborn 1986.
- Henning, Friedrich-W., *Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Paderborn u.a. 1991.
- Hernández Chiáyvez, Alicia/Manuel Miño Grijalva (Hrsg.), *Cincuenta años de historia en México. En el Cincuentenario del Centro de Estudios Históricos*, Bd. 1, México 1991.
- Hinze, K., *Die Bevölkerung Preußens im 17. und 18. Jh. nach Quantität und Qualität [1963]*, in: ders., *Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preußen 1685-1806*, 2. verm. und verb. Ausgabe, hrsg. von Otto Büsch, Berlin 1981, S. 282-315.
- Jacobsen, Nils, *Commerce in Late Colonial Peru and Mexico: A Comment and Some Comparative Suggestions*, in: Nils Jacobsen/Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *The Economies of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*, Berlin 1986, S. 299-315.
- Jacobsen, Nils/Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *The Economies of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*, Berlin 1986, (= *Bibliotheca Ibero-Americana*, Bd. 34).
- Johnson, Lyman L./Enrique Tandeter (Hrsg.), *Essays on the Price History of Eighteenth-Century Latin America*, Albuquerque 1990.
- Kaerger, Karl, *Landwirtschaft und Kolonisation in Spanisch Amerika, Erster Band: Die La-Plata-Staaten; Zweiter Band: Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko*, Leipzig 1901.
- Kaufhold, Karl H., *Deutschland 1650-1850*, in: *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 4 (1993), S. 523-588.

## Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko

- Kay, Cristobal, Comparative Development of the European Manorial System and the Latin American Hacienda System, in: *Journal of Peasant Studies* 2 (1974) 1 (Oct.), S. 69-98.
- Kocka, Jürgen, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*, Bonn 1990.
- Köllmann, W., Lage der Bevölkerung in Preußen zur Zeit Stüssmills und in England zur Zeit Mathus', in: S. Mackensen (Hrsg.), *Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungstheorie in Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt a.M. 1989, S. 93-108.
- Kriedte, Peter/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, Sozialgeschichte in der Erweiterung – Proto-Industrialisierung in der Verengung? Demographie, Sozialstruktur, moderne Hausindustrie: eine Zwischenbilanz der Proto-Industrialisierungs-Forschung (Teil I), in: *GG* 18 (1992) 1, S. 70-87.
- Licht, Reinhard (Hrsg.), *América Latina en la época de Simón Bolívar. La formación de las economías nacionales y los intereses económicos europeos, 1800-1850*, Berlin 1989 (= *Bibliotheca Ibero-Americana*, Bd. 33).
- López Sarrelangue, Delfina, La hacienda de San José de Coapa, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 223-241.
- Lütge, Friedrich, *Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, 2. erw. Aufl., Stuttgart 1967 (= *Deutsche Agrargeschichte*, Bd. 3).
- Marschalek, P., *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1984.
- Martin, Cheryl E., Haciendas and Villages in Late Colonial Morelos, in: *HAHR* 62 (1982) 3, S. 407-427.
- Mieck, Ilja, *Wirtschaft und Gesellschaft Europas von 1650 bis 1850*, in: *Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 4 (1993), S. 1-233.
- Miller, Simon, The Great Estate and Agrarian Development: Mexico and the Myth of the Feudal Hacienda, in: Wolfgang Reinhard/Peter Waldmann (Hrsg.), *Nord und Süd in Amerika. Gemeinsamkeiten – Gegensätze – Europäischer Hintergrund*, Freiburg 1992, Bd. 2, S. 724-738.
- Miño Grijalva, Manuel, El entorno rural y el complejo hacienda-obraje en la Nueva España, in: Alicia Hernández Chávez/Manuel Miño Grijalva (Hrsg.), *Cincuenta años de historia en México. En el Cincuentenario del Centro de Estudios Históricos*, Bd. 1, 1991, S. 371-387.
- Mittenzwei, Ingrid/Erika Herzfeld, *Brandenburg-Preußen, 1648 bis 1789*, Köln 1987.
- Mörner, Magnus, A Comparative Study of Tenant Labor in Parts of Europe, Africa and Latin America 1700-1900: A Preliminary Report of a Research Project in Social History, in: *LARR* V (1970) 2, S. 3-15.
- Mörner, Magnus, The Spanish American Hacienda: A Survey of Recent Research and Debate, in: *HAHR* 53, 1973, S. 183-216.
- Mörner, Magnus, La hacienda hispanoamericana: Examen de las investigaciones y debates recientes, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 15-48.
- Nickel, Herbert J., Zur Immobilität und Schuldknechtschaft mexikanischer Landarbeiter vor 1915, in: *Saeculum* 27, 1976, S. 289-328.
- Nickel, Herbert J., *Soziale Morphologie der mexikanischen Hacienda*, Wiesbaden 1978.
- Nickel, Herbert J., Las Deudas pasivas en favor de los gañanes en las haciendas de Puebla-Tlaxcala (Época colonial), in: *JbLA* 16, 1979, S. 246-265.
- Nickel, Herbert J., *Relaciones de trabajo en las haciendas de Puebla y Tlaxcala (1740-1914). Cuatro análisis sobre reclutamiento, peonaje y remuneración*, México 1987.
- Nickel, Herbert J. (Hrsg.), *Paternalismo y economía moral en las haciendas mexicanas del porfiriato*, México 1989.
- Nickel, Herbert J., *Schuldknechtschaft in mexikanischen Haciendas – Interpretationen und Befunde zur Peonaje*, Stuttgart 1991 (= *Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte* Bd. 43).

- Nickel, Herbert J., Hacienda, Hacienda-Perzeption und Agrarreform in Mexiko, in: *Sociologus* 43 (1993) 1, S. 67-87.
- North, Michael, Lohnarbeit und Fronarbeit in der ostpreußischen Landwirtschaft vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 36 (1988) 1, S. 11-22.
- O'Gorman, Edmundo, *Seis Estudios de tema mexicano*, México 1960.
- Ouweneel, Arij/Cristina Torales Pacheco (Hrsg.), *Empresarios, indios y estado-Perfil de la economía mexicana (Siglo XVIII)*, Amsterdam 1988 (Latin American Studies, Bd. 45).
- Ouweneel, Arij/Simon Miller (Hrsg.), *The Indian Community of Colonial Mexico, Fifteen Essays on Land Tenure, Corporate Organizations, Ideology and Village Politics*, Amsterdam 1990.
- Pansters, Wil/Arij Ouweneel (Hrsg.), *Region, State and Capitalism in Mexico, Nineteenth and Twentieth Centuries*, Amsterdam 1989.
- Patch, Robert W., Agrarian Change in Eighteenth-Century Yucatán, in: *HAHR* 65 (1985) 1, S. 21-49.
- Pérez Herrero, Pedro, „Crecimiento“ colonial versus „crisis“ nacional (México, 1765-1854), Consideraciones acerca de un modelo explicativo, in: Alicia Hernández-Chávez/Manuel Miño Grijalva (Hrsg.), *Cincuenta años de historia en México, En el Cincuentenario del Centro de Estudios Históricos*, Bd. 1, Mexico 1991, S. 241-272.
- Peters, Jan/Harmit Harnisch/Liesclott Enders, *Märkische Bauerntagebücher des 18. und 19. Jahrhunderts, Selbstzeugnisse von Milchviehbauern aus Neuholland*, Weimar 1989.
- Puhle, Hans-J., Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers, in: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, hrsg. v. Jürgen Kocka und Thomas Nipperdey, München, Bd. 3, S. 119-136.
- Reinhard, Wolfgang/Waldmann, Peter (Hrsg.), *Nord und Süd in Amerika, Gemeinsamkeiten – Gegensätze – Europäischer Hintergrund*, 2 Bde., Freiburg 1992.
- Riley, James D., Crown Law and Rural Labor in New Spain: The Status of Gañanes during the Eighteenth Century, in: *HAHR* 64 (1984) 2, S. 259-285.
- Riley, James D., Santa Lucía: Desarrollo y administración de una hacienda jesuita en el siglo XVIII, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 242-272.
- Riley, James D., *Hucendados jesuitas en México, La administración de los bienes inmuebles del colegio Máximo de San Pedro y San Pablo de la ciudad de México, 1685-1767*, México 1976.
- Riley, Micheal, El prototipo de la hacienda en el centro de México: un caso del siglo XVI, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 49-70.
- Rösener, Werner, *Die Bauern in der europäischen Geschichte*, München 1993.
- Saalfeld, Diedrich, Ländliche Bevölkerung und Landwirtschaft Deutschlands am Vorabend der Französischen Revolution, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 37, 1989, S. 101-125.
- Semo, Enrique/Gloria Pedrero, La vida en una hacienda-aserradero mexicana a principios del siglo XIX, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 273-305.
- Slicher van Bath, B. H., *The Agrarian History of Western Europe, A. D. 500-1850*, London 1963.
- Spies, Klaus, *Gutsherr und Untertan in der Mittelmark Brandenburg zu Beginn der Bauernbefreiung*, Berlin 1972.
- Szuchman, Mark D. (Hrsg.), *The Middle Period in Latin America, Values and Attitudes in the 17th-19th Centuries*, Boulder & London 1989.
- Taylor, William B., *Landlord and Peasant in Colonial Oaxaca*, Stanford 1972.
- Taylor, William B., *Haciendas coloniales en el valle de Oaxaca*, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 71-104.
- TePaske, John J., General Tendencies and Secular Trends in the Economies of Mexico and Peru, 1750-1810: The View From the Cajas of Mexico and Lima, in: Nils Jacobsen/Hans-Jürgen

## Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert: Preußen und Mexiko

- Puhle (Hrsg.). *The Economics of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*. Berlin 1986, S. 316-339.
- Thomson, Guy. *The Cotton Textile Industry in Puebla During the Eighteenth and Early Nineteenth Centuries*, in: ebenda, S. 169-202.
- Tovar Pinzón, Hermes. *Elementos constitutivos de la empresa agraria jesuita en la segunda mitad del XVIII en México*, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*. México 1975, S. 132-222.
- Treue, Wilhelm. *Wirtschafts- und Technikgeschichte Preußens*, Berlin 1984 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 56).
- Troßbach, Werner. *Bauern 1648-1806*. München 1993 (EDG 19).
- Tuiño, John. *From Insurrection to Revolution in Mexico. Social Bases of Agrarian Violence, 1750-1940*. Princeton 1986.
- Van Young, Eric. *Hacienda and Market in Eighteenth-Century Mexico. The Rural Economy of the Guadalajara Region, 1675-1820*. Berkeley 1981.
- Van Young, Eric. *The Age of Paradox: Mexican Agriculture at the End of the Colonial Period, 1750-1810*, in: Nils Jacobsen/Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *The Economics of Mexico and Peru During the Late Colonial Period, 1760-1810*. Berlin 1986, S. 64-90.
- Van Young, Eric. *La historia rural de México desde Chevalier: Historiografía de la hacienda colonial*, in: Cárdenas (1989), S. 376-438.
- Van Young, Eric. *La crisis del orden colonial. estructura agraria y rebeliones populares de la Nueva España, 1750-1821*. México 1992.
- Vázquez de Prada, V./Ignacio Olabarri (Hrsg.), *Balace de la Historiografía sobre Iberoamérica (1945-1988)*. Actas de las IV Conversaciones Internacionales de Historia. Pamplona 1989.
- Vogel, Barbara. *Das alte Preußen in der modernen Geschichtswissenschaft*, in: GG 11 (1985) 3, S. 377-396.
- Weber, Max. *Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, hrsg. von Marianne Weber, 2. Aufl., Tübingen [1894] 1988.
- Wirz, Albert. *Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Arbeit im Laufe der Zeit*, in: NZZ, Folio 9 (Sept. 1993), S. 6-11.
- Wobeser, Gisela von. *La hacienda azucarera en la época colonial*. México 1988.
- Wobeser, Gisela von. *La formación de la hacienda en la época colonial. El uso de la tierra y el agua*. México 1989.
- Wolf, Eric R./Sydney W. Mintz. *Haciendas y plantaciones en Mesoamérica y las Antillas*, in: Enrique Florescano (Hrsg.), *Haciendas, latifundios y plantaciones en América Latina*, México 1975, S. 493-531.
- Wunder, Heide. *Die bäuerliche Gemeinde in Deutschland*. Göttingen 1986.
- Zorn, Wolfgang. *Gewerbe und Handel 1648-1800*, in: Hermann Aubin/Wolfgang Zorn (Hrsg.), *Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 1, Stuttgart 1971, S. 531-573.
- Zorn, Wolfgang. *Sozialgeschichte 1648-1800*, in: ebenda, S. 574-607.

- 1 Vgl. zum Problem der Grenzen und Möglichkeiten des historischen Vergleiches T. Schieder, *Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft*, in: ders., *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung*, München-Wien 1968, S. 195-219, und H. J. Puhle, *Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers*, in: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, hrsg. von Jürgen Kocka und Thomas Nipperdey, München 1979, Bd. 3, S. 119-136. Dem Charakter dieses Beitrages entsprechend, der eher eine Problemskizze als einen Forschungsbericht oder gar ein Forschungsergebnis präsentieren will, sind die Angaben in den Fußnoten auf das Notwendigste reduziert und dafür eine ausführliche Literaturliste angehängt.
- 2 Zu Preußen vgl. P. Brandt/T. Hofmann/R. Zilkenat, *Preußen: Zur Sozialgeschichte eines*

- Staates. Eine Darstellung in Quellen. Hamburg 1981, S. 23, und H. Schissler. Preußische Agrargesellschaft im Wandel. Wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Transformationsprozesse von 1763 bis 1847. Göttingen 1978. Zu Mexiko vgl. E. Florescano, Origen y desarrollo de los problemas agrarios de México. México 1986.
- 3 Vgl. W. Achilles. Die steuerliche Belastung der braunschweigischen Landwirtschaft und ihr Beitrag zu den Staatseinnahmen im 17. und 18. Jahrhundert. Hildesheim 1972.
  - 4 W. Conze, „Arbeit“, in: O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. I. Stuttgart 1972, S. 154-213.
  - 5 Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste [„Zedler“], Bd. II, Halle/Leipzig 1732, S. 1149ff., zitiert nach W. Conze, „Arbeit“ (Anm. 4), S. 169.
  - 6 Vgl. W. Achilles. Landwirtschaft in der frühen Neuzeit. München 1991 (EDG 10), S. 14.
  - 7 „Neu-Spanien“ ist die koloniale Bezeichnung des Vizekönigreiches, aus dem das moderne Mexiko hervorgegangen ist.
  - 8 J. Tutino. Creole Mexico: Spanish Elites, Haciendas, and Indian Towns, 1750-1810. Ph. D. Diss. Austin/Texas 1976; J. Meißner. Eine Elite im Umbruch. Der Stadtrat von Mexiko zwischen kolonialer Ordnung und unabhängigem Staat. Stuttgart 1993.
  - 9 A. C. Van Oss. Architectural Activity, demography and economic diversification: regional economies of colonial Mexico. in: *JbLA* 16, 1979, S. 97-146; A. Ouweneel. Onderbroken groei in Anáhuac. De ecologische achtergrond van ontwikkeling en armoede op het platteland van Centraal-Mexico (1730-1810). CEDLA, Amsterdam 1988; ders./C. C. J. H. Bijleveld. The Economic Cycle in Bourbon Central Mexico: A Critique of the Recaudación del diezmo líquido en pesos. In: *HAHR* 69 (1989) 3, S. 479-530.
  - 10 D. A. Brading. Comment on Ouweneel and Bijleveld. in: *HAHR* 69 (1989) 3, S. 531-538; J. H. Coatsworth. Comment on Ouweneel and Bijleveld. in: ebenda, S. 538-545.
  - 11 U. Ewald. The von Thiünen principles and agricultural zonation in colonial Mexico. in: *Journal of Historical Geography* 3, 1977, S. 123-133.
  - 12 Vgl. hierzu Ch. Pfister. *Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500-1800*. München 1994 (EDG 28).
  - 13 A. Ouweneel. Growth, Stagnation, and Migration: An Explorative Atalysis of the Tributario Series of Anáhuac (1720-1800). in: *HAHR* 71 (1991) 3, S. 531-577; J. E. Kicza. Migration to Major Metropoles in Colonial Mexico. in: D. J. Robinson. *Migration in Colonial Spanish America*. Cambridge 1990, S. 193-211.
  - 14 C. Kay. *El sistema señorial europeo y la hacienda latinoamericana (Serie Popular Era)*. México 1974; 1980.
  - 15 Vgl. vor allem I. Wallerstein. *The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World Economy in the 16th Century*. New York 1974.
  - 16 A. von Humboldt: *Das Mexico-Werk*, hrsg. von H. Beck, Darmstadt 1991, S. 341.
  - 17 Ebenda, S. 341f.
  - 18 Erlaß des Vizekönigs D. Matías de Gálvez vom 23.12.1783 über die Freiheitsrechte, Arbeitsbedingungen und Löhne der indianischen Arbeiter in *haciendas*, abgedruckt in: H. J. Nickel. *Soziale Morphologie der mexikanischen Hacienda*. Wiesbaden 1978, S. 46-47.



**Arbeit und Zucker in Amerika versus Arbeit und Zucker in Europa (ca. 1840-1880). Grundlinien eines Vergleichs**

Die Konkurrenz des Zuckers aus Rüben mit dem „Kolonialzucker“ hat eine einhundertfünfzigjährige Geschichte. Der europäische Rübenzucker trat etwa zu einer Zeit gegen das „Millenium des Kolonialzuckermonopols“<sup>1</sup> auf den Markt, als der wichtigste amerikanische Zuckerproduzent, Kuba, um 1840 die Spitze in der Weltproduktion einnahm und auch der Anteil der Sklaven an der Bevölkerung der Insel Spitzenwerte erreicht hatte<sup>2</sup>. Mit dem Siegeszug des europäischen Rübenzuckers, der bis 1900 etwa 50 Prozent Marktanteile erlangte, begann die Polemik „Rübe gegen Rohr“<sup>3</sup>. Die Debatte hatte im frühen 19. Jh. einen Schwerpunkt in Frankreich, wo die Schlacht zwischen „sucre indigène“ und „sucre exotique“ besonders hart tobte<sup>4</sup> und sogar Eingang in die politische Karikatur eines Honoré Daumier fand<sup>5</sup>. Das eben geeinte wilhelminische Deutschland avancierte in den achtziger Jahren des 19. Jhs. zum europäischen Hauptproduzenten und -exporteur von Rübenzucker<sup>6</sup>. In Kuba signalisierte die endgültige Abolition der Sklaverei<sup>7</sup> (1886) den Beginn eines radikalen Modernisierungsprozesses der Zuckerproduktion unter massivem Einfluß nordamerikanischen und britischen Kapitals. Das kleine Kuba und das große Deutschland wurden Konkurrenten auf dem Weltzuckermarkt.

Besonders in Krisenzeiten wurde in Deutschland die „Gefahr Kuba“ bemüht: „Unter allen Zucker erzeugenden Ländern beansprucht Kuba unser größtes Interesse“, schrieb ein Autor 1920<sup>8</sup>. Diese Furcht des großen Reiches vor der kleinen Antilleninsel mit ihren knapp 1,5 Millionen Einwohnern (1899) mag übertrieben erscheinen. Schon 1906 aber skizzierte der Zuckerexperte Julius Wolf die wahren Dimensionen der „Gefahr Kuba“, indem er im Vorwort einer Zuckerstudie schrieb: Einmal sei sein Buch geschrieben „mit Rücksicht auf das von Deutschland und auch von anderen europäischen Mächten noch auszutragende Geschäft mit den Vereinigten Staaten, sodann aber mit Rücksicht darauf, daß der historische Kampf zwischen Rohr- und Rübenzucker gegenwärtig neu auflebt...“<sup>9</sup> Der Autor präsentierte eine Analyse des Weltzuckermarktes und seines deutschen Anteils „unter spezieller Berücksichtigung der demselben durch die kubanische Produktion drohenden Gefahr.“<sup>10</sup> Damit stellte er die „Gefahr Kuba“ in einen Zusammenhang, den

ein heutiger Historiker mit dem treffenden Begriff „Ausbeutung der geographischen Position der Insel durch ihre Eliten“<sup>11</sup> erfaßt hat. Es ging also nie um Kuba allein, sondern um Kuba als „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“<sup>12</sup>, d.h. um die Kapazitäten<sup>13</sup> und natürlichen Bedingungen der Antillenperle als Brückenkopf eines amerikanischen Wirtschaftsimperiums<sup>14</sup>.

Auch seitens kubanischer bzw. spanischer Wirtschaftsexperten wurde die deutsche Zuckerrübenproduktion relativ schnell als Gefahr und Herausforderung begriffen. Der wichtigste Exponent war der Spanier Ramón de la Sagra<sup>15</sup>. Heutige Autoren haben zwar die Bedrohung der kubanischen Zuckerproduktion durch die „Rübenkonkurrenz“ immer wieder erwähnt, aber das Thema ist kaum auf systematische Weise vergleichend untersucht worden<sup>16</sup>. Ausnahmen bilden in gewissem Sinne die drei europäischen Klassiker der Zuckergeschichtsschreibung Deer<sup>17</sup>, Lippmann und Baxa<sup>18</sup> sowie das kubanische Standardwerk „El Ingenio“ von Manuel Moreno Fraginals<sup>19</sup>.

Der vorliegende Aufsatz konzentriert sich auf regionale Strukturbedingungen und Feldarbeitskräfte in speziellen Regionen Kubas und Deutschlands.

Der Vergleich von Arbeit, speziell der Vergleich auf der Ebene der Produktionsmengen<sup>20</sup> und der Kosten<sup>21</sup>, begann schon bald nach dem Markteintritt des Rübenzuckers. Auf die Schwierigkeiten, die Arbeit an beiden chemisch identischen Endprodukten zu vergleichen, ist seitdem immer wieder verwiesen worden. Manuel Moreno Fraginals, der Altmeister der kubanischen Zuckergeschichtsschreibung, hat festgestellt, daß Schätzungen des Wertes der Arbeit in beiden Produktionssystemen schwierig und ein Vergleich fast unmöglich sei<sup>22</sup>; es könnten einfach nicht alle „Kosten“ erfaßt werden.

Ich versuche deshalb hier zunächst, qualitative Grundmuster von Arbeit in der Produktion des Rohstoffes der Zuckerherstellung auf der Basis geographischer, demographischer und sozialer Strukturen darzustellen.

### **Räumliche, demographische und soziale Aspekte der Zuckerproduktion in Kuba und in Deutschland**

Räumlich bezieht sich der Vergleich auf die Region Matanzas und das Gebiet der Magdeburger Börde. Matanzas war von 1840 bis 1880 das wichtigste Zuckerplantagengebiet Kubas. Es handelt sich um eine der geographisch-ökonomischen Regionen, die der kubanische Historiker-Demograph Juan Pérez de la Riva in konzeptioneller Zuspitzung zunächst „Cuba A“ oder später die „paises“ des Zuckers in Kuba genannt hat<sup>23</sup>. Die Magdeburger Börde<sup>24</sup> war

für den „Start“ des Rübenzuckers das wichtigste deutsche Gebiet.

Die Bedeutung der jeweiligen Regionen in den Nationalgeschichten ist extrem unterschiedlich. Auf Sklaverei, Zucker und Kolonialismus in der konzeptionellen Fassung von Pérez de la Riva beruht faktisch die gesamte heutige kubanische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Die deutsche „Rüben-geschichte“ dagegen hat vorwiegend das spezielle Interesse von Agrarhistorikern, Volkskundlern und Regionalforschern gewonnen. Die Pionierrolle der Börde in der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete für die deutsche Zuckerwirtschaft und die Industrialisierung des Agrarsektors ist allerdings auch in der deutschen Wirtschafts- und Agrargeschichte anerkannt. Noch 1940 wird der Anteil der Provinz Sachsen an der deutschen Zuckerproduktion mit rund 25 Prozent angegeben; Schlesien folgte mit etwa 20 Prozent, Hannover mit neun Prozent und das Rheinland mit etwa sieben Prozent<sup>25</sup>.

Um „Arbeit“ vergleichen zu können, die in den jeweiligen „klassischen“ Zuckergebieten geleistet wurde, ist als Basis eine Komparation der *physisch-geographischen Bedingungen* (Größe der geographischen Regionen, Lage, Verbindungen und Infrastruktur [Küste bzw. Fluß], Isomorphie [Höhe, Temperatur, Klima und Wetter]<sup>26</sup> und vor allem Bodenqualität<sup>27</sup>) sowie *demographischer Trends* (Sklaverei bzw. Zwangsemigration vs. freie Arbeit und „freiwillige Migration“) vonnöten. Ein Resümee der *geographisch-strukturellen Gründe* für die monopolartige Stellung der jeweils modernsten Formen der Zuckerindustrie und des Zuckerrohr- bzw. Rübenanbaus in den Regionen Havanna-Matanzas<sup>28</sup> und in der Magdeburger Börde mag das verdeutlichen – trotz aller Probleme einer solchen Parallelperspektive:

Der País de La Habana, zu dem Matanzas bis 1878 gehörte, hatte nach den Angaben von Pérez eine Fläche von 32000 km<sup>2</sup>. Davon waren um 1800 4900 km<sup>2</sup> (490000 ha) landwirtschaftlich genutzt<sup>29</sup>. Die Grundlagen der kubanischen Plantagenproduktion des Zuckers wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. im engeren Umland der Stadt Havanna gelegt. Zu Beginn des 19. Jhs. befanden sich die Ländereien der Küstenregion zwischen Havanna und Matanzas oftmals noch im Besitz von kleinen Bauern und großen Viehzüchtlern und dienten auch zunehmend der Anlage von Kaffeeplantagen oder Tabakfarmen. Ende des 18. Jhs. kam es zum ersten Zuckerboom in der Geschichte Kubas. Die regionale Basis dieses Booms lag im engeren „país de la Habana“ und in der Küstenzone zwischen La Habana und Matanzas: eine ausgesprochen kleine Region, die maximal zwei Prozent der Gesamtfläche des Landes einnahm. Für den Zeitraum um 1840 darf in einer groben Schätzung aber davon ausgegangen werden, daß die rund 500000 Hektar im

País de la Habana bis hin nach Matanzas Einzugsgebiet des Zuckers geworden waren. Die Dynamik der Zuckerproduktion trieb diese allerdings im Untersuchungszeitraum ins Inselzentrum nach Westen. Zentrum der kubanischen Zuckerproduktion wurde von 1840 bis 1880 die weitere Großregion im Umfeld der Hafenstadt Matanzas, die ab 1878 unter dem Namen „Matanzas“ eine der sechs Provinzen Kubas bildete.

Verwertbare Angaben über die Flächengrößen von Zuckerplantagen (Ingenios) in Matanzas liegen erst für die Jahre nach 1850 vor. 1860 sind für 399 Ingenios 8703 Caballerías<sup>30</sup> Besitz ausgewiesen (116881,3 ha) und für 1878 9281 Caballerías in 426 Ingenios<sup>31</sup> (124643,8 ha). Wenn ein Durchschnittswert von 60 Prozent Nutzung der Flächen für die Zuckerrohrfelder („cañaverales“) angenommen wird, so ergibt sich für diese Großregion als grobe Vergleichsbasis eine mit Zuckerrohr bebaute Fläche von rund 70000 (1860) bis 75000 ha (1878). Allerdings lösten sich auch hier die Jurisdiktionen in der Führungsposition bei der Zuckerherstellung bis in die 1860er Jahre ab<sup>32</sup>. Um 1900 gelten für Julius Wolf „Santa Clara [d.i. Las Villas und speziell die Region Cienfuegós – M.Z.], Matanzas und Santiago“ als „die drei alten Zuckerprovinzen“: Havanna als Zuckerstandort wird überhaupt nicht mehr erwähnt<sup>33</sup>. Wolf nimmt um 1900 für ganz Kuba eine mit Zuckerrohr bebaute Fläche von 17000 km<sup>2</sup> (1700000 ha) an<sup>34</sup>.

Die Börde dagegen hat eine Gesamtnutzfläche von rund 120000 ha<sup>35</sup>. Etwa 85 Prozent davon waren Äcker. Nach Plaul wurden zwischen 5-8 Prozent dieser Fläche jährlich mit Rüben bebaut<sup>36</sup>. Das ergibt, wenn man Maximalwerte annimmt, eine Rübenanbaufläche von rund 8000 ha.

Diese grobe Schätzung zeigt uns das wirtschaftsgeographische Größenverhältnis zwischen den wichtigsten, relativ geschlossenen Zuckerpionierzonen des 19. Jhs. auf Kuba und in der Börde. Es betrug etwa 9 zu 1.

Die wirtschaftsgeographischen Grundfaktoren für die Anlage von Ingenios<sup>37</sup>: Wald (Holz, Boden, Energieressource), Vieh (Transport, Ernährung, Dung), Fläche (Ebene, Land, Boden) sowie Infrastrukturen (Transport) und Hafen (Handel, Export), waren zunächst im weiteren Umland Havannas mit kurzen Verbindungen zur Küste und, mit Einführung der Eisenbahnen 1837-39, in der ganzen bekannten Zone „roter Erde“ gegeben (Artemisa im Westen, Güines in der Mitte und Colón im Osten), die zunehmend zum Hinterland des aufstrebenden Zuckerhafens Matanzas wurde.

Auch die Börde wird wesentlich von gutem, fruchtbarem Schwarzerdeboden auf Löß gebildet, die Bodenqualität ist gewissermaßen konstitutiv für die historische Region geworden. In der Börde sind es natürliche Wasserstraßen (Elbe, Saale, Bode, Ohre, Aller) und ein relativ gut entwickeltes Straßen-

und Wegenetz<sup>38</sup>, die die Anfuhr der Rüben und den Transport von Zucker ermöglichten. Durch die Infrastrukturpolitik Preußens und die deutsche Zoll- und Handelspolitik seit 1834 wurde dieses Netz im Untersuchungszeitraum immer besser ausgebaut. In bezug auf den internationalen Handel stellte dabei die „Elbepolitik“ das Kernstück dar. Für den innerdeutschen Handel und den Export nach Osten spielten auch die Kanäle um und nach Berlin bzw. zur Havel und Oder eine wichtige Rolle<sup>39</sup>.

Für Matanzas, „one of the most modern and prosperous regions in Latin America“<sup>40</sup>, ergab die geographische Position einen vielgenannten, aber kaum jemals richtig gewürdigten Bonus. Diese Position war extrem vorteilhaft in bezug auf die Handelsrouten des atlantischen Raumes; bekanntlich der wichtigste Wirtschaftsraum der Neuzeit. Kein anderes iberamerikanisches Wirtschaftsgebiet lag unter den Voraussetzungen der Segelschifffahrt günstiger. Etwas überhöht kann man formulieren, daß die Zuckerzonen Kubas die richtige geographische Lage zum opportunen historischen Moment hatten, wie das Verhältnis zu den aufstrebenden USA und zum europäischen Markt nach 1815 zeigen. Der äußeren geographischen Lage entsprach auch eine günstige geographische Gestalt, was sich auf die Infrastruktur auswirkte. So bedurfte es zunächst keiner ausgeprägten Infrastrukturpolitik. Die Insel hat mehr als tausend Kilometer West-Ostausdehnung, aber in der Havanna-Matanzasregion eine Nord-Südbreite von weniger als 100 km. Die besten Zuckerplantagen der Region lagen nirgends 50 km von der Küste entfernt. Sie wurden allerdings zunächst nur ganz in der Nähe guter Häfen der Atlantik- oder Karibikküsten (Havanna, Matanzas, Cárdenas, Cienfuegos, Trinidad-Casilda) oder an den Oberläufen kleinerer Flüsse angelegt. Sie hatten faktisch direkten Zugang zu den großen internationalen Handelswegen und zum günstigen Seetransport. Hier betrieben die Zuckereliten erst regionale Infrastrukturpolitik, als die Expansion der Anbauflächen in relativ küstenferne Gebiete der „roten Erde“ im Hinterland von Havanna und Matanzas seit Mitte der zwanziger Jahre eine Transportkrise ausgelöst hatte. Die spanische Verwaltung, besonders die Intendantur unter dem kubanischen Kreolen Martínez de Pinillos, sorgte für die Koordinierung<sup>41</sup> dieser eher privaten Infrastrukturpolitik<sup>42</sup>.

Ähnlichkeiten der Vergleichsregionen weist der frühe Beginn des Eisenbahnbaus<sup>43</sup> und die schnelle Erschließung der Regionen zur Lösung der Transportprobleme auf. Magdeburg im östlichen Randgebiet der Börde war 1850 der Schnittpunkt von sechs Eisenbahnlinien. Schon 1839 war die erste Teillinie zwischen Magdeburg und Leipzig über Köthen und Halle gebaut worden, da die wichtigsten Märkte in Mittel- und Osteuropa lagen. In Kuba gar

wurde die erste Teillinie schon 1837 zwischen Havanna und Bejucal eröffnet, im Folgejahr zwischen Bejucal und dem Zentrum der „llanura roja“. Güines<sup>41</sup>. Zwanzig Jahre später waren alle wichtigen Zuckerregionen mit Handelszentren und Häfen durch recht unterschiedliche Eisenbahntypen verbunden<sup>45</sup>.

Auch in ihren Einwirkungen auf das Landschaftsbild ähneln sich beide Zuckerpflanzen bzw. die Strukturen und Einrichtungen der Zuckerproduktion; sofern sie sich in Deutschland auf dem Land befanden (viele wurden in oder bei Städten angelegt): Monotone Zuckerruhr- bzw. Rübenfelder und die rauchenden Schornsteine der Zuckersiedereien. Beide Produktionskomplexe – sowohl in ihrer landwirtschaftlichen wie auch in ihrer agrarindustriellen Komponente – hobelten in gewissem Sinne Landschaften auf ein gleiches Erscheinungsbild<sup>46</sup>.

Es gibt allerdings wichtige wirtschaftsbiologische Unterschiede. Sie ergeben sich aus dem unterschiedlichen Disaccharidgehalt und der unterschiedlichen Biomasse der beiden Pflanzen sowie der stärkeren Technisierung und in der intensiveren Anwendung der Agrarwissenschaften in Deutschland. In der Rübe beträgt der Zuckergehalt<sup>47</sup> maximal 16-18 Prozent, im Rohr variiert er zwischen 14-26 Prozent<sup>48</sup>.

Auch unterschiedliche strukturelle Rahmenbedingungen bei der Produktion des „Rohrs“ und der „Rübe“ fallen ins Gewicht: Es handelt sich vor allem um die Geschlossenheit der Zuckerplantagen<sup>49</sup> auf der Basis des Latifundienbesitzes (ab 1818) und des entsprechenden Rechtssystems. In gewisser Weise zeigte die Mikrostruktur der Zuckerplantage<sup>50</sup> bis zur Anlage der Zuckerkentralen ab ca. 1880 klar die Dominanz des Landes über die „Fabrik“ und die unfreien bäuerlichen Arbeitskräfte. Alle Installationen zur Zuckerverarbeitung, wie Mühle („trapiche“, „ingenio“), d.h. halb- oder vollmechanische Zuckerrohrpresse, Siederei und Trenn- bzw. Trockenhaus („casas“, „batey“)<sup>51</sup>, befanden sich auf dem Boden des Ingenios. Dazu kam die im Wortsinne geschlossene Ansiedlung der versklavten Arbeitskräfte, seit den dreißiger Jahren besonders in der Region Osthavanna und Matanzas in den „barracones“. Es handelte sich um eine spezielle Art der Kasernierung von Arbeitskräften. Bestandteil der Plantagenwirtschaft war eine Art „Skavenökonomie“, die allerdings im Gegensatz zu vielen Klischees sehr wohl Teil von Marktbeziehungen war<sup>52</sup>, da die Sklaverei sonst nicht rentabel gewesen wäre. Auf den Plantagen bebauten die Sklaven Kleinfelder mit Yuca, Bananen oder Malanga und hielten Kleintiere sowie Schweine<sup>53</sup>; daneben existierte meist auch eine eigene Großviehhaltung, Nahrungsmittelanbau und Holzwirtschaft des Plantagenbetreibers.

Das ist im Falle des Rübenzuckers anders gewesen. Seit den frühen

„Kaufleute-“ oder „Bauernfabriken“ dominierte sehr schnell die „Fabrikwirtschaft“ die Rübenäcker. Zwar gab es große Güter, die im Zuge der Separationen auch arrondiert wurden. Sie erreichten aber weder die Größe noch die kompakte Geschlossenheit der Plantagen. Ganz im Gegenteil: Fabrik und Äcker waren sehr klar voneinander getrennt, obwohl es auch Land im Besitz der Fabriken und in der zweiten Jahrhunderthälfte Schnitterkasernen für die Saisonarbeitskräfte gab.

Die Rübenfelder selbst mußten in eine bereits diversifizierte landwirtschaftliche Struktur eingegliedert werden. Das wurde strukturell erleichtert durch die Durchsetzung des „englischen Systems“ der verbesserten Dreifelderwirtschaft. In der Nähe der ländlichen Zuckerfabriken verdichteten sich die Rübenfelder und prägten das Landschaftsbild: Der eigentliche Börde-Kernkreis ist Wanzleben<sup>54</sup>, mit seiner schon zu Beginn des Rübenbaus charakteristischen Struktur von Land- und Viehwirtschaft – v.a. Spannvieh wie Ochsen und Pferde und Kleintierhaltung in den Dörfern – sowie technischen Nebengewerben<sup>55</sup> wie seit 1838 die berühmte, von Bauern gegründete Zuckerfabrik Klein-Wanzleben (ab 1856 unter der Firma „Rabbethge, Giesecke & Reinecke“).<sup>56</sup> Die Nebengewerbe waren in der Magdeburger Region traditionell mit Kolonialwarensubstitution verbunden.<sup>57</sup> Der Anteil der Rübenfelder erreichte nirgends mehr als 10 Prozent<sup>58</sup> der Gesamtnutzfläche der Börde, verdichtete sich aber bei den Standorten der Fabriken.

Die Traditionen intensiver Landwirtschaft<sup>59</sup> im Magdeburgischen waren von ausschlaggebender Bedeutung für die schnelle Ausbreitung des Zuckerrübenanbaus. In der Region wurden schon seit dem 17. Jh. „Amerikaner“ (Kartoffeln) bzw. Kolonialwaren-Substitute (Tabak und Kaffee, d.h., Zichorien seit den neunziger Jahren des 18. Jhs.) angebaut<sup>60</sup>. Magdeburg bildete ein frühes Zentrum des preußischen Kolonialwarenhandels<sup>61</sup>. Die Zichorienbauern und -händler konnten in Zeiten des Kaffeemangels (Kontinentalsperre) Kapital ansammeln, das dann oft in die Zuckerproduktion investiert wurde. Schon im 18. Jh. hatte hier die Hackkultur feste Wurzeln geschlagen, besonders im Zichorien- und Runkelrübenanbau. Sie wurden, wie dann auch die frühe Zuckerrübenkultur bis in die fünfziger Jahre des 19. Jhs. als intensive Spaten- und Hackkultur betrieben<sup>62</sup>. Reiseberichte geben Auskunft darüber, daß damals im Magdeburgischen lange Reihen von 100 bis 150 Menschen mit dem Umgraben oder Hacken der Felder beschäftigt waren<sup>63</sup>.

Die Zuckerplantagen dagegen bildeten per se Strukturelemente einer extensiven Monokultur mit auf ihrem Boden „gefesselten“ Einsprengseln anderer Kulturen und ergänzender Produktionsformen. Sie verdrängten andere Großkulturen an ihre Peripherien<sup>64</sup> (wie den Tabak aus der Güines-Region).

ließen sie gar nicht erst aufkommen oder vernichteten sie ganz.

Auch das Verhältnis zum wichtigsten landwirtschaftlichen Ergänzungsraum – dem Wald – unterschied sich erheblich. Die Rübenfelder konnten im Grunde fast nur auf altem Kulturboden angelegt werden und es kam wegen der schnell eintretenden Rübenmüdigkeit auch bald zu geregelter Fruchtwechselfolge, d.h., die Rübenkultur war, obwohl lokal durchaus dominant, immer Bestandteil einer Polykultur. Der Wald wurde in Zeiten politischer Restauration besonders geschützt.

Die ersten Plantagen dagegen entstanden auf dem Boden der alten Viehzuchthaciendas und Haciendas comuneras im Umland Havannas, um sich massiv ab 1815 in die Wälder hineinzufressen. War der Boden erschöpft, wurde er verlassen. Speziell in den Plantagenregionen verbreitete sich das Toponym „Quemado“<sup>65</sup>. Mitte des 19. Jhs. waren die Großregion Havanna und Teile der späteren Provinz Matanzas Zonen (fast) ohne Bäume und Schatten. Schnell wachsende Königspalmen prägten nunmehr das Landschaftsbild der Zuckerregionen und die Klischees kubanischer Landschaftsbilder.

Die Brennstoffversorgung stand im engen Zusammenhang mit dem Waldproblem. In Deutschland war Holz als Energieressource schon fast verbraucht bzw. die Restwälder wurden durch „konservativ-konservierende“ Gesetzgebung geschützt; die Rübenfabriken bezogen Kohle aus der eigenen Provinz<sup>66</sup>. In Kuba dagegen wurden Wälder nicht nur zur Anlage neuer Plantagen abgebrannt, sondern ateh zu Holzkohle verarbeitet und als Baumaterial benutzt<sup>67</sup>. Aus dieser Expansivität und „Waldfresserei“ der Plantagen in Verbindung mit dem geringem Gewicht der Agrarwissenschaften ergibt sich ein schwieriges Problem in bezug auf die geographische Basis des Vergleichs in vorliegender Arbeit. Im Falle Kubas haben wir es mit einer expansiven „Plantagengrenze“ zu tun. Die „Grenzer“ waren mehrheitlich schwarze Sklaven.<sup>68</sup> Der Schwerpunkt der kubanischen Zuckerproduktion bewegte sich, gemessen in historischen Zeiträumen, relativ schnell von Westkuba nach Osten, so daß die Zentren der Zuckerwirtschaft um 1900 in Las Villas und Oriente lagen.

Die deutsche Zuckerproduktion dagegen hatte in der Börde eine stabile geographische Basis. Die Erträge dort wurden durch die bald einsetzende Mechanisierung und Modernisierung erhöht; insgesamt wurde die deutsche Zuckerproduktion aber auch durch Ausweitung, d.h. Aufnahme des Rübenbaus in die Fruchtwechselfolge in anderen Lößgebieten (Köln-Aachen, Soest, Schlesien, Hannover), gesteigert.



## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

### *Quantitative Momente der Sozialstruktur*

Die „Magdeburger Börde“ hat, unter Einschluß der Fluren der Städte Barby, Calbe, Egeln, Groß Salze, Magdeburg (mit Sudenburg und Neustadt), Oschersleben, Schönebeck, Seehausen, Staßfurt, Wanzleben und Wolmirstedt eine Gesamtnutzfläche (Äcker, Gärten, Wiesen, Weiden) von 474710.62 Morgen<sup>69</sup> (= 118677.66 ha).

### *Gesamtareal unter Einschluß des Waldes<sup>70</sup>:*

Äcker	80.71%
Wiesen	4.80%
Gärten	0.69%
Weiden	7.41%
Wald	6.39%

### *Grundbesitzerklassen (um 1840):*

19 Domänen einschließlich Vorwerke	53603.02 Morgen	= 11.29 %
38 Rittergüter	39269.65 Morgen	= 8.27 %
2 Kloostergüter	2798.00 Morgen	= 0.59 %
6 Güter mit über 400 Morgen	7657.81 Morgen	= 1.61 %
8312 bäuerliche Wirtschaften, incl. Klein- und Parzellenbesitzer (meist Häusler)	371382.14 Morgen	= 78.24 %

### *Anteile bäuerlicher Gruppen an der Gesamteinwohnerzahl:*

Vollspänner (200-300 Morgen)	573	=	6.90 %
Halbspänner (100-150 Morgen)	680	=	8.18 %
Viertelspänner (50-75 Morgen)	68	=	0.82 %
Kossuten (5-30 <sup>71</sup> Morgen)	2390	=	28.75 %
Häusler (nur Gartenland)	4601	=	55.35 %
Gesamt	8312 <sup>72</sup>	=	100.00 %

In der Börde spielten beim massiven Einsetzen der Zuckerproduktion in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jhs. die relativ günstigen Besitzverhältnisse der bäuerlichen Produzenten eine wichtige Rolle. Die potentiellen Feldarbeitskräfte waren als Kossaten<sup>73</sup> bzw. Häusler in Familienstrukturen eingebunden und verfügten zumindest über eine agrarische Subsistenzbasis. In der Hackkultur konnten somit kontinuierlich auch Frauen und ältere Kinder eingesetzt werden. Nach Einsetzen der Modernisierung wurden Pflege und Ernte getrennt. Die Pflegearbeiten wurden weiterhin in einer Art Familien-

pacht von Ansässigen betrieben, die oftmals auch die Stammarbeiterschaft in den Zuckerfabriken stellten, während der Hauptteil der Ernte von Saisonarbeitern in Tagelohn eingebracht wurde. Die relativ sicheren Gewinne der Zuckerproduktion nach Einsetzen der staatlichen Schutzzoll-, Steuer- und Infrastrukturpolitik sowie der ständig wachsende Markt führten eine große Anzahl von kapitalkräftigen größeren Bauern (Landwirten), Gutsbesitzern und Unternehmern<sup>74</sup> dazu, in die Zuckerproduktion zu investieren.

Zwischen 1850 und 1880 erfuhr diese Struktur erhebliche Veränderungen; allerdings können mit dem vorliegenden Zahlenmaterial nur Tendenzen verdeutlicht werden. In der Gesamtnutzfläche gab es kaum Veränderungen (außer dem Unbruch von Angerarealen), wohl aber in den Anteilen der Grundbesitzerklassen und in der Bevölkerungszahl. In den vier Kreisen Wanzleben, Calbe, Neuhallesleben und Wolmirstedt<sup>75</sup> hatten 1882 kleinbäuerliche Betriebe mit einem Besitz von 1-20 Morgen einen Anteil von 88,5 Prozent an der Gesamtzahl der Besitzungen, aber nur 14,5 Prozent Anteil an der Nutzfläche. Im Hauptgebiet des Zuckerrübenbaus, im Kreis Wanzleben, stieg der Prozentsatz gar von 79 Prozent (1858) auf 92 Prozent (1882)<sup>76</sup>. Der Anteil dieser Betriebe an der Nutzfläche nahm dagegen nur ganz geringfügig zu. Die kleinen und kleinsten Bauern, die oftmals selbst Rüben anbauten, wurden zu Landarbeitern, die auf den Feldern anderer Grundbesitzer oder in den Fabriken arbeiteten. Das war natürlich auch Folge einer erheblichen Konkurrenz der Rübenbauern, der Intensivierung mit ihren erheblichen Kosten und der Zusammendrängung der Produzenten<sup>77</sup>, da faktisch kein landwirtschaftlicher Ergänzungsraum zur Verfügung stand. Während man für Kuba von „zu wenig Bevölkerung und zu viel Land“ (R. Marte) sprechen kann, gilt für die Börde die umgekehrte Aussage.

Um 1858 verfügten die mittel- und großbäuerlichen Wirtschaften (20-100 ha) noch über mehr als die Hälfte der landwirtschaftlichen Nutzfläche und der Großgrundbesitz (400 Morgen = 100 ha und mehr) etwa über ein Drittel. 1880 war das Verhältnis beinahe umgekehrt. Das gilt aber, was Mittel- und Großbauern betrifft, vor allem für die Eigenflächen (Besitz). In bezug auf die Pachtflächen ist für die mittelbäuerlichen Betriebe sogar ein zahlenmäßiges Anwachsen zu konstatieren.

Für Rübenbetriebe in der Magdeburger Börde, ihre Flächenanteile und Besitzer liegen Zahlen für die Musterfabrik Klein-Wanzleben leider erst für 1920 vor. Das Eigenland hatte eine Größe von 2163 ha; dazu kamen 2559 ha Gutspachtland und 966 Kleinpachtland vor allem im Ort selbst. Insgesamt betrug die bearbeitete Fläche 5688 ha<sup>78</sup>. Auf diesen Flächen, zu denen in früheren Zeiten noch nicht alle gehört haben mögen, wurde 1861 zu 40 Prozent

Getreide, 11 Prozent Zwischenfrüchte und 50 Prozent Rüben angebaut: 1875 waren die Anteile 43 Prozent, fünf Prozent und 52 Prozent; 1885 51 Prozent, 12 Prozent und 36 Prozent<sup>79</sup>. Danach nahm die Rübenanbaufläche wegen der Rübenmüdigkeit, der Intensivierung und des zunehmenden Ankaufs von Rüben ab, während die Eigenproduktion von Rüben anstieg:

1865: 153000 Zentner (alle verarbeitet, keine zugekauft)

1875: 296155 Zentner

1885: 179580 Zentner<sup>80</sup> (349429 verarbeitet, Differenz zugekauft<sup>81</sup>).

1850 waren in der Fabrik 110 Arbeiter beschäftigt; 1861 152 männliche und 24 weibliche Arbeitskräfte und Ende der sechziger Jahre betrug die Anzahl der Arbeitskräfte 319, wobei zunehmend Jugendliche unter 16 Jahren eingesetzt wurden<sup>82</sup>. Seit dieser Zeit verbesserten sich auch – hervorgerufen durch die Schwierigkeiten der kubanischen Konkurrenz? – die Bedingungen für die Arbeiterschaft. Zwei Wohnkasernen für 60 Familien wurden gebaut und die tägliche Arbeitszeit auf zwölf Stunden heruntersetzt<sup>83</sup>.

Für die Zeit vor 1850 liegt für die Landnutzung in Matanzas kein dokumentarisches Material vor, was einerseits mit der Entwicklung von ökonomischen Regionen sowie administrativen Strukturen und andererseits nicht zuletzt mit der relativ konfliktfreien Expansion des Zuckers in die zu Beginn des 19. Jhs. fast unbesiedelten Regionen der westlichen Teile des „país de la Habana“ zusammenhängt<sup>84</sup>.

Matanzas war als Festungsstadt 1693 gegründet worden. Die Hauptaufgabe war die Sicherung von Havanna. 1815 wurde Matanzas zur „Cabecera de un gobierno territorial“ erklärt; das heißt die „Festung im Hafen“ wurde administrative Hauptstadt einer offiziell anerkannten Jurisdiktion. Obwohl Matanzas seit Gründung ein Ayuntamiento gehabt hatte, gehörte das Hinterland der Stadt bis 1815 zur Jurisdiktion von Havanna. 1843 wurde die Jurisdiktion Cárdenas<sup>85</sup> gebildet und 1856 die Jurisdiktion Colón. 1878 schließlich, bei Bildung der Provinzen auf Kuba, wurde die Jurisdiktion Güines geteilt und die Jurisdiktion Alacranes der Provinz Matanzas hinzugefügt<sup>86</sup>.

Das Gesamtareal der Provinz in den Grenzen von 1878 umfaßte die Fluren von 22 Términos municipales in den Jurisdiktionen Matanzas, Cárdenas, Colón und Alacranes auf einer Fläche von 8440 km<sup>2</sup> (844000 ha)<sup>87</sup>. Moreno Fraginals gibt für 1857 für die Ingenios der Region Matanzas (wobei offensichtlich einige Zonen der späteren Provinz Las Villas mitberechnet worden sind) eine Besitzfläche von 16915 cabs. (rund 226700 ha) an, davon seien 8117 cabs. (rund 108000 ha) mit Zuckerrohr bepflanzt gewesen seien. 1860 weist dagegen Bergad für die noch nicht eng begrenzte Region in 399 Ingenios 8703

Caballerías<sup>88</sup> Besitz aus (116881,3 ha); für 1878 gibt er drei Zahlen an: 9281 cabs. in 426 Ingenios<sup>89</sup> (rund 124644 ha) und 24177 cabs. (rund 324697 ha) in 516 ingenios, wovon allerdings nur 11286 cabs. (rund 151230 ha) kultiviert<sup>90</sup> waren, sowie 19740 cabs. (rund 265108 ha) in 428 Ingenios<sup>91</sup>. Es dürfte sich dabei um Varianten der Gesamtflächen der Ingenios (Besitz) und um mit Zuckerrohr kultivierte Flächen (Nutzflächen) auf Basis unterschiedlicher Datengrundlagen (Zahl von Ingenios) handeln. 1878 jedenfalls ist eine Gesamtzahl von 516 Ingenios ausgewiesen<sup>92</sup>.

Der Ausweis von Nutzflächen für andere Kulturen ist in unserem Falle eigentlich nur auf der Jurisdiktion-Ebene sinnvoll; allerdings liegen Daten erst ab den fünfziger Jahren für Colón und Cárdenas vor; für die Jurisdiktion Matanzas müssen wir uns mit Zahlen für den Partido<sup>93</sup> Sabanilla begnügen.

In Sabanilla im näheren südlichen Hinterland der Bucht von Matanzas gab es 1852 20 Ingenios (mit 761 cabs. = 10100 ha), die knapp 60 Prozent des Bodens des Partido belegten. Dazu kam 1 Cafetal (mit 91 cabs. = 1220 ha, rund 7 Prozent des Bodens), 75 Sitios de labor<sup>94</sup> (mit 77 cabs. = 1030 ha, 6 Prozent des Bodens) und 31 Potreros<sup>95</sup> (mit 348 cabs. 4664 ha; 27 Prozent des Bodens). Das Gesamtareal des Partido betrug zu diesem Zeitpunkt rund 250 km<sup>2</sup> (25000 ha);<sup>96</sup> die Gesamtnutzfläche rund 17000 ha oder 68 Prozent vom Gesamtareal. Der Partido war schon in den späten vierziger Jahren durch Eisenbahnlinien an die Häfen von Matanzas und Havanna angeschlossen worden<sup>97</sup>.

Die Jurisdiktion Colón hatte 1859 ein Gesamtareal von 2682 km<sup>2</sup> (etwa 268215 ha)<sup>98</sup>.

Folgende Tabelle zeigt die Nutzfläche pro Betriebseinheit in den Jahren 1859 und 1876<sup>99</sup>:

Betriebstyp	1859 cabs.	1859 ha	1859 ‰ <sup>100</sup>	1876 cabs.	1876 ha	1876
Ingenios	7178	96200	46.0	6818	91361	71.0
Cafetales	70	938	0.5	16	214	0.2
Potreros	3160	42340	20.0	1403	18800	14.6
Sitios	3952	52960	26.0	1320	17688	13.7
Hatos <sup>100</sup>	66	885	0.5	–	–	–
Haciendas <sup>102</sup>	1030	13800	7.0	45	603	0.5
Tejares <sup>103</sup>	–	–	–	–	–	–
Total	15456	207123	1009	602	128666	100

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

1859 betrug die Nutzfläche rund 77 Prozent des Gesamtareals: 1876 war dieser Anteil auf rund 48 Prozent gesunken, weil die Böden erschöpft waren und die Zuckergrenze sich weiter nach Westen und Südwesten verschoben hatte. Dafür nahmen 1859 mit der Zuckerproduktion verbundene Betriebsformen (Ingenios und Potreros) nur 66 Prozent der Nutzfläche ein: 1876 war dieser Anteil schon auf rund 86 Prozent gestiegen.

Die Jurisdiktion Cárdenas<sup>104</sup> verfügte 1878 über ein Gesamtareal von 2040 km<sup>2</sup> (204000 ha)<sup>105</sup>.

Betriebstyp	1867 cabs.	1867 ha	1867 % <sup>106</sup>	1876 cabs.	1867 ha	1867
Ingenios	5302	71047	63.9	5548	74343	67.0
Cafetales	71	951	0.9	11	147	0.1
Potreros	1237	16576	14.9	1252	16777	15.1
Sitios	1613	21614	19.4	1402	18787	16.9
Tejares	72	964	0.9	66	885	0.8
Total	8295	111152	100.0	8279	110939	100.0

In Cárdenas war die Dominanz der mit dem Zucker verbundenen Sektoren noch deutlicher als in Cólón. 1867 befanden sich rund 64 Prozent der Nutzfläche in Besitz der Ingenios, dazu kamen rund 15 Prozent im Besitz der Potreros, d.h. rund 80 Prozent der Nutzflächen! Auf der Partido-Ebene kann man in dieser Jurisdiktion auch sehr deutlich die Verdrängung des Kaffees durch den Zucker demonstrieren. Im Partido Camarioca, an der Nordküste zwischen den Städten Matanzas und Cárdenas gelegen, waren 1816 etwa 40 Prozent der Nutzfläche im Besitz von Cafetales: 1867 ist kein Cafetal mehr nachgewiesen, obwohl sich der Boden nicht eben sehr für den Zuckeranbau eignete<sup>106</sup>.

Die sozialen Verhältnisse der Landbesitzer von Matanzas zeigen eine ausgeprägte Klassenstruktur, die von den späten dreißiger bis in die siebziger Jahre intakt blieb<sup>107</sup>. Sie bestand aus wenigen Ingeniobesitzern („hacendados“), die Teil der „neuen“, in den dreißiger Jahren vor allem aus Sklavenhändlern, Spaniern und (wenigen) Ausländern hervorgegangenen Zuckerelite waren.

Die freie Bauernschaft (sitieros) betrieb vor allem Subsistenzlandwirtschaft auf den Sitios de labor. Von 1850 bis in die siebziger Jahre stellten sie drei Viertel der Landbesitzer, kontrollierten allerdings um 1860 in Colón nur 25 Prozent des Bodenbesitzes; in Cárdenas 1867 nur ca. 20 Prozent. Dieser Anteil war, wie die Zahlen zeigen, überall gegenüber dem Ingenio rückläufig<sup>108</sup>.

1846 wiesen die damaligen Jurisdiktionen Matanzas und Cárdenas eine Gesamtbevölkerung von 138403, 1862 (unter Einschluß von Colón) 194595 und 1877 250728 Menschen auf<sup>109</sup>. 1887 hatte die Provinz Matanzas eine Gesamteinwohnerzahl von 259578 Menschen<sup>110</sup>. Die extremsten demographischen Zuwächse ergaben sich aus dem Anwachsen der Sklavenpopulation: keine andere Region Kubas wies im Untersuchungszeitraum solche dramatischen Steigerungen auf. Für die Jurisdiktion Matanzas ergibt sich folgendes Bild:

1817:	10773
1827:	26522
1841:	53331

Dazu kamen 41043 Sklaven (1841) in den Partidos, die später die Jurisdiktionen Cárdenas (1843) und Colón (1856) bilden sollten<sup>111</sup>.

1846:	78636 (mit Cárdenas)
1862:	102562 (mit Cárdenas und Colón)
1871:	87858
1877:	70390 <sup>112</sup>

Dazu kamen für die Gesamtprovinz 120000 Chinesen, die zwischen 1848 und 1874 eingeführt wurden<sup>113</sup>. 1860-1877 betrug ihr Anteil an der Bevölkerung der späteren Provinz rund acht Prozent<sup>114</sup>. Aber trotz der Versuche, andere Formen der Bindung von Arbeitskräften zu finden, war Matanzas für ein halbes Jahrhundert das Herz der kubanischen Plantagengroßproduktion mit Sklaven. Selbst als der Abolitionsprozeß schon begonnen hatte, wuchs – trotz absoluten Rückgangs – der relative Anteil der Matancero-Sklaven an der kubanischen Gesamtzahl noch an: von 24,3 Prozent (1841), über rund 28 Prozent (1862 bis auf rund 35 Prozent (1877)! Das hat Bergad zu der Vermutung über einen innerkubanischen Sklavenhandel – etwa dem brasilianischen Modell entsprechend – nach Matanzas verführt<sup>115</sup>.

Trotz der Modernisierung der industriellen Sektoren der Zuckerproduktion (Mühlen) sowie bei der Lagerung und beim Transport des Zuckers war die Steigerung des Ausstoßes während des gesamten Untersuchungszeitraumes abhängig von einer konstanten Integration neuer Anbauflächen und neuer Arbeitskräfte für das Zuckerrohr: wir haben es mit einem landextensiven und arbeitsintensiven Prozeß zu tun. In den sechziger und siebziger Jahren des 19.

Jhs. finden sich im Feldbau des Rohres die gleichen traditionellen Methoden und Formen der Organisation von Arbeit wie hundert oder dreihundert Jahre zuvor<sup>116</sup>. Noch 1877, ein Jahr vor Ende des „großen Krieges“ (1868-1878), waren in der Provinz Matanzas 72,2 Prozent aller Ingenio-Arbeitskräfte Sklaven<sup>117</sup>.

Ein Vergleich der gesamten Zuckerproduktion in chronologischer Hinsicht ist als Vergleich von zwei chronologischen Längsschnitten der Entwicklung der Zuckerproduktion bis 1900 schwierig und zeitraubend, weil hier die *langfristigen Prozesse* der Zuckerproduktion im amerikanischen Kolonialbereich<sup>118</sup>, die zerklüfteten Gesamtgeographien des Zuckers in Kuba sowie Deutschland ein viel stärkeres Gewicht hätten und die Einbindung der Arbeit in traditionelle Strukturen seit dem berühmten „privilegio de ingenios“ von 1529<sup>119</sup> thematisiert werden müßte. Hier sei nur soviel gesagt, daß die Produktion auf der Basis von Zuckerrohr die Sklavenarbeit im neuzeitlichen Amerika wesentlich hervorbrachte. Diese „Dynamik des Zuckers“ (Braudel) in bezug auf die Arbeitssysteme ist strukturell zu beobachten an den Prozessen der Ablösung der *bond servants* oder *engagés* in den englischen und französischen Zuckerkolonien Westindiens<sup>120</sup>.

Die Produktion auf Basis der Zuckerrübe dagegen begann in einem Moment der Ablösung von Formen traditioneller bäuerlicher Abhängigkeit in Deutschland. Sie hat die Industrialisierung, Intensivierung und Chemisierung der Landwirtschaft sowie die Bildung einer „modernen“ Landarbeiterschaft enorm beschleunigt.

Die Modernisierung, Mechanisierung, Intensivierung und Konzentration der Produktion im kubanischen Zucker wiederum, d.h. die Bildung von „Centrales“ (Zucker Großfabriken), war in gewisser Weise eine amerikanische Antwort auf die Konkurrenz des europäischen Rübenzuckers und nicht so sehr eine Replik auf politisch-moralische Kampagnen, wie etwa die englische Abolitionspolitik, den offenen politischen Widerstand der Sklaven oder die Unabhängigkeitskriege von 1868-98, obwohl letzteren natürlich Bedeutung zukam. Inwieweit die kontinentale Konkurrenzsituation wirklich die Aufhebung der Sklaverei (1886) auf Kuba beschleunigt oder zumindest beeinflußt hat – sozusagen als „äußerer wirtschaftlicher Stimulus“ der Abolition – ist bislang nicht eingehend untersucht worden<sup>121</sup>. Jedenfalls führte die Abolition zu ähnlichen tiefgreifenden sozialen Umstrukturierungsprozessen wie in den deutschen Zuckergebieten. Nach 1886 agierten in der karibischen Zuckerproduktion nordamerikanische, englische und spanische Investoren und weißes kubanisches Management, kubanische Zuckerrohrpflanzler sowie eine

meist farbige kubanische sowie chinesische, haitianische, jamaquinische oder spanische Saisonlandarbeiterschaft. Es kam zur Trennung der „Tätigkeit des Rohrpflanzers und des Zuckererzeugers“. Das „Central-Colonia-System“ entstand<sup>122</sup>.

Schließlich sei unter den allgemeinen Rahmenbedingungen noch auf die unterschiedliche Einbindung der zu untersuchenden Zuckerwirtschaften in ökonomische und politische Prozesse des 19. Jhs. verwiesen: In Kuba auf die dissonanten Prozesse der Latifundienbildung, der amerikanischen Zuckertechnik und -technologie und der Massensklaverei im Kontext der *kolonialen* Plantagenproduktion, die 1740-1840<sup>123</sup> entstand, 1840-1860 auf hohem Niveau stagnierte und seit dem Ende des ersten Unabhängigkeitskrieges (1878) sowie mit der ersten US-amerikanischen Okkupation (1899-1902) einsetzenden Modernisierung zum absolut dominierenden Wirtschaftszweig Kubas wurde. Die Bildung von Centrales und der Verfall der Sklaverei bedeutete zugleich den sozialen „Tod“ der alten Pflanzerkasse<sup>124</sup> und den Absturz des kubanischen Zuckers von einem Endprodukt erster Güte (raffinierter Zucker) zum Halbfertigprodukt für die US-amerikanischen Zuckerfabriken.

Die Börderegion war in bezug auf die Besitzstruktur eine westelbische Region. In bezug auf die Herrschafts- und Besitzformen handelte es sich um eine Mischzone<sup>125</sup> von Grundherrschaften und Bauernwirtschaften unterschiedlicher Größe. Das Bördegebiet muß also als eine räumlich-wirtschaftliche Struktur im Kontext des mitteleuropäischen Übergangsprozesses einer bereits diversifizierten Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft mit starken regionalen Unterschieden betrachtet werden.

In politischen und politökonomischen Zusammenhängen stehen am weiteren Beginn der hier gewählten Zeiträume *Agrarreformen*, deren Auswirkungen im Untersuchungszeitraum spürbar wurden. In Kuba als dem „Phönix der bourbonischen Reformen“ handelte es sich um die *Restaurationsreform*<sup>126</sup>, mit den Vorläufern „kleiner Freihandel“ und Steuerveränderungen 1765 und Freiheit der Sklaveneinfuhr 1789<sup>127</sup>. Ab 1815 setzte die „große Reform“ ein: Freiheit des Holzeinschlags (1815), Real Orden über die „weiße Immigration“ und die Aufhebung des „estanco del tabaco“ (1817) sowie der Freihandel mit „Neutralen“ (1818) und das Kernstück der Reformen: das „Real Decreto“ über das Eigentum, das Recht des Kaufs und Verkaufs sowie die Separation des Bodens vom 16. Juli 1819<sup>128</sup>. Im Grunde wurde hier aus politischen Gründen de jure anerkannt, was längst ökonomische Realität war<sup>129</sup>. Als Reverenz an die britische Antisklavenhandelspolitik allerdings wurde der Sklavenhandel bereits 1820 offiziell untersagt, was einen Schmuggel sondergleichen zur Blüte brachte.



In Preußen, zu dem die Börde gehörte, kam es seit 1807 zu den „preußischen Reformen“<sup>130</sup>, die ab 1814 auch auf die Region ausgedehnt wurden. Beide Komplexe stellen in gewissem Sinne „Reformantworten“ auf die Französische Revolution dar<sup>131</sup>, konnten aber auch auf reformerische Traditionen zurückgreifen. Der fundamentale Unterschied allerdings besteht darin, daß in der Börde – bei allen Beschränkungen – die unmittelbaren Produzenten durch die Reformen wirklich „befreit“ wurden, während die Zuckerelite Kubas ihren „Produktionsvorteil“ der preiswerten anfreien Arbeitskräfte (Sklaven) mit und durch die Reformen ausbaute. Die Zuckerproduktion mit Massensklaverei wurde zu einem Zeitpunkt durch Reformen abgesichert, an dem sich eine Verschlechterung vieler wichtiger Parameter schon andeutete (Antisklavereipolitik, Verträge mit Großbritannien, Preise). Dazu kam seit den vierziger Jahren die Konkurrenz der Zuckerproduktion auf anderer Arbeitskräftebasis. Die Sklaverei wurde unter diesen Bedingungen folgerichtig in den sechziger Jahren zu einem sozialen, im Zehnjährigen Krieg schließlich zum wichtigsten sozialpolitischen Problem Kubas.

Zu beachten sind auch die wirtschafts- bzw. handelspolitischen Funktionen der jeweiligen Zuckerproduktionsregionen. So die Funktion von Matanzas innerhalb des spanischen Rest-Imperiums seit 1815, besonders seit 1825; die Gewinne aus dem Zuckerexport wurden zu einer wichtigen Geldquelle Spaniens. Kubanischer Zucker ging als Fernexport auf den spanischen, nordamerikanischen und englischen Markt, zunächst diente er auch der Versorgung des deutschen und sogar des russischen Marktes! Bis in die vierziger Jahre hatte Deutschland gegenüber Kuba eine negative Handelsbilanz. In Deutschland diente die Zuckerproduktion zunächst der Eigenversorgung bzw. die deutschen Exporte versorgten vor allem die östlichen deutschen, mittel-osteuropäischen und kontinental-russischen Märkte, auch die Großbritanniens und der USA; die Nachfrage der inneren und äußeren Märkte entwickelte sich „in fast harmonischer Einheit“<sup>132</sup>, wie schon Zeitgenossen feststellten.

Ein *horizontaler chronologischer Vergleich* scheint für einen kurzen Beitrag angemessener. Der Zeitraum, der hier verglichen wird, ist der zwischen den vierziger und den achtziger Jahren des 19. Jhs. für eine Produktionsstruktur („mittlere *longue durée*“).

Generell gilt, daß dieser Zeitraum für beide Produktionsstandorte mit Schwierigkeiten verbunden ist, allerdings mit unterschiedlichem Vorzeichen. In Kuba gerät die „große Manufaktur“ auf der Basis der Massensklaverei seit 1840 in Stagnation und offene Strukturkrise (seit 1846 und 1857), die wirtschaftlichen Probleme tragen ihren Teil zum Ausbruch des „Zehnjährigen

Krieges“ bei. Der „Erschöpfungssieg“ der spanientreuen Seite und die beginnende Modernisierung führten schließlich zur Aufhebung der Sklaverei. Seit den achtziger Jahren kam es zum Eindringen US-amerikanischen sowie britischen Kapitals und zur Bildung der größten Zuckerfabriken der Welt.<sup>133</sup>

Die deutsche Zuckerproduktion erlebte dagegen trotz einer Reihe erheblicher Schwierigkeiten einen deutlichen Aufschwung und verdrängt in den siebziger/achtziger Jahren den Kolonialzucker von den mittel- und osteuropäischen Märkten.

Ein Vergleich von Arbeit im überseeisch-kolonialen und mitteleuropäischen Bereich scheint am ehesten zwischen den Gruppen der unmittelbaren *sozioökonomischen Akteure* möglich.

Die unmittelbaren Produzenten in Kuba waren in der Masse Sklaven und Sklavinnen, auf den Feldern und in den Mühlen arbeiteten aber auch die schuldnechtähnlichen Kategorien der Manumisos, Coartados und Emancipados; seit Mitte des Jahrhunderts chinesische Kulis und auch „freie“ Kontraktarbeiter seit den achtziger Jahren. Bis zu dieser Zeit gab es kaum Freie auf den Felder; es sei denn als Aufseher. In Deutschland waren ansässige Kleinbauernfamilien sowie Land- und Saisonarbeiter die wichtigste Feldarbeitskräfte.

Explizit ist die zu erbringende Arbeitsleistung der unmittelbaren Produzenten im Rahmen bestimmter Betriebseinheiten in den *Arbeitsverfassungen und -ordnungen*<sup>134</sup> bzw. *Kontrakten*<sup>135</sup> erfaßt worden. Sie folgten in der Regel regional oder überregional gültigen Normen<sup>136</sup>.

Für den deutschen Vergleichsraum liegen diese Ordnungen und zeitgenössische Erhebungen über das Landarbeiterproblem<sup>137</sup> schriftlich und nachprüfbar vor, und auch für die kubanischen Plantagenzonen haben sich eine Vielzahl von *Rechnungsbüchern* oder die bekannten *Estados* und *Informes* über die Verteilung der Arbeitskräfte (Bücher über „dotaciones de negros“<sup>138</sup>) erhalten, in denen der Zustand der einzelnen Arbeitsbereiche, Leistungen, Verteilung der Arbeiten bzw. der Arbeiter und Arbeiterinnen sowie Kosten festgehalten wurden<sup>139</sup>. Schwierigkeiten ergeben sich dort, wo einzelne Arbeitspensen mündlich abgesprochen waren bzw. bestimmten Traditionen folgten<sup>140</sup>. Hier ist der Historiker in erster Linie auf Reiseberichte<sup>141</sup> angewiesen.

## Die unmittelbaren Produzenten in Kuba

Die Zuckerproduktion in Kuba war im 19. Jh., wie Moréno Friginals formuliert, durch wachsende „interne Widersprüche“ zwischen Feld- und Fabriksektor geprägt. Zunächst war es eine Landwirtschaft, die bis zum Ende des hier behandelten Zeitraumes weitgehend auf Erfahrungswissen<sup>142</sup> beruhte. Erst Ende des 18. Jhs. wurde in Kuba eine produktivere Art des Zuckerrohrs eingeführt, das sog. „Otahiti-Rohr“, das mehr Saft und mehr Biomasse aufwies. Die „caña criolla“ wurde weiterhin angebaut. Um 1863 gab es fünf verschiedene Sorten Zuckerrohr<sup>143</sup>. Weitere wichtige technologische Neuerungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren der „tren jamaiquino“: eigentlich eine französische Technologie, die darin bestand, daß im überdachten Siedehaus alle Kessel von einer Feuerstelle beheizt wurden. Das bedeutete Brennstoffersparnis<sup>144</sup>. Es wurden auch breitere und flachere Kessel („pailas“) sowie Kalk zum Ausfällen von Verunreinigungen eingesetzt.

Seit der Zafra 1817/18 wurden Dampfmaschinen zum Antrieb der Mühlen benutzt, und seit etwa 1840 entstanden vor allem in der Region Matanzas die neuen, geschlossenen Fabrikkomplexe der „ingenios de nueva planta“, in denen Vakuumverdampfer und Maschinenzentrifugen zur Trennung von Sirup und Zucker („tren Duresne“) aufgestellt waren. Damit existierte das vollmechanisierte Ingenio. Die Modernisierung konzentrierte sich allerdings auf die Fabrikelemente der Zuckerproduktion: auf den Feldern waren nach wie vor Sklaven und traditionelle Technik zu finden.

Vor allem die wesentlich von Zuckerfabrikanten getragene Sociedad Económica de los Amigos del País, mit der Gruppe um Francisco de Arango y Pareño und Antonio del Valle Hernández, verschiedene Intendanten (Pablo Valiente, Alejandro Ramírez, Pinillos) und das Real Consulado<sup>145</sup> bemühten sich um die Verbesserung der wissenschaftlichen Grundlagen der Zuckerproduktion. Es kam schon zeitig zu Versuchen der Gründung eines Chemie-Institutes, wobei unter „Chemie“ „lo que debe llamarse el arte de hacer azúcar“<sup>146</sup> verstanden wurde. Die Bemühungen zur Verdrängung der alten Gruppe technischer Verantwortlicher, der „maestros de azúcar“<sup>147</sup> scheiterte zunächst. Um die Jahrhundertmitte entstanden kubanische Arbeiten über Bodenqualitäten und Zuckerproduktion,<sup>148</sup> und eine gewisse Anwendung agrarwissenschaftlicher Methoden hielt in der Breite Einzug<sup>149</sup>.

Die Zuckerrohrpflanze war bekanntlich schon von Kolumbus selbst auf den Antilleninseln eingeführt worden<sup>150</sup>. Kuba selbst aber blieb bis in das frühe 18. Jh. eine Subsistenz- und Viehhaltungskolonie. Einen nennenswerten Anteil an Marktproduktion, vor allem von Tabak, Fleisch und anderen

Nahrungsmitteln zur Belieferung der Flotten, gab es nur in der näheren Umgebung von Havanna. Aufgrund der verstärkten Nachfrage nach Kolonialprodukten seit dem 17. Jh. und der Kontrolle der Krone über das zunächst wichtigste Exportprodukt Kubas, den Tabak („estanco del tabaco“. 1717-1817) setzte sich von etwa 1740 bis 1790 die Zuckerproduktion in Plantagenform durch. Der erste Zuckerboom ergab sich 1791 bis 1795. Die Dynamik der äußeren Nachfrage wurde durch Abgabenbefreiung für die sogenannten „neuen Ingenios“ und eine ziemlich harte, aber für die Zuckeroligarchie erfolgreiche Auseinandersetzung mit der Kirche beschleunigt.<sup>151</sup> Aber erst nach dem Ende der napoleonischen Kriege und bereits genannten grundsätzlichen Reformen begann der eigentliche Aufschwung. Bis ca. 1840 konnte sich Kuba auf Basis der Massensklaverei an die Spitze der Weltzuckerproduzenten katapultieren.<sup>152</sup>

Die schwere Feldarbeit in der Zuckerproduktion auf Kuba wurde zum größten Teil von Sklaven verrichtet, obwohl auch immer freie Lohnarbeiter auf den Plantagen beschäftigt wurden (Zuckermeister, Maurer, Ochsenkutscher, Dachdecker, Holzfäller und Köhler, die gesamte technische Leitungsebene).<sup>153</sup>

Das schwierigste und während der Zeit der Massensklaverei – auch aus Kostengründen – niemals gelöste Problem war das Verhältnis zwischen ausgebildeten und in Kuba geborenen Schwarzen („negros criollos“), die auch das Vertrauen des Herren oder seiner Verwalter hatten, und der Masse der neuangekommenen negros bozales („africanos“). Meist wurden die Anfangsarbeiten bei der Anlage einer Plantage und die komplizierteren Arbeiten von Criollos oder Weißen ausgeführt, während die neuangekommenen Sklaven, die in einer Dotación zusammengefaßt wurden, eine Lehrzeit<sup>154</sup> durchlaufen mußten. Dazu gehörten auch entsprechende Vorsichtsmaßnahmen. Die Afrikaner sollten möglichst aus verschiedenen Stämmen, Regionen, Kulturen, Sprachen und Religionen ausgewählt werden, was allerdings aus finanziellen Gründen bzw. aus Gründen des Angebots oft auf Schwierigkeiten stieß. Das Verfahren vereinfachte sich allerdings, wenn schon eingearbeitete und in Kuba geborene Sklaven auf dem Ingenio arbeiteten. Wegen der großen Schwierigkeiten mit den frischeingeführten Afrikanern bei der Arbeit mußten die Ingeniobesitzer nach den wilden Zeiten der ersten Zuckerbooms von 1789 bis 1820 mit ihrer generellen Regel: „negros baratos y azúcar cara“<sup>155</sup>, in den vierziger Jahren zur verstärkten Einfuhr von schwarzen Frauen übergehen und die Familienbildung unter den Sklaven fördern<sup>156</sup>, so daß auch hier in gewissem Sinne eine geborene Zuckerarbeiterschaft entstand, deren Sozialstrukturen noch ungenügend erforscht sind<sup>157</sup>.

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

Für Kuba von 1790 bis 1843 jedenfalls hat Herbert Klein einen wachsenden Anteil an Kinder- und Frauensklaven nachgewiesen<sup>158</sup>; der Trend setzt sich in unserem Zeitraum in folgenden Verhältniszahlen fort:

1792-1822: 84% Männer – 16% Frauen;

1823-1844: 66% Männer – 34% Frauen;

1845-1868: 55% Männer – 45% Frauen<sup>159</sup>.

Die Sklaven verrichteten die intensivste Arbeit während der Ernte, der „zafra“. Zur Aussaat, speziell während der „siembras de primavera“ (April bis Mitte Juni<sup>160</sup>), die parallel zur Erntesaison stattfand, wurden meist Frauen oder Kinder eingesetzt. Wurde Zuckerrohr in der Nichterntehälfte des Jahres, in den sog. „siembras de frio“ (September bis Dezember) gesät, setzten die Ingeniobesitzer auch männlichen Sklaven ein. Diese wurden auch zu anderen Arbeiten eingeteilt, wenn während der Ernte die Mühlen oder Dampfmaschinen defekt waren.

Das wichtigste Instrument für die Aussaat war der „jan“: ein scheinbar primitives Grabholz. Seit Ende des 18. Jhs. wurde er auch aus Eisen mit Spitze und Griff hergestellt. Mit dem „jan“ wurden noch bis in das 20. Jh. die Löcher für das Einlegen der Stücken Zuckerrohr in den Boden getrieben. Das überstehende Rohr schnitt man mit der Machete ab und bedeckte es mit Erde. Dieses Zuckerrohr nannte sich „caña de planta“, da es zum ersten Mal geschnitten wurde. Im Notfall konnte das Zuckerrohr einer Aussaat bis zu viermal geschnitten werden<sup>161</sup>; die Regel war ein zwei- oder dreimaliger Schnitt. Die wichtigsten Instrumente für Bodenbereitung, Pflege und z.T. Aussaat des Rohres waren „azada“ oder „guataca“, Hacken, die im 19. Jh. zur Saat nur in steinigem, unwegsamem Gelände angewandt wurde.

Der krolische Pflug wurde bei Arbeitskräftemangel eingesetzt, er ritzte aber den Boden nur auf. Das Pflügen mit moderneren Geräten konnte sich im 19. Jh. kaum durchsetzen, wofür neben den hohen Kosten eventuell Kenntnisse verantwortlich sind, die als unbewußte Ökologie der Subtropenböden gelten können. Auch Versuche mit Landtechnik, der wir in der Magdeburger Börde begegnen, wurden gemacht, etwa mit dem Dampfplug von Fowler, setzten sich aber bis in das 20. Jh. nicht durch. Das eminente landwirtschaftswissenschaftliche Werk von Alvaro Reynoso, „Ensayo sobre el cultivo de la caña de azúcar“ (La Habana 1862), der für eine Dampfmaschinen-Modernisierung durch Tiefpflügen und Aussaat in Furchen sowie Saatzucht plädierte, entwickelte sich eher zur Bibel des Zuckeranbaus in Java und in den USA.

Lange Zeit ist die Auseinandersetzung darüber geführt worden, ob es die Sklaverei oder genauer: die Sklaven gewesen seien, die mit ihrem Desinteresse an der Arbeit, an den Instrumenten und am Ergebnis der Arbeiten die Einführung neuer Technik und eine durchgehende Intensivierung der Produk-

tion verhindert hätten. Mit dem Blick auf die Konkurrenz zwischen Rohr und Rübe hat Rebecca Scott die „Schuld“ der Sklaven an dem offensichtlichen Mißverhältnis zwischen Produktion und Technologie vehement verneint<sup>162</sup>. Eher war die Sklaverei schuld an diesem Mißverhältnis und war in der Breite auch der Grund für das unbewußt ökologische Verhalten der Hacendados beim Verzicht auf die ackerverdichtenden schweren Arbeitsmaschinen.

Die wichtigste Zeit im landwirtschaftlichen Produktionszyklus des kubanischen Zuckers war die *Zafra*, im 19. Jh. auch „cosecha azucarera“ oder *Molienda* genannt. Diese Bezeichnungen hoben unterschiedliche Aspekte der Saison bzw. Kampagne hervor, nämlich das Ende des landwirtschaftlichen Zyklus und den Beginn der fabrikmäßigen Umwandlung des Zwischenproduktes (Rohr) in ein Ausgangsprodukt, den Zuckerrohrsaft („guarapo“) zur Herstellung der Zuckerarten, der Melasse, des Rums oder anderer Produkte. Die *Zafra* oder *Molienda* dauerte im Durchschnitt 150 Tage (zwischen November und März). Diese Saison war (und ist) deshalb so arbeitskraftintensiv, weil Zuckerrohr in der geforderten Qualität sowie in den besten Mengen und Größen<sup>163</sup> eine individuelles Herangehen erfordert.

Die konkreten, von Sklaven ausgeführten Arbeiten bei der *Zafra* waren vor allem drei: *Corte*, d.h., das Schlagen des Zuckerrohres mit der schweren Machete oder Mocha, so tief wie möglich („an besten unter der Erde“, A. Reynoso), dann wurden die Blätter und die Spitze entfernt und der Stengel in Stücke von etwas mehr als einem Meter zerteilt und in Haufen geordnet. Zum Schlagen des Rohres wurden mittelkräftige Männer oder auch Frauen eingesetzt. Auf dem Gut des berühmten Sklavereiökonomens Arango y Parreño<sup>164</sup> wurden eigens nur Frauen eingesetzt, um ihre Verwendbarkeit zu beweisen. Die Durchschnittsleistung eines Schnitters wurde mit 500-600 *arroba*<sup>165</sup> (5,7 – 6,9t/Tag) berechnet, ein sehr guter, robuster Schnitter kam auf 800-1000 *arroba* (9,2 – 11,5t/Tag). Während der Ernte des Rohres dauerte die Arbeit auf den Feldern von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (14-16 Stunden).

Es folgt die *Alza*, das Laden des geschnittenen Rohres auf zweirädrige, hohe Ochsenkarren, was oft von Frauen bzw. auch von Kindern (ab sieben Jahren) und Verletzten aufgeführt wurde, ebenso wie das Nachsammeln<sup>166</sup> der Rohrstücke und Blätter bzw. Kronen. Der *Tiro*, d.h. der Abtransport des Rohrs, wurde durch die kräftigsten Männer bewerkstelligt, die auch mit den Ochsen umgehen können mußten. Sie wurden aber nicht ausgesucht, weil die Arbeit des Ochsenkarrenlenkens besonders schwer war, sondern eher weil diese Tätigkeit privilegiert war und weil sie faktisch die doppelte Zeit arbeiteten. Wenn sich die Dunkelheit ausbreitete, wechselten sie in die Siederei und heizten die Feuerlöcher der Kesselzüge. Das taten sie jeweils bis zu acht

Stunden, so daß sie täglich bis zu 18 oder 20 Stunden arbeiteten.

Die Sklaven beim Corte arbeiteten in „gangs“ („cuadrillas“). Die Cuadrillas wurden durch einen Capataz (Sklave) geführt. Aufseher der Cuadrillas war ein weißer Mayoral und ein ihm zur Seite stehender Contramayoral (Sklave). Sie mußten wiederum dem Besitzer oder einem von ihm eingesetzten obersten Verwalter Rechenschaft ablegen.

Die wichtigste Besonderheit der „Wochen“arbeitszeit im kubanischen Zucker war der „gleitende Sonntag“ („domingo“). Wann „domingo“ war, bestimmte der Produktionsrhythmus; besonders die Notwendigkeit der regelmäßigen Reinigung der Maschinen und Installationen und der Administrador. Dieser Technlktag wurde dann auch als Sonntag bezeichnet, gleich ob er mit dem kalendermäßigen Wochentag übereinstimmte oder nicht. In der Regel wurde alle 10 Tage „Sonntag gemacht“. Die Administratoren verschiedener Plantagen stimmten sich aber auch ab, damit ihre jeweiligen Sonntage nicht zusammenfielen<sup>167</sup>. Wichtige Nebenarbeiten waren das Sammeln von Holz oder anderen Brennstoffen, das Trocknen von ausgepreßtem Zuckerrohr (Bagasse) und das Futtermachen für das Vieh der Plantage bzw. das Hüten der Ochsen, Pferde und Maultiere; bestimmte Sklaven erhielten die Möglichkeit, sich als Schmied, Böttcher oder Kutscher zu spezialisieren.

Die Sklaven mußten für ihre schwere Arbeit genügend ernährt werden: Sie erhielten in zwei täglichen Mahlzeiten relativ große Rationen. Meist gab es kein Frühstück. Sofern der Import nicht unterbrochen war, bestand die Mahlzeit aus etwas mehr als 200 gr. Trockenfleisch oder Stockfisch. Dazu kam reichlich „funche“, das aus Boniato, Kochbananen, Maismehlbrei oder Reis (aus South Carolina oder Georgia) zubereitet sein konnte. Grundsätzlich wurde vor allem auch aus psychologischen Gründen darauf geachtet, daß den Arbeitern reichliche Rationen ausgegeben wurden. Auf den Plantagen Puerto Príncipes, in der Nähe der kubanischen Viehzuchtregionen, war der Import von Trockenfleisch zu teuer, und die 260 Sklaven des Ingenio „Las Coloradas“ erhielten beispielsweise 220 Gramm Frischfleisch am Tage<sup>168</sup>. Sklaven mögen nicht immer und nicht überall gut ernährt worden sein; im Durchschnitt aber hatten sie besseres und mehr Essen als die deutschen Rübenarbeiter.

An Kleidung erhielten die männlichen Sklaven vor der Zafra eine Hose und ein Hemd aus grobem Leinen, dazu eine Wollmütze, eine Jacke aus Köper und einen Wollmantel. Die Frauen erhielten ein Kleid, ein Tuch, eine Mütze, einen Umhang oder Mantel<sup>169</sup>. Fast alles bestand aus Leinen. Schuhe erhielten die Sklaven nur in Ausnahmefällen. Nach der Zafra gab es nochmals einen ähnlichen Satz Kleidung, allerdings ohne Mantel und mit Strohhut wegen der sommerlichen Hitzeperiode.

Die Sklavenfamilien hatten auf den meisten Plantagen ein Stückchen Land („conuco“) zu ihrer Verfügung und durften etwas Kleinvieh (Schweine, Geflügel) zur Eigenversorgung und zum Verkauf halten, was sie manchmal über Hungerzeiten brachte bzw. sie sehr zeitig in die Marktmechanismen integrierte. Sklaven, besonders auch schwarze Frauen, beherrschten in allen karibischen Plantagensellschaften den Kleinhandel mit Nahrungsmitteln.

Was kostete die Plantagenbesitzer die Erhaltung der Sklaven? María del Carmen Barcia gibt für die Jahre 1840/41 folgende Zahlen an: 1840 wurden 14740 Sklaven importiert, mit einem Durchschnittspreis von 350 Pesos fuertes/Sklave; die laufenden Kosten für die 138701 Sklaven, die laut dem Zensus von 1841 auf den Ingenios arbeiteten, beliefen sich auf 9764550 Pesos. D.h. zum Kauf und zur Erhaltung der Sklaven bezahlte die Zuckeroligarchie 14 829 050 Pesos fuertes. Der Zuckerexport betrug 1840 161248 Tonnen mit dem Durchschnittspreis von 251,4 Pesos die Tonne (insgesamt 40537747 Pesos). Für ihre Sklaven investierten die Plantagenherren 1840/41 also 37 Prozent des Wertes ihrer Exporte<sup>170</sup>. In der allgemeinen Tendenz dürften die Kosten für Sklaven danach angestiegen sein.

Die durchschnittliche Leistung eines Ingenio war bereits seit den Anfängen im 16. Jh. bekannt. Moreno Fraginals weist immer wieder auf die Gültigkeit dieser „Regel“ bis in das erste Drittel des 19. Jhs. hin: 100 Sklaven, die pro Zafra 115 Tonnen Zucker produzierten; also 1,15t pro Sklave und Jahr<sup>171</sup>. Leider gibt Moreno weder die Fläche noch die erzeugte Zuckerrohmenge an.

Das ergibt im Untersuchungszeitraum folgende Leistungen:<sup>172</sup>

Jahr	Sklaven	Chinesen	Mietarbeiter	freie Farbige	Emancipados	Total	Zucker in t	Durchschnitt/AK
1841	138701	-	-	-	-	138701	169886	1,22
1862	172671	34050	-	3876	1596	212193	454758	2,14
1877	94446	13596	21532	-	-	129574	516218	3,98



### Die unmittelbaren Produzenten in Deutschland

Das Produkt von „Rohr“ und „Rübe“, der Zucker, ist nach einer bestimmten Behandlung chemisch gleich. Aber die Voraussetzungen waren ungleich. Die Grundlagen der Zuckerproduktion auf Basis der „Rübe“ sind Töchter des Physiokratismus, der Aufklärung und der „nützlichen“ Wissenschaften, vor allem der Chemie und der Landwirtschaftswissenschaften des späten 18. Jhs. Die Arbeit in der Produktion des Rübenzuckers ist fast völlig vom 19. Jh. und der Dynamisierung aller produktiven Bereiche durch die industrielle Revolution geprägt. All dies ist relativ gut bekannt und untersucht. In bezug auf das uns hier interessierende Verhältnis von Europa und „Übersee“ ist dagegen viel weniger bekannt und untersucht, daß die europäische Zuckerherstellung zunächst auf einen „kolonialen Geschmack“ der Konsumenten setzen konnte und einem überseeischen Modell durch Nachahmung und Substitution folgte. In gewissem Sinne kam es also zur „Übersetzung“ einer fremden Gesamttechnologie in spezielle europäische Produktionsgefüge. Zunächst wurde die Verarbeitung eines kolonialen Halbfertigproduktes (brauner oder gelber Zucker) zum Endprodukt (Raffinierung) kopiert. Der Prozeß der Zuckerproduktion begann in Europa mit der Veredlung zum Endprodukt: die spezielle und hochkomplizierte koloniale Arbeitsorganisation wurde und konnte auch nicht übernommen werden.

Mit der Einführung der Zuckerrüben entstand etwas Neues mit eigener Dynamik. Die Räume für die landwirtschaftliche Erzeugung des Ausgangsproduktes der Raffinierung mußten ab Beginn des 19. Jhs. in Europa gefunden werden. So entstanden „Arbeitsplätze“ in einem neuen landwirtschaftlichen Produktionssektor. Große Anteile einer bislang privilegierten und profitreichen Kolonialproduktion gingen nach Europa. Die deutsche Zuckerproduktion konnte dabei einen Markt nutzen, dessen explosive Nachfrage von der kolonialen Produktion geweckt worden war.

Der Chemiker Andreas Siegmund Markgraf (1709-1782) hatte 1747 den Nachweis erbracht, daß auch einheimische mitteleuropäische Pflanzen, wie Zuckerwurz (*Sisyrinchium officinale*) sowie roter und weißer Mangold, „Rohrzucker“ enthielten. Diese Entdeckung wurde durch Franz Karl Achard (1753-1821) in eine produktionsreife Technologie überführt. Vor allem in den Jahren der napoleonischen Kontinentalsperre entstanden die ersten Fabriken und größere Anbauflächen in der Börde. Nach 1815 waren diese ersten Versuche den massiv eingeführten Kolonialwaren<sup>173</sup> und dem Druck der Freihändlergruppierungen nicht mehr gewachsen. Die europäische Rübenzuckerproduktion verlagerte sich nach Frankreich.

Erst Schutzzollbestimmungen 1835<sup>174</sup> und das Interesse des Staates, der ab 1840 die Zuckerindustrie zu besteuern begann, sicherten dem Produktionszweig den Durchbruch<sup>175</sup>. Aber noch 1850 und später argumentierten Wissenschaftler wie Friedrich Gotdob Schulze und auch Justus von Liebig, das preußische Finanzministerium und die Freihändler gegen das „ungesunde Kunstprodukt“ und die „auf Staatskosten gezüchtete Treibhauspflanze“, und man hielt einen Betrag von 10 Millionen Mark für ausreichend, um die 1850 existierenden 213 Fabriken aufzukaufen und die Arbeiter zu entschädigen<sup>176</sup>.

Betrug der Anteil des deutschen Rübenzuckers an der Gesamtzuckerproduktion um 1850 kaum fünf Prozent, so betrat der deutsche Rübenzucker 1861 den Weltmarkt, um 1884 im Verein mit anderen Rübenzuckerländern den Rohrzucker von der ersten Stelle der Weltzuckerproduktion zu verdrängen. 1900 gar stand die deutsche Zuckerindustrie mit 1,8 Mio Tonnen Jahresproduktion an der Spitze aller zuckerproduzierenden Länder und Zucker führte zeitweilig die deutsche Exportliste an<sup>177</sup>.

Nirgends hat sich die Gruppe der freien Lohnarbeiter in der deutschen Landwirtschaft so schnell herausgebildet wie zwischen 1850 und 1880 in den frühen Zuckerrübenrevieren (Börde, Braunschweig, Anhalt).

Die einheimischen Zuckerarbeiter in der Magdeburger Börde rekrutierten sich gewöhnlich aus Landarbeitern mit Haus- und Bodenbesitz (Deputat- oder freie Landarbeiter), die zum Teil aus dem durch die Gemeinheitsteilungen sozial abgestiegenen nicht spannfähigen Kleinkossatenstand stammten (ehemals selbständige Kleinbesitzer von bis zu 20 Morgen Land)<sup>178</sup>, oder aber vormalige Häusler ohne Landbesitz waren, die durch die Teilungen zumindest ein Stück Land gewonnen hatten. Die Verteilung von Siedlungs- und Gartenland an die Familien dieser Häusler ist ein Zeichen für den Druck, der sich für die bäuerlichen Grundbesitzer aus dem bald einsetzenden Fehlen von ländlichen Arbeitskräften vor allem in Erntezeiten ergab<sup>179</sup>.

Der Arbeitskräftebedarf im Zucker war aber während der Kampagnen so groß, daß das regionale Reservoir an Landarbeitern nicht ausreichte. Je mehr sich die Rübenzuckerindustrie ausdehnte und dem Lebensrhythmus der Region ihren Saison- und Akkordcharakter aufprägte, desto größere Mengen an Arbeitskräften aus fernerer Regionen zog die Börde an, wobei sich die neugebauten Eisenbahnen als Massentransportmittel bewährten und amortisierten.

Es entstand, ähnlich der späteren „Schwalben“immigration in Kuba die „Sachsengängerei“<sup>180</sup>, periodischen Wanderungen ländlicher Arbeiter. Zuerst kamen Saisonkräfte aus dem thüringischen Eichsfeld, dann Arbeiter aus dem Oder- und Netzebruch, sodann größere Massen von Landarbeitern aus Pom-

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

mern und sogar Skandinavien sowie im letzten Drittel des 19. Jhs. auch immer größere Teile der Landbevölkerung aus Polen, Rußland und Ungarn<sup>181</sup>.

Von 1849 bis 1895 ergibt sich folgendes Bild der Arbeiter in der Rübenzuckerindustrie<sup>182</sup> der Provinz Sachsen, dabei wird zwischen Arbeitern im Feldbau und Arbeitern in den Fabriken bei der Herstellung des Zuckers nicht unterschieden:

Jahr	Rübenverarbeitung in t	Zahl der Arbeiter	davon im Regierungsbezirk Magdeburg	
				%
1849	317256 <sup>183</sup>	11188	9765	87.3
1852	480608 <sup>184</sup>	16040	11208	69.9
1853	150724 <sup>185</sup>			
1855		16181	11635	71.9
1857	178130 <sup>186</sup>			
1858		22090	14398	65.2
1861		22000	14500 <sup>187</sup>	63.6
1875		25700	15908	61.9
1882		22493	14725	65.5
1895		22899	14038	61.3

Leider gibt es kaum Angaben über die erzeugten Rübenmengen. Wenn man aber davon ausgeht, daß die Angaben für die Jahre 1849 und 1852 stimmen und aus den Rüben nur fünf Prozent Zucker gewonnen werden, dann hätte jeder Arbeiter im Regierungsbezirk Magdeburg 1849 rund 1.7 Tonnen Zucker produziert und 1852 rund 2.2 Tonnen Zucker. Vor allzu direkten Vergleichen mit der Leistung des statistischen Sklaven muß jedoch gewarnt werden, da in dieser Rechnung auf deutscher Seite die Saisonarbeitskräfte wahrscheinlich nicht enthalten sind.

Vorbereitung des Bodens, Aussaat<sup>188</sup>, Pflege und Ernte der Zuckerrübe, dem absolut wichtigsten Rohmaterial, erforderten von den Arbeitskräften im Feldbau besondere Handfertigkeiten. Dies traf besonders für die Anfänge des Anbaus dieser neuen Kultur bis in die fünfziger Jahre des 19. Jhs. zu. Spaten, Gribbel<sup>189</sup> und Hacke sowie Köpfmesser waren die wichtigsten Instrumente. Im Gegensatz zur karibischen Zuckerproduktion mit ihren schweren Hausmessern, die auch als Waffen benutzt werden konnten und um die sich ein politischer Mythos gebildet hat, standen die „friedlichen“ Instrumente Spaten und Hacke weit im Vordergrund.<sup>190</sup>

Besonders das Behacken und das tiefe Graben war vielen Landarbeitern

aus der Region schon von früher aus dem Kartoffel- und Zichorienbau bekannt<sup>191</sup>. Was sich mit der Einführung der Rübenkultur änderte, waren die Dimensionen dieser Tätigkeiten. In Kolonnen, vergleichbar mit denen der Schnitter bei der Getreidemahd, bewegten sich die Landarbeiter grabend und hackend über die Felder.<sup>192</sup> Dabei entstand ein gewisser Durchschnitt der Arbeitsleistung. Er wird sich nicht am ungeschicktesten, aber auch nicht am übereifrigen Graber orientiert haben, zumal die Qualität (besonders die geforderte Tiefe) streng durch spezielle Aufseher, die zugleich auf die Arbeitsdisziplin achteten, überprüft wurde.<sup>193</sup>

Nicht bei den zentralen Arbeiten des Grabens und Ladens, aber etwa bei der Aussaat (Einlegen der Samenkerne), beim Behacken und der Pflege der Rüben und z.T. bei der Ernte (Ausheben und Blattabschneiden), konnten in größerem Umfang Frauen und Kinder eingesetzt werden. Der Umfang der Frauen- und Kinderarbeit ging allerdings mit dem Einsetzen der Mechanisierung/Intensivierung im Produktionsprozeß in bestimmten Bereichen zurück<sup>194</sup>; eher wurden nun verstärkt junge Männer zwischen 14 und 16 Jahren eingesetzt, die die gleiche Leistung wie Männer zu erbringen hatten, aber geringer bezahlt wurden. Übrig blieb der Pflegesektor der Rüben (Verziehen und Hacken zwischen den Pflanzen). Die einzelnen Arbeitsgänge bei Rüben- und Zuckerrohrernte ähneln sich: bei beiden Zuckerpflanzen existiert die Grundstruktur Lösen/Trennen, Laden und Abtransport. Die Unterschiede beim Ernten der Rüben ergeben sich aus der Tatsache, daß es Wurzeln sind, die aus der Erde gehoben werden mußten. Da sich der Zuckergehalt von Rüben durch Überfrieren erhöht, mußte das Trennen von Rübenkörper und Deckschicht mit Blättern („Köpfen“) auch nicht sofort erfolgen. Die ausgehobenen Rüben konnten eine Weile auf Haufen oder in Mieten verbleiben, was die Arbeitsorganisation gegenüber dem Zuckerrohr vereinfachte. Waren die Blätter allerdings zur Viehfütterung bestimmt, mußten sie alsbald eingeholt werden.

Mit der Mechanisierung der Bodenbearbeitung („Walzleber Pflug“<sup>195</sup>, Dampfpflug<sup>196</sup>) sowie des Säens, des Hackens zwischen den Reihen und des Behäufelns wurde der Dauermangel an technisch ungelernten Arbeitskräften zumindest entspannt, obwohl gerade beim Verziehen und Hacken der Rüben und bei der Ernte bzw. beim Aufladen der Rüben noch genügend schwere und eintönige Handarbeit zu verrichten war. Die Masse der Arbeitskräfte aber wurde nun in der Erntesaison gebraucht, denn das Rübenernten selbst blieb lange Zeit ein Problem, obwohl es schon zeitig Versuche zur Technisierung gab („Rübenheber“<sup>197</sup>). Zugleich setzte eine mechanisch-technische Spezialisierung und damit ein Mangel an technisch gebildeten Arbeitskräften ein.

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

Durch die Mechanisierung und Intensivierung ergab sich eine deutliche Ausprägung des Saisoncharakters der Arbeit im Rübenbau, der für die einheimischen Landarbeiter und ihre Familien noch durch den Einsatz billigerer auswärtiger Saisonkräfte verschärft wurde. Die bis in die fünfziger Jahre existierende Geschlossenheit des Arbeitsjahres wurde aufgebrochen und um mindestens zwei bis drei Monate verkürzt (für Frauen sogar noch etwas mehr). Allerdings existierte in der Landwirtschaft Mitteleuropas schon seit jeher eine Pause von Dezember bis März, die aber bis 1860/70 durch Arbeit in der Zuckerfabrik überbrückt werden konnte. Selbst wenn die Landarbeiter nach Abschluß der Ernte (September/Oktober) in Zuckerfabriken unterkamen, gab es dort, speziell seit dem letzten Drittel des 19. Jhs., nur bis ca. Ende Januar Arbeit. In den Monaten Februar, März, oft bis in den April hinein war für die Landarbeiter kaum ein regelmäßiger Verdienst zu finden; für Frauen gar erst mit Beginn der engeren Pflegearbeiten (Hacken, Jäten, Verziehen) ab etwa Mai<sup>198</sup>.

Mit der Mechanisierung, wie oben schon erwähnt, ergaben sich etwa beim Pflügen Einsparungen von 95 Prozent der Arbeitskräfte, beim Drillen dürfte der Anteil noch höher gelegen haben; allerdings ergaben sich jetzt höhere Kosten für Maschinen, Wartung und technische Ausbildung der Arbeitskräfte, die jedoch zu einem guten Teil vom Staat über die allgemeine Schulbildung übernommen worden sind.

Im Gegensatz zu den Diätenlisten und den Nachweisen über die Kleidung für bestimmte Sklavenregionen existieren für die Börde-Landarbeiter leider keine Quellen darüber, in welchem Maße sich diese Tätigkeiten, speziell unter den Bedingungen der Akkordarbeit, einerseits auf die körperliche Verfassung der Landarbeiter ausgewirkt haben und in welchem Verhältnis sie andererseits zum Kalorienaufwand standen.

Die vorliegenden Lohnaufstellungen und die Berechnungen der Existenzminima der Börde-Landarbeiter zeigen aber, daß sich Familien permanent unter oder nur knapp über dem Minimum bewegten. Die Grundbedürfnisse der Sklaven waren im allgemeinen viel besser befriedigt.

Ein reichlicheres Auskommen für die Landarbeiter gab es nur dann, wenn ein zusätzlicher Lohn in Naturalien ausgezahlt wurde und die Familie über Ackerland von 1–1 1/2 Morgen und etwas Vieh verfügte. 1864 hatte eine Familie mit drei Kindern bei einer täglichen Arbeit von 12–16 Stunden und Mitarbeit der Kinder 170–180 Taler im Jahr, bei einem offiziös bestätigten Existenzminimum von 182 Talern.<sup>199</sup>

Den größten Teil der Ausgaben mit rund 60 Prozent machten die

Ernährungskosten aus Kartoffeln wurden zum Grundnahrungsmittel: Fleischmahlzeiten waren selten. Sie blieben für gewöhnlich auf die Erntemonate und Feiertage beschränkt (Schlachten der eigenen Schweine oder von Kleinvieh). Sehr schnell setzte sich im 19. Jh. unter den Bördearbeitern der Kaffeekonsum statt des Bieres oder der Mehlsuppe durch.<sup>200</sup> Auch Zucker und Zwischenprodukte der Rübensaftverarbeitung (Sirup) waren relativ billig und wurden stark konsumiert. 1875 betrug das Jahresausgabebudget einer Landarbeiterfamilie (Mann, Frau, ein Mädchen und zwei Knaben) im Magdeburgischen rund 295 Thaler oder 885 Mark. Dabei nahmen Kaufmannswaren (70 Thlr.), Brotkorn (60), Kleidung (50) die größten Posten ein, gefolgt von Fleisch (30), Miete (18) und Kartoffeln (16)<sup>201</sup>. Über die Mengen, die mit diesen Geldanteilen gekauft wurden und wie sie sich in der Ernährung niederschlugen, liegen allerdings keine Angaben vor.

Auf den Plantagen vollzog seinerzeit „modernste“ Technik, Technologie und Arbeitsorganisation, die es schon im klassischen Altertum im Mittelalter gegeben hatte, den Wandel über lange Jahrhunderte in das Stadium der Manufaktur bis hin zur Industrialisierung auf „natürliche“ Weise mit. Die notwendigen mechanischen Instrumente und Ausrüstungen wurden entweder von Schmieden oder anderen Handwerkern auf den Plantagen gefertigt oder bald von außerhalb gekauft.

Der Beginn der Rübenzuckerproduktion fiel mitten in die Phase der bereits begonnenen industriellen Revolution bzw. beeinflusste deren Dynamik im Sinne von Synergieeffekten besonders stark auf mehreren Gebieten: Durch die Zuckerfabriken sowie Brennereien, die Ressourcengewinnung (Kohlcabbau) und die Chemisierung (Düngung) sowie durch die Mechanisierung der Bodenbearbeitung und damit den Maschinenbau. Im Grunde war die Rübenindustrie die Lokomotive der breiten Industrialisierung in Deutschland.

Im Untersuchungszeitraum wandelte sich die Sozialstruktur der Börde entscheidend und nachhaltig. Den Besitzern und Organisatoren der großen Fabrikwirtschaften standen eine relativ kleine Gruppe von Großbauern, eine etwas größere von Mittelbauern und Pächtern sowie vornehmlich Kleinbauern bzw. Landarbeiterfamilien der Region und bald auch Scharen besitzloser Wanderarbeiter gegenüber.<sup>202</sup>

Mit der Durchsetzung des Systems der Centrales und Colonias auf Kuba und der Abolition der Sklaverei seit Mitte der achtziger Jahre des 19. Jhs. ähnelten sich die sozialen Grundstrukturen der Zuckerproduktion auf der Zuckerinsel und in Deutschland mehr als man beim ersten oder zweiten Blick annehmen möchte.

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

- 1 Vgl. H. Olbrich, Rückschau auf das Millenium des Kolonialzuckermonopols aus der Sicht des konkurrierenden Rübenzuckers im Spiegel der europäischen Zuckerdissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Schriften aus dem Zucker-Museum, H. 17: Beiträge zur Geschichte des Zuckers, hrsg. vom Förderkreis Zucker-Museum e.V., Berlin 1982, S. 182-194. Das deutsche Standardwerk über den Zucker ist auch heute noch: E. O. Lippmann, Die Geschichte des Zuckers seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Rübenzucker-Fabrikation. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Niederwalluf bei Wiesbaden 1970 [Nachdruck].
- 2 Vgl. den Zensus von 1841 in: K. F. Kiple, Blacks in Colonial Cuba, 1774-1899, Gainesville 1976, S. 47-58; sowie: E. Torres-Cuevas/E. Reyes, Esclavitud y sociedad. Notas y documentos para la esclavitud negra en Cuba. La Habana 1986, S. 176.
- 3 Vgl. den knappen Abriss bei T. Zeller, Der Kampf zwischen Rohr- und Rübenzucker, Leipzig 1920, S. 5-16.
- 4 Vgl. J. B. Durcau, De la Fabrication du Sucre de Betterave. Dans ses rapports avec l'agriculture et l'alimentation publique, avec des considérations sur la partie économique et de la législation de cette industrie, Paris 1858; im Grunde das Resumée über fast ein Jahrhundert Rübenzucker in Frankreich und Europa. Eine Reihe von Argumenten wurde durch sehr prominente Stimmen vorgebracht, so etwa durch den späteren Kaiser Napoleon III.; vgl. Napoleon III. über den Zucker. Eine wirtschaftspolitische Studie von Prinz Louis Napoleon Bonaparte während seiner Festungshaft auf Fort Ham im Jahre 1842, hrsg. vom Förderkreis Zucker-Museum e.V., Zucker-Museum Technische Universität Berlin, bearb. und komm. von H. Olbrich, Berlin 1984.
- 5 Vgl. die Auswahl von „Zuckerkarikaturen“ aus dem Werk Daumiers oder von J. J. Grandville in: ebenda, S. 24ff., 31 und 68.
- 6 Vgl. J. Görz, Handel und Statistik des Zuckers mit besonderer Berücksichtigung der Absatzgebiete für den deutschen Zucker, 2 Bde., Berlin 1884/85 sowie: K. Henninger, Englands Versorgung mit Zucker seit dem Aufkommen der kontinental-europäischen Rübenzuckerindustrie. Eine handels- und kolonialpolitische Studie, Berlin 1927.
- 7 Vgl. R. Scott, Slave Emancipation in Cuba. The Transition to Free Labor, 1860-1899, Princeton 1985.
- 8 Zeller, Der Kampf..., S. 26.
- 9 J. Wolf, Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, die kubanische Zuckerproduktion und die Zukunft der Zuckerindustrie, Jena 1906, Vorwort, S. III.
- 10 Ebenda, S. 2.
- 11 A. Kuethe, Guns, Subsidies, and Commercial Privilege: Some Historical Factors in the Emergence of the Cuban National Character, 1763-1815, in: Cuban Studies, 16, Hrsg. C. Mesa-Lago, Pittsburgh 1986, S. 130ff.
- 12 So der Titel von Kapitel I bei J. Wolf, Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag (Anm. 9), S. 2ff.
- 13 Wolf hebt, trotz der Tatsache, daß Kuba um 1900 etwa nur die Hälfte der deutsche Produktion erreichte, vor allem die rasante Modernisierung der Jahrzehnte 1880-1900 (S. 4) hervor und den bisher „uniminen“ territorialen Umfang der Anbauflächen sowie die geringe Bevölkerung (die seit 1899 durch Einwanderung gefördert werde, S. 81f.) und die Annahme, daß „fast die ganze Fläche des Landes als kulturfähig gilt“ (S. 6). Er schließt an: „...am Kapitals- und Unternehmensgeist fehlt es heute, wo Kuba der Verwandte und Vasall der Union geworden ist, nicht mehr.“ Vgl. J. Wolf, Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag (Anm. 9), S. 4ff.
- 14 In der Tat scheint diese Brückenkopfmentalität ein geographische Konstante im politischen Verhalten kreolischer Eliten Kubas zu sein: Bis 1825 „Schlüssel Amerikas“ und Nettogewinner der „situaodos“; 1830-1860: „Kronkolonie“ im spanischen Restimperium mit starken Bezügen zum nordamerikanischen Wirtschaftsraum; 1880-1900: die USA wird auch zur politischen Metropole; durch spezielle Verträge binden sich die Wirtschaftseliten an den Markt

- im Norden, was grosso modo auch für die Republik 1902 bis 1958 gilt. Ab 1961 wird die Metropole USA durch Bindung an das realsozialistische Wirtschaftsimperium abgelöst.
- 15 Vgl. R. de la Sagra. *Historia física, económico-política, intelectual y moral de la Isla de Cuba*. Paris 1861; vgl. auch: Ramón de la Sagra y Cuba. *Actas del congreso celebrado en Paris, enero, 1992*. hrsg. A. Cambren Infante/ P. Estrade/M.-Cl. Lecuyer. 2 Bde. La Coruña 1992.
  - 16 Vgl. R. Scott, *Slave Emancipation* (Anm. 7), S. 206 sowie: H. Jenks, *Our Cuban Colony: A Study in Sugar*. New York 1928.
  - 17 N. Deer, *The History of Sugar*. 2 Bde., London 1949.
  - 18 J. Baxa/G. Bruhns, *Zucker im Leben der Völker. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte*. Berlin 1967.
  - 19 Vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio. Complejo económico social cubano del azúcar*. 3 Bde., La Habana 1978, II, S. 125-128. „El Ingenio“ stellt noch heute die grundlegende Arbeit der kubanischen Zuckergeschichte dar, trotz einiger Annahmen, die heute überholt sind (etwa das Verhältnis der Sklaven zur Technologie) und der Publikation einer nahezu unübersehbaren Fülle neuerer Arbeiten.
  - 20 *Der Pionier war hier Franz Otto Licht (1825-1885)*.
  - 21 J. Wolf, *Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag* (Anm. 9), S. 10ff.
  - 22 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Anm. 19), II, S. 127.
  - 23 Vgl. J. Pérez de la Riva, *Una Isla con dos historias*, in: Idem., *El barracón y otros ensayos*. La Habana 1975, S. 75-91. Mit der Kostenfrage der Arbeit in kubanischen Ingenios hat sich schon Alexander von Humboldt beschäftigt, vgl. die neue Ausgabe seines „Kuba-Essais“; ders., *Cuba-Werk*, hrsg. u. komm. von H. Beck, Darmstadt 1992; in letzter Zeit aber vor allem P. Tornero Tinajero, *Producción y costes en los ingenios de Cuba. Notas para una investigación*, in: *Commerce et plantation dans la Caraïbe, XVIIIe et XIXe siècles*, coord. P. Butel, Bordeaux 1992, S. 215ff.; ders., *Ingenios, plantación y esclavitud: una aproximación al estudio de los esclavos en los ingenios cubanos*, in: *Anuario de Estudios Americanos*, XLIII, Sevilla. Zu den Zuckerzonen und ihrer Ostwanderung bzw. der Ausbreitung von bestimmten regionalen Kernen im 19. Jh. vgl. Fraginals, I, S. 137-148. Die Regionen der Zuckerwirtschaft und ihre zeitgenössische regionale Gliederung (paises) haben am ausführlichsten; E. Torres-Cuevas/E. Reyes, *Esclavitud* (Anm. 2), S. 66-78 gearbeitet. Als historische und ökonomische Region hat Matanzas bearbeitet; L. W. Bergad, *Cuban Rural Society in the Nineteenth Century. The Social and Economic History Monoculture in Matanzas*, Princeton 1990.
  - 24 Vgl. H. Plaul, *Ländarbeiterleben im 19. Jahrhundert*, Berlin 1979, S. 17 sowie H.-H. Müller, *Zur Geschichte und Bedeutung der Rübenzuckerindustrie in der Provinz Sachsen im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Magdeburger Börde*, in: *Landwirtschaft und Kapitalismus. Zur Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Magdeburger Börde vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkriegs*, 2 Hbde., hrsg. von H.-J. Rach und B. Weissel, Berlin 1979, II, S. 9-61; wie auch H. Harnisch, *Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse in der Landwirtschaft der Magdeburger Börde von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des Zuckerrübenanbaus in der Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts*, in: ebenda, I, S. 67-174.
  - 25 Vgl. K. Rabbelige, *Arbeitsbedarf und Arbeitseinsatz im deutschen Zuckerrübenbau*, Bonn 1940, S. 32f.
  - 26 Vgl. L. Gumpert, *Die physisch-geographischen Verhältnisse in der Magdeburger Börde*, in: *Landwirtschaft und Kapitalismus* (Anm. 24), I, Hbd., S. 21ff.
  - 27 H. Plaul, *Ländarbeiterleben* (Anm. 24), S. 17, Anm. 1: „Die größten deutschen Schwarzerdegebiete liegen in der Magdeburger Börde und im Hallenser Land. Kleinere Vorkommen gibt es im Thüringer Becken, im Raum Braunschweig-Hildesheim sowie im Mainzer Becken und in der Pfalz“. Plaul verweist auch auf sein Hauptkriterium für die Wahl der Untersuchungsregion: „Die Bodenbeschaffenheit bzw. die Bodenqualität“, ebenda, S. 19f.



## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

- 28 Vgl. L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Anm. 23), passim. Seit 1827 lag die Region im „Departamento Occidental“, das etwa auf der Linie Linie Sagua la Grande-Colón-Cienfuegos an das „Departamento central“ grenzte; in der administrativen Provinz-Gliederung von 1878 bildete die hier behandelte Wirtschaftsregion den mittleren und nördlichen Teil der Provinzen Havanna und Matanzas, vgl. auch: M. Zeuske, Regiones en comparación. Apuntes para un debate, in: APUNTES, 2/1993, S. 1-27.
- 29 Vgl. E. Torres-Cuevas/E. Reyes, Esclavitud (Anm. 2), S. 70.
- 30 Die Caballería wird mit einem Flächeninhalt von 13,43 ha berechnet.
- 31 Vgl. L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Anm. 23), S. 158, Tabelle 8.9.
- 32 Moreno Friginals (Anm. 19), I, S. 141 verweist darauf, daß sich der verwertbare Bodenfonds von Matanzas zwischen 1858 und 1868 erschöpft habe.
- 33 J. Wolf, Der deutsch-amerikanische Zuckervertrag (Anm. 9), S. 5, Anm. 2.
- 34 Ebenda, S. 6.
- 35 Nach L. Gumpert, Die physisch-geographischen Verhältnisse (Anm. 26), S. 21 hat der geographische Börderraum ein Größe von 931 km<sup>2</sup>; rechnet man jedoch die großen Niederungen an der Elbe und Saale hinzu, so beträgt die Größe rund 1200 km<sup>2</sup>.
- 36 H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 46.
- 37 „Ingenio“ ist die spezielle Bezeichnung für eine „moderne“ Zuckerplantage seit dem Beginn des 19. Jhs. in Kuba und zugleich die Bezeichnung für die mechanisierte Zuckerpresse bzw. den Mühlenkomplex.
- 38 Zur Infrastruktur vgl. H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 22-24.
- 39 Ebenda, S. 22.
- 40 L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Anm. 23), S. 89.
- 41 Zu Claudio Martínez de Pinillos (2. Graf von Villanueva) vgl. O. Zanetti Lecuona/A. García Álvarez, Caminos para el azúcar, La Habana 1987, S. 30ff.
- 42 Die speziellen Aspekte des Eisenbahnbaus für Matanzas analysiert: L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Anm. 23), S. 107-115.
- 43 Vgl. P. Beyer, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus. Die Strecke nach Magdeburg als zweitälteste deutsche Fernverbindung und das Ringen der Kaulleute um ihr Entstehen 1829-1840, Weimar 1978. Die wichtigste Arbeit für Kuba ist: O. Zanetti Lecuona/A. García Álvarez, Caminos (Anm. 41), passim.
- 44 Vgl. ebenda, S. 34ff.
- 45 M. Moreno Friginals, El Ingenio (Anm. 19), I, S. 150ff.
- 46 Zum Problem der Flurformen und des Einflusses der Zuckerrohrfelder auf das Landschaftsbild, vgl. W. Gerling, Die Plantagenwirtschaft des Rohrzuckers auf den Großen Antillen. Ein Beitrag zur Agrargeographie der Tropen, Würzburg 1954.
- 47 Zur Erhöhung des Zuckergehalts der Rüben durch Zucht und de facto Weltmonopol für den hochwertigsten Samen durch die Zuckerfabrik der Familie Rabthege in Klein-Wanzleben vgl. D. Diestel/H.-H. Müller, Die Zuckerfabrik Klein-Wanzleben (von ihrer Gründung bis 1917/18), in: Landwirtschaft und Kapitalismus (Anm. 24), II, S. 63-90.
- 48 Vgl. M. Moreno Friginals, El Ingenio (Anm. 19), II, S. 220.
- 49 Vgl. A. Dembiec, Plantaciones cañeras y poblamiento en Cuba, La Habana 1989, S. 15.
- 50 Vgl. das Kapitel „The Frontier Sugar Economy: Development of Hacienda Banaguises“ bei: L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Anm. 23), S. 116-140.
- 51 M. Moreno Friginals, El Ingenio (Anm. 19), III, S. 122-124.
- 52 Vgl. R. Scott, Slave Emancipation (Anm. 7), S. 18ff.
- 53 Ebenda, S. 15f.
- 54 H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 26.
- 55 Ebenda, S. 24.
- 56 Vgl. D. Diestel/H.-H. Müller, Die Zuckerfabrik (Anm. 47), S. 63.

- 57 Brennereien, Getreide- und Ölmühlen (Wassermühlen), Zichoriendarren und „Tabakspinnereien“ und Kolonialzuckersiedereien, Zichorienkaffee- und Kartoffelstärkefabriken und Bierbrauereien.
- 58 Vgl. H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 52f.
- 59 H.-H. Müller, Zur Geschichte (Anm. 24), S. 22.
- 60 Vgl. M. Zeuske/J. Ludwig, Im Zeichen des „kolumbianischen Austausches“: Amerika und Europa (17./18. und Beginn des 19. Jhs.), Aspekte einer Geographie der Kolonialwaren in deutschen Regionen, in: *Asien Afrika Lateinamerika* 20 (1993) 4, S. 605-645, H. H. Mauruschat, Gewürze, Zucker und Salz im vorindustriellen Europa. Eine preisgeschichtliche Untersuchung, Phil.Diss., Göttingen 1975, S. 169 erwähnt allein 29 Pflanzen, die im 18. Jh. als Kaffeesubstitute diskutiert wurden.
- 61 Vgl. J. Ludwig, Der Export sächsischer Waren nach Lateinamerika 1760-1830. Ein Beitrag zur Geschichte der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen europäischen Regionen und Lateinamerika, Phil. Diss., Leipzig 1994, S. 175f.; vgl. auch H. Hartisch, Produktivkräfte (Anm. 24), S. 103ff. Der Zichorienanbau und die Verarbeitung waren aus Braunschweig nach Preußen gekommen.
- 62 H. Harnisch, Produktivkräfte (Anm. 24), I, S. 103-106.
- 63 H.-H. Müller, Zur Geschichte (Anm. 24), S. 23.
- 64 Vgl. J. Stubbs, *Tabaco en la periferia. El complejo agro-industrial cubano y su movimiento obrero, 1860-1959*, La Habana 1989, besonders die Karte der Tabakregionen, S. 6.
- 65 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Anm. 19), I, S. 160.
- 66 Vgl. H.-H. Müller, Zur Geschichte (Anm. 24), S. 24f. Von 1807 bis 1814 war das Herzogtum Magdeburg als Hauptbestandteil des Departements „Elbe“ dem Königreich Westfalen zugeordnet, 1816 erfolgte die politisch-administrative Neugliederung im Rahmen Preußens, die für den Untersuchungszeitraum gilt. Magdeburg bildete einen der drei Regierungsbezirke der preußischen Provinz Sachsen.
- 67 Zum Problem des kubanischen Waldes vgl. R. de la Sagra, *Cuba en 1860*, La Habana 1963, S. 60-62.
- 68 Vgl. die Konzentrationen der schwarzen Bevölkerung in den Zuckerexpansionsgebieten von Matanzas: L. W. Bergad, *Cuban Rural Society* (Anm. 23), S. 33 (Konzentrationen von 73-90 Prozent der Bevölkerung in ländlichen Gebieten der Zuckerproduktion).
- 69  $1 \text{ Morgen} = 25,53 \text{ ar (a)} = 2553 \text{ m}^2$  (Magdeburgischer Morgen);  $1 \text{ ha} = 10000 \text{ m}^2$ ; ergo  $2553:10000 = 0,2553 \text{ ha}$ , d.h., 1 Morgen = rund  $\frac{1}{4}$  ha oder 4 Morgen = rund 1 ha, vgl. H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 40, Anm. 47.
- 70 Ebenda, S. 39, Vgl. auch W. Deich, Die Modellierung sozialökonomischer Formationstrukturen am Beispiel des Herzogtums Braunschweig. Von der Formationsressource „Wald“ zur Kapitalisierung des Bodens, in: *Leipziger Beiträge zur Revolutionsforschung* (Lehrteft 30; Sozialökonomische Strukturvergleiche), Leipzig 1990, S. 9-33.
- 71 Wobei nochmals nach Großkossaten (20-30 Morgen) und Kleinkossaten (unter 20 Morgen) unterschieden wurde, vgl. H. Plaul, Landarbeiterleben (Anm. 24), S. 40.
- 72 D.h. die bäuerlichen Gruppen machten ca. 10 Prozent der Einwohner aus, die ca. 7000 Kossaten und Häusler stellten die potentiellen Feldarbeitskräfte dar, vgl. ebenda, S. 41.
- 73 Vgl. G. Hoppe, *Domänen, Dreseher und Kossaten. Za den agrarischen Verhältnissen im Köthener Land bis zur Revolution von 1848*, Köthen 1983.
- 74 H.-H. Müller, Zur Geschichte (Anm. 24), S. 22.
- 75 Hauptkreise der Börde, die flächenmäßig z.T. über den geographischen Untersuchungsraum hinausreichen, vgl. H. Plaul, Grundzüge der Entwicklung der sozialökonomischen Verhältnisse in der Magdeburger Börde unter den Bedingungen der Durchsetzung und vollen Entfaltung des Kapitalismus der freien Konkurrenz in der Landwirtschaft (1830 bis 1880), in: *Landwirtschaft und Kapitalismus* (Anm. 24), I, S. 228ff.

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

- 76 Ebenda, S. 229.
- 77 Ebenda.
- 78 D. Diestel/H.-H. Müller, Die Zuckerfabrik (Ann. 51), S. 68.
- 79 Ebenda.
- 80 Ebenda, S. 69.
- 81 Ebenda, S. 67.
- 82 Ebenda, S. 70.
- 83 Ebenda.
- 84 L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 141.
- 85 Zu Cárdenas vgl. R. Marte, Cuba y la República Dominicana. Transición económica en el caribe del siglo XIX. Santo Domingo o.J [1989], S. 176f.
- 86 R. Scott, Slave Emancipation (Ann. 7), S. 21, Ann. 48.
- 87 Nach den Angaben bei: A. Núñez Jiménez, Geografía de Cuba, La Habana 1959, S. 447.
- 88 Die Caballería wird mit einem Flächeninhalt von 13,43 ha berechnet.
- 89 Vgl. L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 158, Tabelle 8.9.
- 90 Ebenda, S. 271, Tabelle 14.4.
- 91 Ebenda, S. 153, Tabelle 8.8.
- 92 Vgl. Noticias de las fincas azucareras en producción que existían en toda la isla de Cuba al comenzar el presupuesto de 1877-1878, in: Revista Económica, 7. Juni (1878), S. 7-24.
- 93 Partido oder término municipal entspricht etwa der Gemeinde; Jurisdiktion der preußischen Amtshauptmannschaft.
- 94 „Sitios de labor“ sind die eigentlichen Subsistenzbauernwirtschaften.
- 95 „Potreros“ sind Viehhaltungsfarmen, die den Ingenios oder Cafetales Zugvieh bzw. Fleisch lieferten.
- 96 Geschätzt: der alte Partido Sabanilla del Encomendador wurde 1878 zwischen neuen términos municipales aufgeteilt (Sabanilla, Unión de Reyes und ein kleiner Teil Bolondrón).
- 97 L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 143.
- 98 Schätzung des Autors. Die „große“ Jurisdiktion von Colón (1856) ist 1878 in verschiedenen „términos municipales“ geteilt worden: Cuevitas (heute Agramonte), Jagüey Grande, das „neue“ Colón, San José de los Ramos, Los Arabos, Jovellanos und Manguito; Schätzung nach den Angaben von A. Núñez Jiménez, Geografía de Cuba, La Habana 1959, S. 447ff.
- 99 Nach L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 147.
- 100 Von der Gesamtnutzfläche.
- 101 „Hato“ bedeutet Königsland („tierra realenga“).
- 102 Unter „Hacienda“ verstand man damals in Kuba die traditionellen runden Formen des Landbesitzes, der schon im 16. Jahrhundert vergeben worden war; meist für extensive Viehhaltung genutzt.
- 103 Tejares, die in Colón nur für 1865 mit 77 cabs. ausgewiesen waren, sind Ziegelmanufakturen.
- 104 Zahlen nach L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 149.
- 105 Schätzung des Autors nach den Angaben von Núñez Jiménez, Geografía (Ann. 98), S. 447ff. Die alte Jurisdiktion wurde 1878 in die „términos municipales“ Guanajayabo (heute Máximo Gómez), Guamitas (heute Martí), Périco, Cimarrones aufgeteilt; der Partido Camarioca kam an Matanzas.
- 106 L. W. Bergad, Cuban Rural Society (Ann. 23), S. 146.
- 107 Ebenda, S. 89.
- 108 Ebenda, S. 148f.
- 109 Ebenda, S. 96.
- 110 Ebenda, S. 267, Tabelle 14.1.
- 111 Ebenda, S. 67.
- 112 Ebenda, S. 191f.

- 113 Ebenda. S. 192.  
114 Ebenda. S. 95.  
115 Ebenda. S. 192.  
116 Ebenda. S. 208 und 218.  
117 Ebenda. S. 221.  
118 Vgl. Ph. D. Curtin, *The Rise and Fall of Sugar Plantation Complex: Essays in Atlantic History*, Cambridge 1990.  
119 Zur Diskussion dieses Privilegs, daß Boden und Anlagen vor Pfändung schützte, vgl. F. Pérez de la Riva, *Origen y régimen de la propiedad territorial en Cuba*, La Habana 1946; sowie: L. W. Bergad, *Cuban Rural Society* (Anm. 23), S. 135ff., der v.a. die behindernde Wirkung dieses Privilegs für den ländlichen Kredit seit den 40er Jahren des 19. Jhs. behandelt.  
120 Vgl. für Barbados: A. Wirsching, *Von der Lohnarbeit zur Zwangsarbeit: Die Ausgrenzung der körperlichen Arbeit aus der Welt karibischer Plantokratien*, Bamberg 1993.  
121 Vgl. etwa R. Scott, *Slave Emancipation* (Anm. 7), passim.  
122 G. Mikusch, *Kuba, Haiti und Louisiana als Zuckerländer*, Eindrücke von einer Reise durch diese Länder, Berlin 1930, S. 12f.  
123 Vgl. J. Laviña (transcripción e introducción), *Doctrina para negros*, Nicolás duque de Estrada, Explicación de la doctrina acomodada a la capacidad de los negros bozales, Barcelona 1989, S. 17; M. Zeuske, *Kolonialpolitik und Revolution: Kuba und die Unabhängigkeit der Costa Firme, 1808-1821*, Reflexionen zu einem Thema der vergleichende Revolutionsgeschichte, in: *JbLA*, 27 (1990): S. 158ff.  
124 L. W. Bergad, *Cuban Rural Society* (Anm. 23), S. 191.  
125 Vgl. A. McItzen, *Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates nach dem Gebietsumfang von 1866*, 4 Bde., Berlin 1868/71; vgl. auch H.-H. Müller, *Zur Geschichte* (Anm. 24), S. 23 sowie G. Hoppe, *Domänen* (Anm. 73), S. 7: Der Einzugsbereich der „mitteldeutschen Grundherrschaft“ erstreckte sich „von Magdeburger Land linkselbisch aufwärts bis an den Kamm des kursächsischen Erzgebirges... [bezog] neben Anhalt auch Thüringen ein.“  
126 Zur kubanischen „Restaurationsreform“ vgl. M. Zeuske, *Kolonialpolitik und Revolution* (Anm. 123), S. 172.  
127 Vgl. M. Moreno Friginals, *El Ingenio* (Anm. 19), I, S. 51, Anm. 17 (alle Reales Ordenes 1789-1804).  
128 Vgl. H. Pichardo, *Documentos para la Historia de Cuba*, 4 Bde., La Habana 1973, I, S. 261-266.  
129 M. Moreno Friginals, *El Ingenio* (Anm. 19), II, S. 125.  
130 H. Plaul, *Grundzüge* (Anm. 75), I, S. 191ff.  
131 Vgl. 1789 – Weltwirkung einer großen Revolution, 2 Bde., hrsg. von M. Kossok und E. Krolf, Berlin 1989 (besonders die Beiträge von R. Berthold, H. Hamisch und W. Deich).  
132 Zit. nach: H. Plaul, *Landarbeiterleben* (Anm. 24), S. 69; vgl. auch D. González, *El mercado mundial azucarero y su incidencia en la crisis definitiva esclavista*, in: *Temas acerca de la esclavitud*, colectivo de autores, La Habana 1988, S. 145-166.  
133 Vgl. O. F. García Martínez, *El proceso de concentración y centralización en la industria azucarera de Cienfuegos*, Cienfuegos o.J. (ungedruckt, vom Autor zur Verfügung gestellt).  
134 Vgl. H. Plaul, *Landarbeiterleben* (Anm. 24), S. 125ff. *Rabbethge*, *Arbeitsbedarf* (Anm. 25), S. 13 erwähnt fünf Arbeitsverfassungen: 1. *Gesindeverfassung*; 2. *Deputantenverfassung*; 3. *Freiarbeiterverfassung*; 4. *Arbeitspächterverfassung* und 5. *Saisonarbeiterverfassung*, die in „verschiedenen Gegenden in verschiedenen Kombinationen“ existierten. Im Magdeburgischen habe es sich speziell um *Gesinde*, *Deputanten* und *saisonale Tagelöhner* (S. 13f.) gehandelt.  
135 H. Plaul, *Landarbeiterleben* (Anm. 24), S. 134.  
136 Vgl. für Kuba: F. Ortiz, *Los negros esclavos*, La Habana 1975, S. 439-442 (*Bando de Buen gobierno* vom 14.11.1842 – Erneuerung von 1796); S. 449-452 *„Instrucción de jueces*

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

- pedáneos" (14.11.1942): S. 442-449: „Reglamento de esclavos“ („Código negro hispano-cubano“, 1.12.1845). Die Regelungen stellen eine erstmalige zusammenfassende Ordnung der Arbeitsverfassung für Sklaven dar. vgl. Max Zeske, Kapitalistische Entwicklung und demokratische Bewegung im bürgerlichen Übergangsprozess Lateinamerikas, 1825-1917. Ein Beitrag zum Problem des Kampfes um die Alternativen in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. (unveröff. Habilitationsschrift). Leipzig 1979, S. 142ff.
- 137 Vgl. S. Goldschmidt, Die Landarbeiter in der Provinz Sachsen, sowie den Herzogtümern Braunschweig und Anhalt (=Die Landarbeiter in den evangelischen Gebieten Norddeutschlands. In Einzeldarstellungen nach den Erhebungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses, hrsg. von Max Weber, I. Heft), Tübingen 1899.
- 138 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), II, S. 16f.
- 139 Vgl. ebenda, II, S. 59, Anm. 86.
- 140 Vgl. für Brasilien: St. B. Schwartz, Resistance and Accommodation in Eighteenth-Century Brazil. The Slaves View of Slavery, in: *Hispanic American Historical Review* 57 (1977), S. 75ff.
- 141 Vgl. *Slaves, Sugar & Colonial Society. Travel Accounts of Cuba, 1801-1899*, hrsg. von Louis A. Pérez Jr., Wilmington 1992, bes. S. 41ff. Deutsche Reiseberichte über Kuba und die Zuckerwirtschaft mehren sich zum Ende des 19. Jhs. bzw. im frühen 20. Jh. Die wichtigsten für unseren Zeitraum dürften sein: H. Paasche, *Kultur- und Reisebilder aus Nord- und Mittelamerika*, Magdeburg 1894; sowie: G. Mikusch, *Kuba, Haiti und Louisiana* (Ann. 122). Kubanische Reiseberichte über deutsche Regionen gibt es m.W. nicht, aber eine ganze Reihe deutscher Berichte über die Börde.
- 142 Vgl. „die Zucker-Bibel der französischen, englischen und spanischen westindischen Kolonien“: J. F. Dutronc de la Couture, *Précis sur la canne et sur les moyens d'en extraire le sel essentiel, suivi de plusieurs Mémoires sur le sucre, sur le vin de canne, sur l'indigo, sur les habitations & sur l'état actuel de Saint-Domingue*. Ouvrage dédié à cette Colonie, et imprimé à ses frais, Paris 1790, 1791<sup>f</sup>, 1801<sup>f</sup>. Noch vor 1800 in Havanna ins Spanische übersetzt, vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), I, S. 109ff.; vgl. auch: D. Corbeaux, *Essai sur l'Art de cultiver la canne et d'en extraire le sucre*, Paris 1781.
- 143 Vgl. ebenda, S. 175-181, auch zu Zuckerrohr-Krankheiten und Bodererschöpfung bzw. Degeneration einzelner Sorten.
- 144 Nach J. H. Galloway, *The Sugar Cane Industry – A Historical Geography from its Origins to 1914*, Cambridge 1989, S. 98 wurde der „jamaican train“ zuerst auf Barbados eingeführt. Durch Anlage eines Kamin- und Lüftungssystems wurde die Feuerung auf eine Stelle, den wichtigsten Zuckerkessel konzentriert, beheizte aber auch die anderen Kessel mit. Vorher hatte jeder Kessel seine eigene Heizung.
- 145 Vgl. die Themenliste des Real Consulado: M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), I, S. 109f.
- 146 Ebenda, S. 111.
- 147 Ebenda, S. 131f.
- 148 Ebenda, I, S. 76.
- 149 Vgl. für die „neuen“ Zuckergebiete von Matanzas: L. W. Bergad, *Cuban Rural Society* (Ann. 23), S. 90.
- 150 J. del Río Moreno, *Los inicios de la agricultura europea en el Nuevo Mundo 1492-1542*, Sevilla 1991, S. 303f.
- 151 Vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), I, S. 112-126.
- 152 Ebenda, II, S. 173.
- 153 Ebenda, I, S. 52.
- 154 Neben der reinen Gewöhnung an die neuen Lebensumstände, die neue Umwelt, andere Krankheiten und das Zeit- und Arbeitsregime, gehörte hierzu vor allem auch das Erlernen einer

- minimalen Terminologie der Arbeit. Eine Liste der wichtigsten Begriffe, von einem erfahrenen Administrator erarbeitet, umfaßte 56 Termini; die beiden komplexesten Ausdrücke erscheinen für „rechts“ und „links“: „mano trachete“ und „mano garabato“. Garabato ist ein Jäthaken, mit dem ein Büschel Gras o.ä. gehalten wird; vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), II, S. 8.
- 155 Ebenda, S. 26.
- 156 Vgl. die Angleichung der Preise und den Abfall des Überhangs von männlichen Sklaven über schwarze Frauen: Barcia, *Burguesía...* S. 176 und S. 177f. und anexo 9 und 10.
- 157 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), III, S. 128.
- 158 Ders., *The Cuban Slave Trade...* S. 67-89. Vgl. auch: D. Geggus, *Sex Ratio and Ethnicity: A Reply to Paul E. Lovejoy*, in: *Journal of African History*, 30 (1989), S. 395-398.
- 159 Vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), II, S. 86.
- 160 Ebenda, I, S. 183.
- 161 Ebenda, S. 182.
- 162 R. Scott, *Slave Emancipation* (Ann. 7), S. 26-38.
- 163 „Menge“ hat einen extensiven und einen intensiven Aspekt. Der intensive Aspekt erlaubt die Tatsache, daß die Schnittstellen (so tief und so weit oben wie möglich) großen Einfluß auf die Menge geschlagenen Rohres haben. Maschinen können natürlich extensiv eine größere Menge Rohr pro Zeiteinheit ernten als Menschen; die intensiven Erfordernisse sind besser von Schnittern zu beeinflussen. Die einzelnen geschlagenen Rohre müssen auf eine bestimmte, für die Pressen notwendige Größe zurechtgeschnitten werden.
- 164 Vgl. M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), I, S. 192.
- 165 Eine *arroba* hat rund 11,5 kg.
- 166 Ebenda, I, S. 192f.
- 167 Ebenda, II, S. 29f.
- 168 Vgl. auch: Laviña: *Alimentación y cimarronaje en Vuelta Abajo*. *Notas sobre el diario del rancheador*, in: *Boletín Americanista*, XXIX (1987) 37, *passim*.
- 169 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), II, S. 57-63.
- 170 Barcia, *Burguesía esclavista...* S. 102f.
- 171 M. Moreno Fraginals, *El Ingenio* (Ann. 19), I, S. 49.
- 172 Barcia, *Burguesía esclavista...* S. 189, anexo 20.
- 173 Vgl. M. Zeuske/J. Ludwig, *Im Zeichen* (Ann. 60), S. 605-645; M. Zeuske, *Preußen, die „deutschen Hinterländer“ und Amerika: Regionales, „Nationales“ und Universales in der Geschichte der „Rheinisch-Westindischen Compagnie“ (1820-1830)*, in: *Scripta Mercaturae*, 26 (1992) 1/2, S. 50-89.
- 174 Die preußische Regierung legte einen Einfuhrzoll, der doppelt so hoch wie der vor 1835 war, auf holländischen Lumpenzucker (raffiniertes Kolonialzucker); vgl. H.-H. Müller, *Zur Geschichte* (Ann. 24), S. 13.
- 175 Zunächst war der Widerstand gegen die Steuer bei dem jungen Produktionszweig sehr stark. Da die Steuer aber eine Materialerhebung auf eine (zeitweilig) unveränderte Rübenmenge darstellte, wurde die Steuer bald zum Hebel für wissenschaftlich-technische Verbesserungen und besseren Anbau sowie genauere Kontrolle des Erntetermins (Zuckergehalt), denn jeder aus der bestimmten Rübenmenge gewonnene Mehrzucker blieb steuerfrei. Ebenda, S. 20.
- 176 Ebenda, S. 17.
- 177 Ebenda, S. 15.
- 178 Vgl. ebenda, S. 147.
- 179 Ebenda, S. 148. Landbesitz allerdings, den die Landarbeiter jetzt erwerben konnten, bedeutete zuweilen auch einen Verzicht auf Lohnarbeit. Die Landbesitzer zogen sich in die Subsistenz-, Kleintintensiv- oder Gartenproduktion zurück; vgl. ebenda, S. 149.
- 180 K. Kaerger, *Die Sachsengängerei*, Berlin 1890 sowie: J. Nichtweiss, *Die ausländischen*

## Arbeit und Zucker in Amerika und Europa

- Saisonarbeiter in der Landwirtschaft der östlichen und mittleren Gebiete des Deutschen Reiches, Berlin 1959.
- 181 H.-H. Müller, Zur Geschichte (Anm. 24), S. 48.
- 182 Nach: ebenda, S. 28.
- 183 Zahl nach: ebenda, S. 18 (dort in Zentnern).
- 184 Ebenda, S. 21.
- 185 Zahl nach H. Plaul, Grundzüge (Anm. 75), I, S. 197 (Nur für die Börde, dort in Zentnern).
- 186 Ebenda.
- 187 Schätzung des Autors.
- 188 Die faktisch – und logisch – davorliegende Rübenzüchtung und Gewinnung des speziellen Saatgutes: eine Arbeit von wissenschaftlich gebildeten Praktikern, soll hier nicht behandelt werden, vgl. D. Diestel/H.-H. Müller, Die Zuckerfabrik (Anm. 51), S. 74ff.
- 189 Der Griffler war dem Grabsech in den Anden ähnlich, nur metallverstärkt. Er wurde zur Ernte der Rüben eingesetzt. Im Grunde ein schmaler und verstärkter Spaten, dem zur Erleichterung des kräftigen und tiefen Eintretens in den Boden linksseitig am oberen Blattrand ein Trittschritt angebracht war, vgl. H. Plaul, Ländlicherleben (Anm. 24), S. 151.
- 190 Vgl. die Beschreibung der Arbeitsgänge: ebenda, S. 150-152.
- 191 Ebenda, S. 152.
- 192 Vgl. Bericht des Bauerngutsbesitzers Bähr in Kleingraupe über eine Reise nach der Provinz Sachsen, in: Zeitschrift des landwirtschaftlichen Central-Vereins der Provinz Sachsen, 6. Bd. (1849), Sp. 333-334.
- 193 H. Plaul, Ländlicherleben (Anm. 24), S. 152.
- 194 Ebenda, S. 153f.
- 195 Dieses Instrument war der erste Pflugschiff, der den Erfordernissen der Tiefkultur entsprach. Er wurde vor allem im Untersuchungsgebiet 1850-1870 angewandt und von vier Ochsen oder Pferden gezogen; die Bedienung bestand aus einem Pflüger und einer Fuhrkraft (Kind); später nur noch ein Pflüger, vgl. ebenda, S. 159. Während in der Spatenzeit 20 kräftige Männer für einen Morgen benötigt wurden, schaffte dieser Pflug, wie ein Beispiel aus dem Jahr 1865 zeigt, im Oktober pro Tag 2 1/3 Morgen mindestens 12 Zoll tief; ebenda.
- 196 Erste Vorführungen 1863; erster Kauf durch den Domänenpächter Freise in Wolmirstedt. 1871 waren erst 17 Dampfpflüge in Deutschland in Gebrauch, 10 davon allerdings in der Provinz Sachsen. Erst als es gelang, die teuren Antriebsmaschinen (Lokomobilen) auch für andere Arbeiten einzusetzen, begann sich der Dampfpflug in breiter Front durchzusetzen (achtziger Jahre). Die Bedienung des Dampfpfluges erforderte spezialisierte und geübte Arbeitskräfte, vgl. ebenda, S. 160f.
- 197 Vgl. zu den Versuchen mit dem Rübenrodepflug von Siedersleben oder Sack seit 1861: ebenda, S. 158. Das mechanische Köpfen gar blieb bis in das 20. Jahrhundert ein technisches Problem.
- 198 Ebenda, S. 174f.
- 199 Vgl. H. Plaul, Ländlicherleben (Anm. 24), S. 208.
- 200 Ebenda, S. 262f.
- 201 Vgl. S. Bandoly, Veränderungen der sozialökonomischen Struktur in der Magdeburger Börde vor dem ersten Weltkrieg, in: Landwirtschaft und Kapitalismus (Anm. 24), Bd. I, S. 287.
- 202 Ebenda, S. 41.

---

Ursula Ewald

## Der Produktionsfaktor Arbeit im Denken Johann Heinrich von Thürens (1783–1850)

### 1. Einführung in das Thema

Schon zu Lebzeiten achteten die Zeitgenossen Johann Heinrich von Thürens als praktischen Landwirt und als Agrartheoretiker. Er versuchte, *die* Regeln oder Gesetzmäßigkeiten zu finden, nach denen unterschiedliche Wirtschaftssysteme einen unterschiedlichen Standort in der Kulturlandschaft beanspruchen. Als Grundlage diente ihm die jahrzehntelange Buchführung zu seinem Gut Tellow in Mecklenburg. In der folgenden Interpretation soll nicht, wie allgemein üblich, der Faktor *Transport*, sondern der Faktor *Arbeitskraft* im Mittelpunkt stehen. Gleichzeitig werden Wald- und Forstwirtschaft in ihren unterschiedlichen Formen weit mehr in das Thürensche System eingeordnet, als dies von Thürens selbst und andere Wissenschaftler bisher taten.

### 2. Johann Heinrich von Thürens – Die traditionelle Interpretation seines Werkes

Schon während seiner Lehrjahre analysierte Johann Heinrich von Thürens zu Beginn des 19. Jhs. die Wirtschaftslandschaft um Hamburg mit ihren unterschiedlichen Wirtschaftssystemen oder Wirtschaftsformen. Gleichzeitig sah er durch das Warenangebot im Hamburger Hafen, wie die Nachfrage des Marktes die Wirtschaftslandschaften fremder Landstriche prägte. Fast jeder Raum erzeugte und verbrauchte – nur vollzog sich der Handel auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Gewinnspannen. In Hamburg und seinem Umland erlebte von Thürens aber auch, daß nicht nur die physische Geographie, die naturräumlichen Gegebenheiten, sondern wohl noch mehr Transport- und Absatzmöglichkeiten die Formen des Garten- und Obstbaues, der Land- und der Forstwirtschaft prägten. Schon damals skizzierte er in der „Beschreibung der Landwirtschaft im Dorfe Groß-Flottbeck“ die Abfolge unterschiedlich intensiver Formen der Landnutzung.<sup>1</sup> Daraus leitete er später das System der sog. *Thürenschen Ringe* oder der *Thürenschen Kreise* ab.<sup>2</sup>

Der Bauer lief zu Fuß oder fuhr mit dem Pferdewagen zum Markt.



Lebendvieh transportierte sich selbst „auf dem Huf“ zum Schlachthof. Damit wurde Viehhaltung in vielen Fällen an die Peripherie abgedrängt. Die einmaligen Viehtriebe über oft gewaltige Entfernungen, Transhumanz und selbst Nomadismus sind hier einzuordnen. Um den Markt, die zentrale Stadt bzw. nach Thünen den *Isolierten Staat* lagen in Mitteleuropa zuerst Zonen einer intensiveren Bewirtschaftung, d.h. Gartenbau und Milchwirtschaft. Schnelles Verderben erzwang die Nähe zum Markt. Aber auch sperrige Güter Heu, Stroh und vor allem Holz verlangten eine Minimierung der Transportkosten durch Marktnähe. Transporteigenschaften, geringe Haltbarkeit, ein hohes Volumen, Sperrigkeit oder Gewicht bestimmten die Transportfähigkeit (*intensity theory*) des Gutes. Ein hoher Eigenwert bedeutete das Kriterium für die Frachttragfähigkeit (*crop theory*). Diese produktspezifischen Eigenschaften unter dem Begriff *Theorie (theory)* zu bündeln, erscheint problematisch. Auch wäre es sinnvoller, *crop* durch *commodity* zu ersetzen, da häufig nur weiterverarbeitete Erzeugnisse des Garten- und Ackerbaus, z.B. Käse, Whiskey oder Leinen, gemeint sind. Verband sich ein hoher Eigenwert mit guten Transporteigenschaften, verlagerte sich die Produktion häufig an die Peripherie. Durch Veredelung land-, wald- oder forstwirtschaftlicher Erzeugnisse konnten sich Transport- und Frachttragfähigkeit und damit der Wert erheblich verändern. Aus Flachs wurde Leinen, aus Milch Käse, aus Gerste Whiskey, aus Mais Bourbon, aus Holz Pottasche. Sammler lieferten von der Peripherie auf dem Weltmarkt hoch geschätzte Erzeugnisse, Farbstoffe oder Wildkautschuk, die sie ebenfalls vor Ort schon veredelt hatten. Bei einer Veredelung bzw. bei der Brechung des Transportwiderstandes erfolgte häufig ein außerordentlich hoher *input* an Arbeitskraft. An der Peripherie kostete Arbeitskraft in vielen Fällen jedoch weniger. Oft war sie hier auch im Überfluß vorhanden, da alternative Arbeitsplätze fehlten. So ist es am interessantesten, den Kostenfaktor *Arbeit* nahe dem Markt und an der Peripherie zu untersuchen. Chinesische Seiden oder Koschenille aus Mexiko waren so einzuordnen. Thünen selbst wies darauf hin, daß preiswertere Transportmöglichkeiten, ein Fluß, ein See, die Meere oder Kanäle die Abfolge der Nutzungsformen bzw. der Wirtschaftssysteme grundlegend veränderte.

Im allgemeinen bescheiden sich Lehrbücher mit den Thünenschen Ringen und den durch den Transport zum Markt zusammenhängenden Gesetzmäßigkeiten. Wissenschaftler erwähnen *kaum* oder sie erwähnen *nicht*, warum von Thünen nach seinen Lern- und Lehrjahren Jahrzehnte seines Lebens der Aufgabe widmete, Gründe für die unterschiedlichen Formen der Landnutzung in Beziehung zum Markt herauszuarbeiten. Um die seines Erachtens regelhafte Abfolge der unterschiedlichen Landnutzung bzw. der unterschiedlichen

Wirtschaftssysteme zwischen Markt und Peripherie zu erklären, sah er die Mobilität der einzelnen Produktionsfaktoren als gegeben an. Auf dem Hintergrund seiner Zeit untersuchte er besonders den Produktionsfaktor *Transport*. Gleichzeitig ging er von folgenden Prämissen aus:

1. Ein *homo oeconomicus*, ein Mensch mit einem gewissen Gewinnstreben, bestimmte die Formen der Landnutzung.
2. Als Maxime jeglicher Landnutzung galt die Erhaltung bzw. die Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit – man könnte sagen, ökologische Gesichtspunkte besaßen Priorität.
3. Die Arbeitskräfte sollten einen gerechten Lohn erhalten. – Die beiden letzten Prämissen zeigen Thünens stark ethisch geprägte Haltung zur Umwelt und zum Mitmenschen.

### 3. Der Produktionsfaktor Arbeit

Es birgt eine gewisse Tragik, daß Forscher die von Thünen erarbeiteten Gesetzmäßigkeiten zur Analyse unterschiedlicher Wirtschaftsformen immer zu statisch interpretierten. Gerade manche Angelsachsen werten z.T. seine Aussagen so als zu starr, als zu sehr in seiner Zeit verhaftet und damit als überholt ab. Wenn man seine Schriften liest, fällt die Aufmerksamkeit für jeglichen Wechsel, jegliche Innovationen und ihre eventuellen Folgen in der Landwirtschaft auf. Damit liegt auch die Bedeutung von Thünens für die historische Wirtschaftsgeographie und für die Wirtschaftsgeschichte. *Innovation* beinhaltet immer die historische Dimension. So ordnete von Thünen die Innovation der Koppelwirtschaft in seiner Heimat auch in die Agrargeschichte ein: „Vor einem Jahrhundert wurde in Mecklenburg bloß Dreifelderwirtschaft getrieben, und diese war den damaligen Verhältnissen allein angemessen. In den frühesten Zeiten waren Jagd und Viehzucht wahrscheinlich die einzigen Quellen der Ernährung. Dagegen wird im nächsten Jahrhundert die Fruchtwechselwirtschaft hier vielleicht ebenso allgemein sein, als jetzt die Koppelwirtschaft.“<sup>3</sup>

Nur – man sollte von ihm nicht *science-fiction* verlangen. Johann Heinrich von Thünen bewirtschaftete sein Gut vor der Wende, die Agrarchemie, die wissenschaftlich fundierte Züchtung von Pflanzen und von Tieren und die Mechanisierung der Landwirtschaft brachten. Zu seiner Zeit und in seiner Heimat Mecklenburg veränderten eher Innovationen in den Fruchtfolgen, die Förderung von Kartoffel und Leguminosen als Viehfutter oder das erst im 18. Jh. aus Spanien eingeführte Merinoschaf, dem Thünens besonderes Interesse galt, die Landwirtschaft.

Arbeitskräfte bedeuteten in seinem Lebensbereich eher ein statisches Element. Dennoch überlegte er, wie Vertreter anderer Völker, anderer Rassen, Arbeitskräfte mit einem höheren Bildungsstand, ein Überangebot oder Mangel an Arbeitskräften die Landwirtschaft beeinflussen würden. Er war sich bewußt, daß unter anderen Verhältnissen der Faktor Arbeitskraft in der Landwirtschaft *mit* über die Formen der Landnutzung, der Wirtschaftssysteme entscheiden könnte. Mehr noch als beim Transport berücksichtigte von Thünen hier neben den regionalen Unterschieden auch die historische Komponente. Auto oder Flugzeug konnte er nicht erahnen, wohl aber eine verbesserte Bildung und Ausbildung.<sup>4</sup>

Noch in der Gegenwart können viele Menschen nicht frei entscheiden, ob sie in der Landwirtschaft arbeiten wollen oder nicht. Man wird/wurde *hineingeboren*. Mit erstaunlicher Weitsicht erahnte Johann Heinrich von Thünen, daß irgendwann vielleicht nicht wirtschaftlicher oder sonstiger Zwang, sondern die psychologische Bereitschaft, *noch* manuelle Arbeiten auszuführen, das Land zu bearbeiten, entscheidend mit den Lohn beeinflussen würde. Es sei hier an die ethnische Differenzierung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte auf Trinidad oder auf den Hawaii-Inseln erinnert. Alternative Intellektuelle, Vertreter einer *jeunesse dorée* entdecken seit geraumer Zeit in den früh industrialisierten Ländern die *heile Welt* der manuellen Arbeit in der Landwirtschaft.

Im Hinblick auf Arbeitskräfte wirken sich äußerst unterschiedliche Kriterien aus.<sup>5</sup>

- Die Zahl der Arbeitskräfte, Bevölkerungsdichte, die Verfügbarkeit von Arbeitskräften, eine mögliche freiwillige oder unfreiwillige Migration entscheiden noch heute über mögliche Nutzungsformen in der Landwirtschaft. Als landwirtschaftliche Arbeitskräfte kennen wir den/die Eigentümer des Grund und Bodens, den sie bewirtschaften, Sklaven, Kontraktkulis, Landarbeiter, bis zum Studenten, der als Ferienjob bei der Weinlese hilft.
- Rechtlicher Status, finanzielles oder sonstiges Entgelt und die soziale Absicherung waren und sind unterschiedlich.
- Alter, Geschlecht, die physische und psychische Leistungsfähigkeit bis hin zur Zeugungs- und Gebärfähigkeit konnten für einen Betriebsleiter den Ausschlag geben, ob und wie ein Betrieb zu führen war.
- Religion und/oder Kulturkreis bestimmen mit über den möglichen Arbeitseinsatz. In christlichen Ländern, in Teilen Schwarzafrikas ist die Frau als Arbeitskraft i.a. viel sichtbarer als im islamischen Raum: Hier kann sie geradezu aus der Öffentlichkeit und damit von den Feldern oder aus den Gärten, falls vorhanden, verschwinden, aber durch die Veredelung land-

wirtschaftlicher Erzeugnisse durchaus indirekt als landwirtschaftliche *Teilzeitkraft* integriert sein.

- Ein heikles Thema, das aber von Thünen interessierte, sind sämtlichen psychologischen Gesichtspunkte: Mentalität, Leistungs- und Innovationsbereitschaft, Geschicklichkeit, die Neigung zum *Tüfteln* und zum Experimentieren, Schnelligkeit, die Fähigkeit zu rationalem Denken, zum Kombinieren und zum langfristigen Planen – man könnte die Liste fortsetzen. Selbst die Liebe zu Pflanze und Tier oder die Fähigkeit, Einsamkeit zu ertragen – man denke nur an Hirten oder Sammler – wären hier zu nennen.
- Bildung, Ausbildung, besondere Fähigkeiten und Spezialkenntnisse hatten durchaus auch schon früher ihren Stellenwert, selbst wenn sich die Qualifikationsmerkmale ändern.
- Interessant ist der Komplex der Führungsqualitäten und der geschlechtsspezifischen Differenzierung ihrer Träger. Kinder, Jugendliche, die Leiter kleinerer landwirtschaftlicher Betriebe – was auch immer wir unter „klein“ verstehen mögen – , untergeordnete landwirtschaftliche Arbeitskräfte brauchen sie kaum aufzuweisen. Aber schon von den Vorarbeitern – und seien es schwarze Sklaven gewesen – verlangt der Betriebsleiter unter Umständen beachtliche Führungsqualitäten.
- Unternehmerqualitäten, die Bereitschaft zum kalkulierbaren Risiko sind vor allem bei den Betriebsleitern gefragt.

Wo bleiben beim Bereich *Arbeitskraft* die Frauen? Nicht nur in Kriegszeiten mußte die süddeutsche Großbäuerin, die Gutsfrau, die Gutsherrin, Führungsqualitäten besitzen – allerdings für die Organisation eines Großhaushaltes. Aber fielen die Männer aus irgendeinem Grunde aus, übernahm die Frau in gewissen Kulturkreisen durchaus die Betriebsführung. Es gab die Landwirtinnen, die während zweier Weltkriege und danach in Deutschland oder im ehemaligen Deutsch Südwestafrika zum Teil mehrere Betriebe führten. Bei der mexikanischen Haciendaforschung wurde niemals entsprechendes gefunden. *Campesina* ja, *hacendado* ja, *hacendada* nein – ein Zufall aufgrund der Quellen, die man auswerten konnte, oder Wirklichkeit? Erhinnen, auch Äbtissinnen bei kirchlichem Besitz scheinen immer Verwalter eingestellt zu haben.

Wie wird die Arbeitskraft nun im Gartenbau, in der Landwirtschaft, in der Wald- oder in der Forstwirtschaft eingesetzt?

Im Gegensatz zu den meisten anderen Wirtschaftszweigen sprechen wir bei zahlreichen landwirtschaftlichen Betrieben nicht vom Individual-

einkommen, sondern vom Haushaltseinkommen. Dies zeigt sich selbst noch bei der Altersversorgung von Bauersfrauen in den alten Bundesländern. Je nach Kulturkreis oder selbst aufgrund der Persönlichkeit der einzelnen Haushaltsmitglieder mag sich die Verfügungsgewalt über dieses Haushaltseinkommen unterscheiden, aber das Arbeitsaufkommen, die Arbeit von Mann, Frau bzw. Frauen, eventuell auch von Kindern und Jugendlichen oder sonstigen Mitgliedern des Haushalts und damit auch das Gesamteinkommen werden als Einheit gesehen. Die statistischen Daten jedes schwarzafrikanischen Staates, in dem Männer sich den Anbau von *cash-crops* vorbehalten und Frauen für den Anbau der Nahrungspflanzen für den Eigenverbrauch verantwortlich sind, müßten daraufhin überprüft werden.<sup>6</sup> Für die Vergangenheit – und bei traditionell geprägten Betrieben bzw. Haushalten noch heute – weist die geschlechts- und altersspezifische Arbeitsleistung der einzelnen Haushaltsmitglieder erhebliche Unterschiede auf.

Aufgrund ihrer geringen physischen Kräfte verrichten Kinder im allgemeinen keine körperlich schwerere Arbeit. Aber männliche Jugendliche haben häufig schon dieselben Aufgaben wie Männer. In manchen Kulturkreisen bleibt auch der Frau körperlich schwere Arbeiten erspart. In allen Kulturkreisen scheinen Frauen und Kinder, besonders aber Mädchen, nicht zu gefährlichen Arbeiten herangezogen zu werden. Gefahr wurde vor allem in der Einsamkeit, bei der Arbeit allein weitab von den Siedlungen, gesehen – z.B. als Hirte oder als Hütejunge. Die Gänseliesel blieb beim Dorf. Sammler von Wilderzeugnissen, Latex, Wachsen und Harzen, die Pelztierjäger, Fallsteller und Fischer waren/sind immer Männer. Ausnahme waren und können auch heute noch die Sammler von Medizinalpflanzen sein. Im deutschen Sprachgebrauch kennen wir die Heilkräuterfrau, im Spanischen, auf Mexiko bezogen, den *curandero* und die *curandera* – natürlich auch den *brujo* und die *bruja*. Holzfällen, auch heute noch mit großen Risiken verbunden, war und ist in allen Kulturkreisen Männerarbeit.

Männer zeugen Kinder, Frauen gebären sie. Wie sieht der weitere Einsatz von Arbeitskraft im Haushalt des ländlichen Raumes aus? Frauen, eventuell auch Kinder und Jugendliche, und hier besonders Mädchen, bewältigen weitgehend alle Aufgaben des Haushalts: Kinderbetreuung, Kochen und Wasserholen, immer noch zum Teil die Herstellung der Kleidung vom Spinnen, Färben, Weben bis zur Verzierung der Kleidungsstücke. Männer scheinen überwiegend Häute, Leder und Felle verarbeitet zu haben. Bei einem Aufgeben von Traditionen verliert der ländliche Haushalt offenbar am schnellsten die Verantwortung für die Kleidung.

Die Art der Nahrung und ihrer Zubereitung verzahnen sich mit der

Brennstofffrage. Beides entscheidet in vielen Kulturkreisen mit über die Verfügbarkeit von Arbeitskraft für andere Arbeiten. Untersuchungen zum Zeitaufwand bei der Zubereitung der Mahlzeiten und Getränke, oder für eine eventuell nötige Vorratshaltung sind selten.<sup>7</sup> Die arbeitsaufwendigen Maisgerichte Mesoamerikas, alle Gerichte auf der Basis von giftigem Maniok im tropischen Tiefland Südamerikas verlangten einen solch hohen Arbeitseinsatz, daß die Frau damit weitgehend ausgelastet war. Wie sahen die Verhältnisse in Spanien aus? Aus welchen Gründen akzeptierte die spanische Krone so vorbehaltlos, daß Indianerinnen *nicht* dienstverpflichtet wurden? Die industrielle Herstellung der Tortilla verändert gegenwärtig die Wirtschaftsstruktur vieler mexikanischer Dörfer. Frauen können nun in weit höherem Maß als früher andere Arbeiten übernehmen. Wo bei der Konservierung besondere Kraft nötig war, z.B. bei der Herstellung von *chuno*, dehydrierten Kartoffeln, in den hohen Lagen der Anden, helfen Männer.<sup>8</sup>

Die Entwicklung von Zubereitungsarten und der Aufwand an Arbeitsenergie verbanden sich in manchen Kulturkreisen offenbar mit dem Wunsch, Heizenergie – weil noch kostbarer – einzusparen. Nur so sind vielleicht die chinesischen und mesoamerikanischen Regionalküchen mit ihren oft kurzen Garzeiten zu erklären. Die Beschaffung von Heizmaterial und die geschlechtsspezifische Komponente dabei sind kaum erforscht. Holz, Reisig oder Stammholz, Holzkohle, Stroh, Gras, getrockneter Dung, Sonne, Elektrizität und Gas, die unterschiedlichen Möglichkeiten des Garens und der Konservierung durch chemische und physikalische Prozesse, sind für die Vergangenheit und Gegenwart nur ungenügend berücksichtigt, geschweige denn untersucht. Wo Frauen und Kinder durch die Beschaffung von Heizmaterial zu sehr beansprucht sind, fallen sie für andere Arbeiten aus. Körperlich schwere Arbeit, bei der Köhlererei, beim Torfstechen oder der Holzfällerei, überdies mit Isolation verbunden, war und ist Männerarbeit, das dortnahe Sammeln von Dung, Reisig oder die Herstellung von *Dungbriketts* wie in China Aufgabe von Frauen und Kindern.

Der Hausbau, die sonstigen Arbeiten an Haus und Hof, die Herstellung von Küchengeräten und von Geräten für die Landwirtschaft oder für landwirtschaftliches Nebengewerbe waren/sind offenbar meist Männerarbeit. Jedoch töpfern und flechten Frauen in Mexiko. Aber körperlich schwerere Arbeit, z.B. das Holen des Tons oder das Brennen der Irdenware obliegt Männern.<sup>9</sup>

#### 4. Die Differenzierung der Wirtschaftsformen aufgrund des Produktionsfaktors Arbeitskraft

Geographie und Geschichte haben in der Wirklichkeit kaum jemals die Thünenschen Kreise gleichsam mit dem Zirkel gezogen entstehen lassen. Aber jede Kulturlandschaft zeigt gewisse Regelmäßigkeiten auf. Sie sollen als Zusammenfassung und Abschluß aufgrund des Produktionsfaktors Arbeitskraft interpretiert werden. Lund-, Wald- und Forstwirtschaft, die Ausbeutung oder Bewirtschaftung der Gewässer, alle damit direkt oder indirekt zusammenhängenden Neben- und Hauptgewerbe erzeugen einen je nach Landstrich eng begrenzten bis unendlich reichen *Warenkorb* für den Eigenverbrauch und für den Markt. Je nach Raum und Zeit bringen sehr unterschiedliche Wirtschaftsformen dieselben Erzeugnisse hervor. In vielen Ländern des südostasiatischen Raums gehört Reisanbau zu den arbeitsintensivsten, in den Vereinigten Staaten von Amerika zu den arbeitsextensivsten Kulturen. Bei dem Warenkorb bzw. dem Betriebsziel, die Betriebsform und damit die Wirtschaftsform prägen, herrscht meist *Konkurrenz* zwischen oder *Kongruenz* bei den unterschiedlichen Erzeugnissen – solange der Betriebsleiter frei entscheiden kann/konnte. Während des frühen 19. Jhs. wählte er in den deutschen Mittelgebirgen noch zwischen Hirse, Roggen, Hafer oder Buchweizen als hauptsächlichsten Nahrungspflanzen und Flachs als *cash-crop*. Durch Veredelung, d.h. durch den Einsatz weiterer Arbeitskraft verwandelte er Flachs in Leinen. Am Vogelsberg und in der Rhön nutzten die Bauern so die langen Winter und die Arbeitskraft von Frauen, während sie selbst im Wald arbeiteten.

Zahlreiche Formen der Landnutzung kennen das Eingebundensein in ein landwirtschaftliches Jahr, Sommer und Winter, Trocken- und Regenzeit, Wetter und Witterung, Pflanzzeit und Ernte, Lamm- und Schafschur bedingten Zeiten geringerer Arbeit oder Arbeitsspitzen. Die unterschiedlichen Produktionsziele bzw. die unterschiedlichen Betriebsformen weisen unterschiedliche Arbeitsbelastung auf. Innovationen, der Übergang vom langsameren Ochsen zum schnelleren Pferd beim Pflügen, von der Sichel zur Sense setzten in Deutschland Arbeitskraft frei. Nicht allein Kapital und *know-how*, sondern vor allem die unterschiedliche Verfügbarkeit von Arbeitskräften und ihr Entgelt differenzierte die koloniale Agrarlandschaft Mexikos. Mit Ausnahme der Pulquegewinnung blieben alle arbeitsintensiven Betriebsformen der indianischen Landwirtschaft vorbehalten, nicht dem Großgrundbesitz, der Hacienda.<sup>10</sup>

Besonders interessant ist der Einsatz von Arbeitskraft bei der kombinierten Land- und Forstwirtschaft – unter dem Namen *agroforestry* gegenwärtig als

Allheilmittel für weite Bereiche der Tropen und Subtropen gesehen. Als antiquiert verschwand sie spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg aus unseren Mittelgebirgen. Sir Dietrich Brandis (1824-1907) führte dieses System während der zweiten Hälfte des 19. Jhs. im britischen Burma zur Regenerierung der Teakholzbestände für Eisenbahnschwellen ein. Heute ist die Gewinnung der sogenannten *non-wood forest products* bei einer kombinierten Land- und Forstwirtschaft oft oberstes Betriebsziel. Ihr hoher, erhoffter Erlös auf dem Weltmarkt soll Arbeitskraft auf dem Land binden, Brandrodung mit Wanderfeldbau verhindern und vor allem eine Alternative zum Drogenanbau bieten. Wiederum liefert die Peripherie begehrte Güter – von Rattanmöbeln bis zur *barbasco*-Wurzel (*Dioscorea composita*) zur Herstellung von Geburtenverhütungsmitteln auf natürlicher Grundlage. Im südasiatischen Raum werden Frauen schon heute durch die *wood-gardens* als Arbeitskraft mit absorbiert.<sup>11</sup>

## 5. Ausblick

Die Quellenlage zum Thema Arbeitskraft und noch mehr zu ihrer geschlechtsspezifischen Differenzierung ist für Vergangenheit und Gegenwart problematisch. In vielen Gegenden wird man sich von der Gegenwart in die Vergangenheit vortasten müssen. Trotz dieser Schwierigkeiten dürften Thünens Überlegungen zur Arbeitskraft in ihrer Raumbezogenheit eine Hilfe zur Analyse früherer und gegenwärtiger Betriebs- und Wirtschaftsformen, aber auch für künftige Planung sein. Dabei sind nochmals die Thünenschen Prämissen zu nennen: seine Forderung nach der *Erhaltung der Umwelt* und nach einem *gerechten Lohn*.

- 1 Zit. bei H. Binder Johnson, A note on Thünen's circles, in: *Annals of the Association of American Geographers* 52, 1962, S. 213f.
- 2 Thünens Hauptwerk „Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie“ und seine übrigen Schriften sind im Original schwer zu lesen. Teil I des „Isolierten Staates“ erschien 1826 in Hamburg, eine 2. verbesserte und erweiterte Auflage folgte 1842 in Rostock. Hier veröffentlichte von Thünen auch 1850 Teil II. Spätere Herausgeber ergänzten das Werk 1863 durch Teil III und gaben wiederholt das gesamte Werk heraus. – Im folgenden wird nach der 2. Auflage, Jena 1921, zitiert. Die nicht Deutsch lesenden Angelsachsen lernten von Thünen durch einen knappen Aufsatz von Hildegard Binder Johnson 1962 kennen. Ihm folgte 1966 eine von Peter Hall betreute Übersetzung ins Englische (Oxford). Vertreter der Geographie bemühen sich seit den dreißiger Jahren des 20. Jhs., die Entstehung und die Veränderung von unterschiedlichen Formen der Landnutzung mit Hilfe der Überlegungen Johann Heinrich von Thünens zu erklären. Trotz aller Wechsel innerhalb der Geographie, trotz aller Kritik an von Thünen gehört die Kenntnis seiner Gedanken und Analysen noch immer zur



## Produktionsfaktor Arbeit bei J. H. von Thünen

Grundausbildung vieler Geographen. Eine ausgezeichnete, knappe Zusammenfassung der Überlegungen Thünens gab Gisbert Glaser (Der Sonderkulturanbau zu beiden Seiten des nördlichen Oberrheins zwischen Karlsruhe und Worms. Eine agrargeographische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung des Standortproblems, in: Heidelberg Geographische Arbeiten 18, Heidelberg 1967, S. 105ff.), während Ursula Ewald (The von Thünen principles and agricultural zonation in colonial Mexico, in: Journal of Historical Geography 3, 1977, S. 123-133) und Hans-Jürgen Nitz (The European world system: A von Thünen interpretation of its eastern continental sector, in: ders. (Hrsg.), The early modern world-system in geographical perspective, Erdkundliches Wissen 110, Stuttgart 1993) mit Hilfe von Thünens historische Wirtschaftlandschaften interpretierten, um nur zwei Arbeiten zu nennen.

Michael Chisholm (v.a.: The Relevance of von Thünen Annals Commentary, in: Annals of the Association of American Geographers 59, 1969, S. 401) bemühte sich klarzustellen, daß von Thünen keine Standorttheorie, sondern eine Methode zur Analyse von agrarischen und forstwirtschaftlich genutzten Kulturlandschaften erarbeitet habe. Im *klassischen* Thünenschen System legen sich um den Isolierten Staat bzw. den Absatzmarkt in konzentrischen Ringen: 1. freie Wirtschaft, 2. Forstwirtschaft, 3. Fruchtwechselwirtschaft, 4. Koppelwirtschaft, 5. Dreifelderwirtschaft, 6. Viehzucht, um an der Peripherie mit der kultivierbaren Wildnis zu enden. Schon jenseits des zweiten Ringes, d.h. im dritten Ring (Fruchtwechselwirtschaft), beginnt hier peripheriewärts die Veredelung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Wie gründlich Thünen mitverstanden werden kann, wenn man ihn ohne genaue Kenntnis und ohne tieferes Verständnis für Zeit und Raum *benutzt*, zeigt Klaus Kempers Leitartikel im Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (22. Januar 1994, S. 11) zur „Grünen Wölle“ in Berlin. Unter dem Titel „Die falschen Agrarprodukte“ wünscht er, daß die deutschen Bauern sich aufgrund ihrer *Marktnähe* auf Intensivkulturen spezialisieren sollten: „Statt getreu der schon im vorigen Jahrhundert von Johann Heinrich von Thünen entwickelten landwirtschaftlichen Betriebslehre die Intensität der Produktion mit wachsender Nähe zum Markt zu erhöhen, bewegt sich die Masse der deutschen Bauern genau in die entgegengesetzte Richtung. Sie produzieren direkt vor der Haustür des Verbrauchers Weizen, Gerste, Raps und Zuckerrüben, also Massenprodukte, die unbeschadet auch weite Transportwege vertragen. Ausgerechnet die Erzeugung von Produkten, die (wie frisches Gemüse, Obst oder Schnittblumen) nicht nur wesentlich transportempfindlicher sind, sondern auch um ein Mehrfaches höhere Verkaufserlöse je Flächeneinheit abwerfen, überlassen sie den Bauern in den marktfernen Regionen der Welt.“ – Fragen der Arbeitskraft und ökologische Gesichtspunkte, die sofort zu Leserbriefen herausforderten, kümmern ihn nicht. Im folgenden seien deshalb anstelle weiterer Sekundärliteratur vor allem einige Zitate aus Thünens Werk selbst gebracht.

3 Ausgabe 1921, S. 263.

4 Von Thünen befürwortete staatliche Schulen und eine bessere Ausbildung der Arbeiter (bes. Ed. 1921, S. 435ff.). „Ist dies vollbracht“, so von Thünen, „ist der Lohn erhöht und haben die Arbeiter die Schulbildung erlangt, die der Gewerheunternehmer besitzen muß; so ist die Schranke gefallen, die bisher zwischen beiden Ständen stattfand. In einem solchen Zustand der Gesellschaft werden nur wenige, sehr reiche Leute ohne Arbeit leben können; die Handarbeit wird sehr hoch bezahlt werden, und zwischen der Belohnung des Handarbeiters, des Industrieunternehmers und des Staatsdieners wird ein weit geringerer Unterschied als jetzt stattfinden“ (ebenda, S. 442-443).

5 Bemerkungen hierzu finden sich an verschiedenen Stellen in Thünens Werk, von denen nur zwei zitiert seien: „Wird nun die Einwirkung des Klimas auf den Landbau zum Gegenstand der Betrachtung gemacht, so drängen sich eine Menge Fragen zur Prüfung und Beantwortung auf, wovon wir hier als Beispiel nur einige auführen wollen,

a) Wie ändern sich mit dem Klima die notwendigen Subsistenzmittel des Arbeiters, der Arbeitslohn, die Arbeitsfähigkeit der Menschen und die Kosten der Arbeit?“ (ebenda, S. 424-

425).

Im Zusammenhang mit der Buchführung zu seinem Betrieb schränkte er selbst ein, „daß diese Berechnungen schon auf dem benachbarten Gute nicht mehr völlig zutreffen, viel weniger also noch auf sehr entfernten Gütern, unter einem anderen Himmelsstrich, mit Arbeitern von einem anderen Nationalcharakter“ (ebenda, S. 44-45).

- 6 E. Boserup, *Woman's role in economic development* (1. Aufl. 1970), London 1989.
- 7 Bei seinen Gedanken über „Bildung des Kapitals durch Arbeit“ bezieht von Thünen bewußt die Tropen mit ihrer *leichteren*, nicht so arbeitsintensiven *Lebensweise* als in der nördlichen Hemisphäre mit ein (ebenda, S. 484-494).
- 8 W. P. Mitchell, *Peasants on the edge, Crop, cult and crisis in the Andes, Texas 1991*, Appendix 6.
- 9 Hinweise zu diesem Themenbereich lassen sich durchaus finden – auch schon bevor feministische Forschung einsetzte. Aber geschlechtsspezifisch ausgerichtete Analysen zu diesem Thema sind noch selten. E. Boserup, *Woman's role* (Anm. 6), gab wichtige Impulse; U. Ewald, *The von Thünen principles* (Anm. 2), wies besonders auf das Problem der Arbeitskraft im Zusammenhang mit von Thünen hin. Geschlechtsneutrale sprachliche Begriffe, z.B. *Arbeitskraft* im Deutschen oder *labour* im Englischen, aber selbst z.B. manche Photos erlauben geschlechtsspezifische Aussagen, wenn überhaupt, häufig nur durch die Kenntnis der Zusammenhänge. W. P. Mitchell, *Peasants on the edge* (Anm. 8), differenziert in seiner wirtschaftlichen Analyse einer Siedlung der Anden hervorragend nach Geschlecht, d.h. er quantifiziert die Arbeitsleistung von Männern und Frauen, vernachlässigt aber die Kinder, die durchaus auch mitarbeiten.
- 10 U. Ewald, *The von Thünen principles and agricultural Zonation in colonial Mexico*, in: *Journal of Historical Geography* 3, 1977, S. 123-133.
- 11 Wird Forstwirtschaft nur dem 2. Thünenschen Ring zugeordnet, interpretiert man von Thünen zu starr. Im Bereich der Waldwirtschaft, d.h. einer rein exploitativen Nutzung, und der Forstwirtschaft, d.h. einer Nutzung nach dem Prinzip der Nachhaltigkeit (*sustained yield*), lassen sich durchaus wieder unterschiedliche Formen der Ausbeutung erkennen. Über eine *Veredelung* des nicht zu transportierenden Stammholzes zu den sog. *naval stores*, Harz, Pech und Teer oder der Pottasche erschlossen sich waldarme Gebiete so seit dem Mittelalter die Holzressourcen der Peripherie, sei es das Zarenreich oder die britischen Kolonien in Nordamerika. Der *Standort* für eine unterschiedliche waldwirtschaftliche und evtl. forstwirtschaftlichen Nutzung kristallisierte sich genauso differenziert heraus wie im Bereich der Landwirtschaft. Für die Geschichtsforschung ist die Quellenlage in Übersee noch dürftiger als bei der Landwirtschaft. Eine historische Ethnobotanik entwickelt sich nur langsam. Wo historische Quellen vorhanden sind, wie im Fall der Farbhölzer (*Haematoxylum campechianum* oder *Chlorophora tinctoria*) oder des Chinarindenbaums (*Cinchona officinalis*), unterstreichen sie, daß häufig nur ein einzelnes oder nur wenige Erzeugnisse die *Fruchttragfähigkeit* aufwiesen, nach Europa verschifft zu werden, obwohl die heimische Bevölkerung die dortigen Waldbestände sehr viel intensiver nutzte. – F. Densmore (*Uses of plants by the Chippewa Indians*, in: 44th Annual Report of the Bureau of American Ethnology, Washington D.C. 1928, Reprint: New York 1988) zeigt am Beispiel der Chippewa Indianer, die damals schon in Reservaten lebten, welche reiche Nutzung die Wälder des nördlichen Minnesota und des südlichen Ontario boten. – Parallelen zwischen Europa und Übersee sind im Bereich der kombinierten Land- und Waldwirtschaft oft erstaunlich. Vgl. bes. D. Schmidt-Vogt, *High altitude forests in the Jugal Himal (Eastern Central Nepal). Forest types and human impact*, in: *Geocological Research* 6, Stuttgart 1990.

## La Fiesta Filipina, oder: Die Aneignung westlicher Kultur durch ein asiatisches Volk Bericht über ein Forschungsprojekt<sup>1</sup>

### 1. Die Fragestellung

Wer mit *Philippine Airlines* nach Manila fliegt, kann in einem „Inflight Duty Free Shop“ einkaufen, der den Beinamen „Fiesta Boutique“ trägt. In verschiedenen Städten des Landes bietet die Gesellschaft ihren Gästen „Fiesta Stopovers“ an. Auch dem Besucher, der sich nicht besonders für philippinische Festkultur interessiert, wird in Manila auffallen, daß es in fast allen Stadtteilen Restaurants mit dem Namen „Barrio Fiesta“ gibt. Sie gehören zu einer einheimischen Kette, die sich auf Gerichte der philippinischen Küche spezialisiert hat. „Fiesta Tours & Travels“ offerieren ihre Dienste, andere Reisebüros haben *Fiesta Shows* oder *Fiesta Dinners* im Programm, die dem eiligen Touristen landestypische Volkstänze präsentieren oder kulinarische Köstlichkeiten servieren wollen. Wer gerne selber philippinisch kochen möchte, für den stellt die Firma „Fiesta Brands“ die nötigen Zutaten her. Ein großes Kaufhaus vertreibt seine traditionell-philippinische Herren- und Damenkleidung unter dem Markennamen „Fiesta Filipina“. Zu den Werbestrategien des Tourismusministeriums gehört es, die Philippinen als „Fiesta Islands“ zu verkaufen, und die Post brachte dazu eine entsprechende Briefmarkenserie mit Motiven bekannter Feste heraus. Beide Behörden verstehen „Fiesta“ dabei ganz offensichtlich nicht als Inbegriff spanischer, sondern als Herzstück einheimischer Kultur.

Sollte das tatsächlich der Fall sein, dann haben wir es hier mit dem vorläufigen Ende eines Akkulturationsprozesses zu tun, der mit der Hispanisierung und Katholisierung des Archipels in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. begann. Die Erfahrungen, die die Spanier in Lateinamerika gesammelt hatten, sowie die andersartige ökonomische Interessenlage erlaubten es ihnen, bei der Aneignung der Philippinen stärker auf „*pacificación*“ als auf „*conquista*“ zu setzen.<sup>2</sup> Den Rahmen für die Kolonialherrschaft schufen aber auch auf den Philippinen die Soldaten. Ihn zu füllen, abzustützen und zu stabilisieren wurde Aufgabe der katholischen Kirche, ganz besonders der verschiedenen Orden. Sie gewannen nicht nur Seelen für den christlichen Glauben, sondern auch

fügsame Untertanen für die spanische Krone, banden die Filipinos sowohl in das Glaubensgebäude des Katholizismus wie in das weltliche Herrschaftssystem ein. Um diese Ziele verwirklichen zu können, standen die Ordensleute wie in Lateinamerika vor der Aufgabe, eine verstreut siedelnde indigene Bevölkerung zum Umzug in geschlossene Ortschaften, sogenannte Reduktionen, zu bewegen. Nach der These des amerikanischen Historikers John Leddy Phelan konnten die Missionare die Filipinos in der Regel nicht zwingen, in die neuen Dörfer zu kommen, sie mußten sie vielmehr dazu verführen, und das wichtigste Lockmittel war „the colorful ritual of the church“. Dazu gehörten nach Phelans Auffassung vor allem „ceremonial occasions as Holy Week, the feast of Corpus Christi or the patronal fiesta of the locality“.

Ist die Ansicht Phelans korrekt, daß das Patrozinium ein wichtiges Instrument beim Aufbau der spanischen Kolonialherrschaft war, und ist auch die Beobachtung richtig, daß ebendiese Fiesta heute ein Kernelement philippinischer Identität bildet, dann stellt sich die Frage, wie dieser erstaunliche Wandlungsprozeß ablief, wer ihn steuerte, welche Interessenlagen seinen Verlauf und seine Richtung bestimmten. Ihn zu verfolgen und die beiden Ausgangshypothesen auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen war das Ziel meines Forschungsprojekts. Außerdem ging es selbstverständlich auch um die empirisch-deskriptive Frage, wie die Fiesta Filipina aussah, welche Elemente für sie konstitutiv waren, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelte und veränderte.

## 2. Der Inhalt der Arbeit

Meine Untersuchung baut auf sechs Einzelstudien auf, die alle zentrale Informationen zu besonderen Charakteristika der Fiesta Filipina beisteuern. Dadurch entsteht ein differenziertes Gesamtbild des Landes, dessen vielfach gebrochene kulturelle Realität in ihrer historischen Genese sichtbar wird. Beleuchtet werden die stark hispanisierten Tieflandfilipinos ebenso wie die erst spät und dann nur oberflächlich von der iberischen Kolonialmacht geprägten Bergstämme, die chinesischen Einwanderer und die muslimischen Ethnien sowie die verschiedenen Reaktionen dieser Gruppen auf die spanische Herrschaft und ihre Machttechniken. Dies zeigt die Philippinen nicht als homogenen Block, sondern als ein von zahlreichen ethnischen und soziokulturellen Verschiedenheiten geprägtes, von den Spaniern künstlich zusammengebandenes Konstrukt, das ein eigenes Selbstverständnis erst finden mußte.

## Fiesta Filipina

In der ersten Einzelstudie werden bereits die zentralen Themen der Arbeit angesprochen. Die quellenmäßig gut dokumentierte Geschichte der „reina de las fiestas“ der Philippinen, wie sie ein spanischer Journalist Ende des 19. Jhs. nannte, nämlich die Wallfahrt zur Madonna „de la Paz y Buen Viaje“ in den Bergen von Antipolo unweit von Manila, erlaubt es, einen weiten historischen Bogen zu spannen, der von den ersten Missionsbemühungen und ihren Methoden, der im Wortsinne „attraktiven“ Rolle der Fiesta bei der Evangelisation bis zum Stellenwert der Wallfahrt in der Gegenwart reicht.<sup>4</sup> Dabei wird erkennbar, wie spanische Interessen diesen Marienkult begründeten, wie er bei der einheimischen Bevölkerung Fuß faßte und schließlich zu einem herausragenden Ereignis philippinischer Volksfrömmigkeit wurde. Zunächst beschützte die Heilige den Lebensnerv der spanischen Kolonialmacht, den Galeonenhandel, vor Unwettern und Piraten, dann warben die Jesuiten für die Madonna und bemühten sich, eine Form der Marienverehrung zu etablieren, die alle Volksgruppen der Kolonie im Rahmen und zu den Bedingungen des Kolonialstaates verband. Am Ende des Prozesses hatte sich die Madonna zu einer Schutzpatronin der einheimischen Bevölkerung mit nahezu landesweiter Popularität gewandelt. Antipolo entwickelte sich zum christlichen Mekka der Philippinen und wurde gleichzeitig eines der beliebtesten Ausflugs- und Vergnügungsziele, dessen alljährlicher Besuch im späten 19. und frühen 20. Jh. ein Muß mindestens für die Bewohner der Hauptstadt und der umliegenden Provinzen war. Geistliche und weltliche Elemente, Religiosität und Amüsement vermengten sich. Spanier, christliche Tieflandfilipinos, heidnische Bergbewohner und Chinesen steuerten Elemente aus ihrer Tradition zur Fiesta von Antipolo bei.

In der zweiten Studie geht es um chinesische Religiosität im katholischen Umfeld der Philippinen. In einem eingeschränkteren gesellschaftlichen Rahmen und mit anderen ethnischen Akteuren wird das Thema der ersten Studie noch einmal aufgenommen, nämlich das Bemühen, innerhalb des religiös-kulturellen Korsetts des Kolonialstaates Raum für Bewahrung oder Neuformulierung eigener Identität zu finden. Bei dem Balanceakt, dem Druck des Kolonialstaates soweit wie erforderlich oder nützlich nachzugeben und gleichzeitig so viel wie möglich von den Traditionen der Heimat zu bewahren, entwickelte die chinesische Bevölkerung Synkretismen, die Praktiken ihrer Heimat mit christlichen Zeremonien verbanden.<sup>5</sup> Christliche Heilige wurden nach chinesischem Ritus verehrt, chinesische Göttinnen nahmen die Gestalt von Madonnen an. Räucherstäbchen brannten vor ihren Bildnissen, dicke rote Kerzen mit goldenen Drachen wurden entzündet. Man feierte katholische Festtage mit Feuerwerk, lärmenden Tänzen und chinesischen Opern, in denen

christliche Heilige eine Hauptrolle spielten. Aber auch feierliche Prozessionen nach spanischem Vorbild fanden statt, in denen die Heiligenfiguren in pagodenähnlichen Tempelchen mitgeführt wurden.

Zu ähnlichen Prozessen kultureller Anpassung und Vermischung kam es weder bei islamischen Moros noch bei heidnischen Bergvölkern. Das zeigt die dritte Studie, deren Schwerpunkt zeitlich im 19. Jh. liegt. Die „Fiestas in der Diaspora“ des heidnischen und islamischen Südens – in der Stadt Zamboanga und auf der Insel Basilan – machen deutlich, daß der Erfolg der Fiesta als Instrument der Missionstechnik in diesen Landesteilen begrenzt blieb.<sup>6</sup> Zwar konnten bei den animistischen Bergstämmen Teilerfolge erzielt werden, doch weder sie noch die Moros ließen sich von Glanz und Glitter in gleicher Weise anlocken wie die Tieflandfilipinos. Im ersten Fall fehlte ein unterstützendes Umfeld, im zweiten existierten hemmende Rahmenbedingungen, die die potentiell integrierende Kraft der Fiestas relativierten. Entscheidend dürfte auch gewesen sein, daß der Staat gegen Ende des 19. Jhs. aus Sorge vor imperialistischen Begehrlichkeiten anderer Mächte nicht so sehr an christlichen Untertanen interessiert war als vielmehr daran, die nichtchristlichen Ethnien überhaupt in die Kolonie einzubinden. Immer wieder beklagten die Ordensleute mangelnde Unterstützung seitens der weltlichen Macht, und diese Tatsache gibt auch Anlaß zu der Überlegung, ob die These vom Übergewicht der *Pacificación* bei der spanischen Aneignung der Philippinen des 16. und 17. Jhs. nicht doch etwas modifiziert werden muß. Daß dagegen Spanier und Tieflandfilipinos aus dem Norden, die die Außenposten im Süden besiedelten, in einer weitgehend feindlichen Umgebung enger zusammenrückten, spiegeln auch ihre gemeinsamen Feste wider. Nicht zufällig ist Zamboanga bis heute die „spanischste“ Stadt der Philippinen.

Neben dem Patronatsfest gab es zahlreiche weitere Feierlichkeiten, mit denen religiöser oder weltlicher Anlässe gedacht wurde. So bemühten sich alle Orden, ihre Märtyrer, Heiligen oder Gründungsväter ins rechte öffentliche Licht zu rücken.<sup>7</sup> Dabei wurden – wie die vierte Studie ausführt – nicht nur religiöse Attraktionen geboten, sondern auch die neuesten Errungenschaften der Festarchitektur und der Pyrotechnik, Tänze, Theateraufführungen, Musikdarbietungen und Paraden, die ihrerseits stilbildend auf andere Feierlichkeiten wirkten.

Mit ihren zahlreichen weltlich-unterhaltsamen Elementen waren diese religiösen Feierlichkeiten Grundmuster der Feste, die zu spanischen Zeiten „Fiestas Reales“ genannt wurden und die unter amerikanischer Herrschaft als Unabhängigkeitstag oder als Gedenktag für amerikanische wie philippinische Nationalhelden weiterlebten.<sup>8</sup> Mit ihnen feierten die Kolonialmächte ihre

## Fiesta Filipina

Leistungen und ehrten ihre führenden Repräsentanten oder verstorbene Symbolfiguren. Alle Bevölkerungsgruppen nahmen an diesen Festen aktiv und passiv teil. Man integrierte sie bewusst, um ihnen Loyalität abzuverlangen, sie in den Kolonialstaat einzubinden und ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den nationalen Symbolen des Mutterlandes herzustellen. Verschiedene Nationalfeiertage der heutigen Republik stehen in Durchführung wie in Zielsetzung in der Tradition dieser „Fiestas Reales“.<sup>9</sup>

Um einen modernen Aspekt der philippinischen Fiesta dreht sich die letzte Einzelstudie: um die Wiederbelebung oder Neuformulierung von Tradition als Werbestrategie und Touristenattraktion. Etwa das Morionesfest von Boac, Marinduque, ein spektakuläres Maskenfest, das ursprünglich integrativer Bestandteil einer dramatisierten, szenischen Darstellung der gesamten Ereignisse der Karwoche war, wird zunehmend aus diesem Zusammenhang gelöst und als Theateraufführung separat präsentiert, um einerseits – tatsächlich oder vermeintlich – traditionelle Elemente der Festkultur zu bewahren und zu pflegen und andererseits Touristen nach Marinduque zu locken.<sup>10</sup> Auch um das Image eines bestimmten Ortes bei potentiellen Investoren oder Besuchern zu verbessern, wird manche Fiesta gezielt entwickelt und gefördert. Das Tourismusministerium regt bei einigen Festen die Wiederaufnahme traditioneller Spiele oder Dekorationsformen an, um ihre Attraktivität für auswärtige Besucher zu erhöhen.<sup>11</sup> Bis heute hat die Fiesta auf den Philippinen offenbar nichts von ihrer Fähigkeit eingebüßt, Menschen anzulocken und ihnen Botschaften nahezubringen, die nun aber nicht mehr religiöser, sondern überwiegend weltlich-materieller Natur sind.

Zu keinem der Feste, die in diesen Regionalstudien betrachtet wurden, liegen bislang detaillierte wissenschaftliche Untersuchungen vor. Das gleiche gilt für die allgemeine, sozusagen idealtypische Darstellung einer „Fiesta Filipina“, die im zweiten Hauptteil der Arbeit geleistet wird. Erstmals werden dort Prozessionen und Feuerwerke, Musik, Tänze und Gesänge, Festessen, Dekorationen, Illuminationen, Festarchitektur, Theateraufführungen, Jahrmärkte, Hahnenkämpfe und Glücksspiele zusammenfassend und in ihrer historischen Entwicklung geschildert.<sup>12</sup> Keimzelle und Herzstück der Fiestas waren religiöse Zeremonien. Novenen und Predigten boten den Priestern Gelegenheit, ihre Gemeinde zu belehren, zu ermahnen und gelegentlich auch zu indoktrinieren. Zu keiner anderen Zeit des Jahres konnten die Geistlichen mehr Kinder taufen, Beichten abnehmen oder Kommunionen spenden. Während der Karwoche verbreiteten sich schon früh Selbstkasteiungen, etwa Geißelungen. Von den Spaniern als Bußübungen eingeführt und propagiert,

sahen die Einheimischen darin – in Fortführung eigener Traditionen – eher eine Form der geistigen Reinigung, oder sie erfüllten mit diesem Akt ein Gelübde, das sie vor Gott oder einem Heiligen als Gegenleistung für einen Gnadenerweis abgelegt hatten.

Die aufwendigen Prozessionen, deren Feierlichkeit und Prachtentfaltung ausländische Besucher immer wieder erstaunte, hatten neben ihrer religiösen eine didaktische Funktion. Visuelle Darstellungen verschiedenster Art führten Teilnehmern und Zuschauern Heiligenviten oder biblische Erzählungen greifbar vor Augen. Es gehörte ganz allgemein zur Missionsstrategie der Ordensleute, die Botschaft des Evangeliums möglichst anschaulich und vielfach auch unterhaltsam zu vermitteln. Sie gründeten Musikgruppen, deren Repertoire bald geistliche wie weltliche Melodien umfaßte, ließen religiöse Theaterstücke aufführen, die oft eigens für eine bestimmte Festlichkeit verfaßt wurden, und integrierten selbst weltliche Tänze in religiöse Feierlichkeiten. Losgelöst von ihren religiös-erzieherischen Wurzeln entwickelten sich aber alle diese Elemente zu festen Bestandteilen weltlicher Fiestaprogramme. Theateraufführungen wurden zu unterhaltsamen Höhepunkten vieler Feste. Tanzdarbietungen aller Art lockerten auch politische Feierlichkeiten auf. Keine weltliche Fiesta war vollständig ohne rauschende Bälle. Doch haben sich bis heute auch zeremonielle Tänze – selbst innerhalb der Kirchen – als eine Art der Verehrung oder des Gebets erhalten. Bei den meisten politisch-weltlichen Feierlichkeiten fand eine säkularisierte Prozession in Form eines Umzugs statt. Festwagen mit mythischen, allegorischen oder politischen Szenen ersetzten religiöse Bildnisse.

Für sämtliche Fiestas wurden Straßen, Privathäuser, öffentliche Gebäude und Kirchen aufwendig geschmückt. Bögen und Tempelchen aus Bambus und Palmzweigen zierten Straßen und Vorhöfe der Kirchen. Manchmal bildete man berühmte Bauwerke nach, den Eiffelturm etwa, die Giralda von Sevilla oder die New Yorker Freiheitsstatue. An allen diesen Bauten war Platz für erläuternde Gemälde oder lobpreisende Gedichte.<sup>13</sup> Nach Einbruch der Dunkelheit beleuchteten bunte Öllampen und Papierlaternen die Festarchitektur sowie die Fassaden von öffentlichen Gebäuden und Kirchen. Einer der Höhepunkte der Fiesta war das Feuerwerk. Besonders in die Konstruktion türmchen- und zinnenbesetzter „castillos de fuego“, die über und über mit Feuerwerkskörpern gespickt waren, investierten einheimische Pyrotechniker ihre ganze Kreativität. Bei religiösen Festlichkeiten ließ man Figürchen explodieren, die Häresie, Unglauben oder Laster verkörperten, bei weltlichen Feierlichkeiten schrieben Feuerwerkskörper patriotische Parolen in die Dunkelheit.



## Fiesta Filipina

Zu vielen Fiestas gehörte ein Jahrmarkt mit bescheidenen Ausstellungen, Verkaufsbuden, Zauberern und Akrobaten, Glücks- und Geschicklichkeitsspielen usw. Die Amerikaner machten die Ausstellungen zu regelrechten Landwirtschafts- und Handwerksmessen, die Geschicklichkeitsspiele zu Sportwettkämpfen, die dem Reiz von Glücksspielen eine attraktive Alternative entgegensetzen sollten. Doch trotz dieser Bemühungen blieben Glücksspiele bis heute auf Fiestas populär, und Hahnenkämpfe, bei denen Vermögen verwettet werden können, sind dort so unverzichtbar wie die Messe in der Kirche.

Zentraler Bestandteil jeder Fiesta waren üppige Festmähler. Vor allem die Oberschicht bewirtete ihre Gäste verschwenderisch mit Delikatessen aller Art. Die Gerichte, die zu diesen Anlässen aufgetischt wurden und in denen sich einheimisch-malaiische, spanische, chinesische und schließlich US-amerikanische Ingredienzen verbanden, bildeten in sich einen Mikrokosmos philippinischer Kultur.<sup>14</sup> Zwischen den Gängen tanzte man, amüsierte sich mit Gesellschaftsspielen, wollte sehen und gesehen werden. Nicht umsonst kleidete sich jeder, der es sich leisten konnte, zur Fiesta nach der neuesten Mode. Bei der übrigen Bevölkerung ging es einfacher, aber nicht weniger feuchtfröhlich zu. Manchmal feierten beide Bevölkerungsschichten im gleichen Haus, jedoch nicht zusammen. Die Elite blieb im Obergeschoß unter sich, während die unteren Räumlichkeiten dem „Volk“ vorbehalten waren.

### 3. Ergebnisse

Was den wissenschaftlichen Ertrag des Projekts betrifft, so läßt sich festhalten, daß es neben den lokalgeschichtlichen Erkenntnissen und der Entfaltung eines historischen Gesamtbildes der Fiesta Filipina gelang, an einem signifikanten Beispiel aus der Lebenswelt der breiten Bevölkerung den durch Kolonialherrschaft induzierten kulturellen Wandel sichtbar zu machen. Dabei wurde deutlich, daß die Einheimischen in der Lage waren, äußere Einflüsse aufzunehmen, umzuformen und weiterzuentwickeln. Obwohl das Christentum und damit auch die Fiestas den Filipinos zunächst von außen aufgezwungen und einheimische Traditionen dadurch abrupt gekappt wurden, fanden und nutzten sie Handlungsspielräume und entwickelten Überlebensstrategien, die die Deformierungsprozesse und Traditionsbrüche abmilderten.

Daß die Fiesta heute in der kollektiven Mentalität mindestens der katholischen Filipinos eine zentrale Rolle spielt, machte das Projekt ebenso deutlich wie es Phelans These von der verlockenden Kraft der Fiesta bestätigte. Deren

Gültigkeit allerdings muß auf die Kulturen der Tieflandfilipinos beschränkt werden. Dort ist unüberschbar, daß die Fiesta dazu beitrug, die Filipinos an die christliche Religion und den spanischen Kolonialstaat zu binden. Ihr Prunk und ihr Farbenpracht, die feierliche Musik und die beeindruckenden Lichtprozessionen mit funkelnden gold- und juwelengeschmückten Heiligenbildnissen lockten die Einheimischen allmählich in die neuen Siedlungen, die die Missionare gegründet hatten. Neue attraktive Zeremonien untergruben die Reize der traditionellen Riten. Predigten und Theaterstücke verdamnten die alte Religion und deren PriesterInnen und stellten ihnen die neuen Werte und deren vorbildhafte Vertreter gegenüber. Die Moro-Moro-Spiele kündeten immer wieder von der Überlegenheit des Christentums über den Islam, der sich im Süden der Philippinen ausgebreitet hatte. Neue Glaubens- und Moralvorstellungen verbreiteten sich, neue Lebensformen und Siedlungsstrukturen entstanden.

Die Ordensleute, die aus Spanien, aber auch aus Mexiko stammten, gestalteten die Fiesta auf den Philippinen zunächst so, wie sie es aus ihrer Heimat gewohnt waren und wie es sich in der Missionsarbeit ihrer Orden im Zuge von Reconquista und Conquista bewährt hatte. Sie waren aber auch bereit, an vorkoloniale philippinische Traditionen anzuknüpfen, und bemühten sich, an zentralen Einschnitten im menschlichen Leben, im Kreislauf der Natur und im Rhythmus von Regen- und Trockenzeiten keine festiven Lücken aufkommen zu lassen. Doch waren es nicht die Missionare allein, die diesen Prozeß steuerten. Die Filipinos brachten vorspanische Gebräuche in katholische Fiestas ein. Pflanz- und Erntedankzeremonien, Fruchtbarkeitsriten, Bitten für Gesundheit, Glück oder Regen ebenso wie die Beschwörung der Zusammengehörigkeit von Familie und Klan lebten in den kolonialen Fiestas weiter. So wie Essen und Trinken feste Bestandteile vorspanischer Rituale waren, wurden später nur während der Fiestas Fleischspeisen aufgetischt und alkoholische Getränke in großen Mengen konsumiert. Traditionelle Lieder und Tänze gingen ins Fiestaprogramm ein. In festlichen Dekorationen und Illuminationen, aber auch im Feuerwerk mischten sich einheimische mit fremden Strängen. Theateraufführungen verbanden westliche Inhalte mit den epischen Traditionen Südostasiens.<sup>15</sup> Eine Reihe von Kirchen wurde an Orten errichtet, denen man in präspanischer Zeit magische Kräfte zugesprochen hatte. Bei etlichen philippinischen Marienlegenden fällt auf, daß Madonnen auf wundersame Weise in Bäumen erschienen oder ihre Bildnisse dort gefunden wurden. Traditionell galten Bäume als bevorzugte Wohnsitze von Geistern. Der ausgeprägte Marienkult wird manchmal als Erinnerung an vorkoloniale Schöpfergöttinnen verstanden, doch muß dagegen wohl ein-

gewendet werden, daß auch im frühneuzeitlichen Spanien der Marienkult populär und weit verbreitet war.<sup>16</sup>

In der sich neu entwickelnden gesellschaftlichen Realität der Philippinen stärkte die gemeinschaftlich vorbereitete und begangene Fiesta das Zusammengehörigkeitsgefühl und schuf neue Identifikationsmöglichkeiten. Sie wirkte – besonders auch durch die Fortführung einheimischer Traditionen – wesentlich mit, den noch leeren Rahmen des politischen Gebildes „Philippinen“, eines Kunstproduktes spanischer Kolonialherrschaft, mit sozialen und kulturellen Inhalten zu füllen, die durch ihre Mischung mit fremden Einflüssen einerseits eine neue Qualität gewannen, andererseits überkommene Strukturen und Verhältnisse fortführten.

In der einheimischen Gesellschaft rückte die Fiesta an eine Schlüsselstelle. Sie fungierte als Spiegel der Sozialstruktur, deren Gefüge sie sogar verstärkte, und sie war ein Knotenpunkt, an dem sich die Fäden des sozialen Netzes verbanden. Während einer Fiesta zeigte die einheimische Elite ihren Reichtum, der sie abhob von der übrigen Bevölkerung; Sie schmückte ihre Häuser, dekorierte verschwenderisch die Heiligenbilder, die in ihrem Besitz waren, trug elegante Kleidung, sparte nicht an Geld bei den Festgelagen und konkurrierte damit untereinander um öffentliches Ansehen. Auch manch traditionelles, nichthispanisiertes Fest stellte eine Art gezielter Prahlerei dar, die den Zweck hatte, den Sozialstatus des Gastgebers zu erhöhen, Respekt und Verpflichtungen aufzubauen, die bei anderer Gelegenheit zurückgefordert werden konnten. Mit Freigebigkeit vergrößerten die Angehörigen der Oberschicht ihr Sozialprestige und pflegten ihr Beziehungs-Netzwerk, bis heute das Herzstück der philippinischen Sozialstruktur. Doch auch wenn Patrone ihre Klientel verschwenderisch bewirteten – über die soziale Position jedes einzelnen konnten keinerlei Zweifel bestehen. Die bestehende soziale Schichtung wurde bei jeder Fiesta deutlich sichtbar. Auch für Gottesdienste, Prozessionen oder Umzüge bestanden Sitz- und Marschordnungen, die sich nach Amt und gesellschaftlichem Rang richteten.<sup>17</sup>

Doch die Fiesta trug nicht nur zur sozialen Stabilität bei. Ihre didaktischen und propagandistischen Möglichkeiten ließen sie politisch-kritisch nutzen, und dies geschah vor allem seit der Mitte des 19. Jhs. Symbolik und Bildersprache der Passion Christi, die überall auf den Philippinen während der Karwoche gesungen wurde, sank so in das Bewußtsein einer breiten Bevölkerung, daß politisch-religiöse Führer von Aufstandsbewegungen und chilias-tischen Gruppierungen in der Sprache der Bilder der Leidensgeschichte bewußt oder unbewußt ein ideales Instrument der Mobilisierung fanden.<sup>18</sup> Gedichte oder Theaterstücke konnten satirische und kolonialkritische Bot-

schaften verbreiten, und bis heute greift politisches Theater nicht selten auf Formen des religiösen Dramas zurück, die aus der Zeit der spanischen Kolonialherrschaft stammen, auf Passionsspiele etwa oder Inszenierungen des Leidensweges.<sup>19</sup> In der kurzen Zeit der Freiheit zwischen spanischer und amerikanischer Herrschaft tauchten revolutionäre Symbole im Festschmuck auf. Festwagen feierten den Sieg der amerikanischen Flotte in der Bucht von Manila oder zeigten allegorische Darstellungen des philippinischen Volkes und seiner Hoffnungen.<sup>20</sup>

Die Fiesta zeigt, daß die philippinische Gesellschaft ein kulturelles Element, das von Seiten der Spanier durchaus als Stabilisierungselement ihrer Kolonialherrschaft verstanden und eingesetzt wurde, aufnehmen, in Struktur und Funktionsweise ihrer Gesellschaft integrieren und in ihren kulturellen Kontext einpassen konnte. Es war ihr möglich, auf eine von außen aufgezwungene Kultur kreativ zu reagieren. Feste sind heterogene und komplexe soziale Phänomene, die unterschiedlichen Zwecken dienen können.<sup>21</sup> Ein zentraler Aspekt ist ihre identitätsstiftende Wirkung.<sup>22</sup> Durch aktive Vorbereitung und Umsetzung, aber auch durch passive Teilnahme werden von klein auf Verhaltensmuster eingeübt, Werte und Normen vermittelt, wird immer wieder das Bild bestätigt, das sich eine soziale Gruppe von sich selbst und ihrer Umwelt macht. Feste spiegeln soziokulturelle Realitäten wider, verdeutlichen gesellschaftliche Strukturen – und sei es in ihrer Negation – und zeigen dem einzelnen seinen Platz in dieser Lebenswirklichkeit. Doch Feste begründen nicht nur immer wieder von neuem bestehende kollektive Befindlichkeiten. Sie können – wie Mona Ozouf und Michel Vovelle an den Beispielen der Feste der Französischen Revolution zeigen<sup>23</sup> – besonders in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche genutzt werden, um eine kollektive Konditionierung zu betreiben, um neue systemstützende Mentalitäten zu erzeugen. Auch die spanischen Ordensleute auf den Philippinen versuchten, mit Hilfe der Fiesta das allgemeine Bewußtsein in ihrem Sinne zu verändern, indem sie ihre christlich-kulturellen Botschaften verführerisch-festlich verpackten. Doch sie knüpften außerdem an Elemente und Funktionen der vorspanischen Festkultur an, und gleichzeitig rezipierte die Bevölkerung das mentalitätsformende Instrumentarium der Missionare auf selektive Weise, soweit ihr der koloniale Rahmen Spielraum ließ, kleidete neue Inhalte in alte – eigene – Formen oder gab alten – hergebrachten – Inhalten neue Strukturen. Der identitätsstiftende Prozeß, der – teils erzwungen, teils aktiv mitgetragen – einsetzte und jahrhundertlang wirkte, brachte eine Mischkultur hervor, in der die Fiesta einen zentralen Platz einnahm und im Laufe der Zeit den Beigeschmack einer Form kolonialer Herrschaftsausübung verlor.

## Fiesta Filipina

Doch nicht in allen Bereichen der philippinischen Kultur wird die Verbindung westlicher mit einheimischen Elementen und das Eindringen dieser Mixtur in die Gesellschaft so problemlos akzeptiert wie im Fall der Fiesta. Gesamtbetrachtungen der Kultur des Landes und ihrer starken Prägung durch den Westen münden oft in die Frage nach dem Gewicht des eigenen Erbes und nach dem Standort der Philippinen im asiatischen Umfeld. Identitätskrisen, Orientierungslosigkeit und Selbstzweifel sind nicht selten das Resultat derartiger Überlegungen, und von Zeit zu Zeit wird der Ruf wenn nicht nach Re-Traditionalisierung so doch nach kultureller Dekolonisation laut.<sup>24</sup> Nicht immer geschieht es – wie bei der Fiesta –, daß die kulturelle Mischung und die Steuerung des Prozesses, der diese hervorbrachte, als Eigenleistung gesehen und akzeptiert werden. Doch die genaue Analyse der Genese der „Fiesta Filipina“ kann vielleicht dazu beitragen, den aktiven Part der Filipinos bei der Schaffung ihrer gesamten Kultur stärker zu erkennen und zu würdigen. Die Verschmelzung unterschiedlicher kultureller Stränge wurde zum charakteristischen Merkmal der Fiesta und vielleicht der philippinischen Gesellschaft überhaupt. Verschiedene Traditionen, einheimische wie oktroyierte, verknüpften sich zu einem neuen Gewebe, dessen Textur zwar auch koloniale Zwänge erkennen läßt, das aber doch wesentlich von einheimischen Voraussetzungen und Bedürfnissen geprägt ist. Aus dieser Perspektive zeigt sich die Integration der Fiesta in die einheimische Lebenswelt als Weg der Selbstbehauptung – als Chance, eigene Traditionen in koloniale Institutionen einzubringen und deren Charakter wesentlich mitzudefinieren.

- 1 Das Projekt wird am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Freiburg durchgeführt. Dank der Finanzierung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft konnten zwischen März 1991 und Februar 1993 die notwendigen Daten gesammelt werden, vor allem in Archiven und Bibliotheken in Spanien und auf den Philippinen. Gegenwärtig bin ich damit beschäftigt, die Arbeit niederzuschreiben. Sie stützt sich auf gedruckte Chroniken, Missionsberichte, Reisebeschreibungen, Memoiren, Zeitungen u.ä. sowie Ordensrichtlinien, Denkschriften, Korrespondenzen oder Tagebücher spanischer Mönche. Quellen nichtwestlicher Provenienz liegen in größerem Umfang nicht vor. Doch da sich auch die Briefe von Missionaren mit kritischer Distanz lesen lassen, kann – so hoffe ich wenigstens – eine einseitige Sichtweise vermieden werden. Philippinische Perspektive und Interpretationen liefern zudem die Arbeiten einheimischer Wissenschaftler sowie eigene Beobachtungen und Gespräche vor Ort.
- 2 W. Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 1, Stuttgart u.a. 1983, S. 79f.
- 3 J. L. Phelan, *The Hispanization of the Philippines, Spanish Aims and Filipino Responses 1565-1700*, Madison u.a. 1967, S. 47.
- 4 Zur Wallfahrt nach Antipolo vgl. P. Murillo Velarde, *Historia de la Provincia de Philipinas de la Compañía de Jesús*, Manila 1749, besonders Fol. 210-229; P. A. Molo Paterno, *Ninay*, Madrid 1885, S. 52-105; M. A. Mercado, *Antipolo, A Shrine to Our Lady*, Manila 1980; A. R. Roces, *Fiesta*, Hongkong 1980, S. 88-104. An ungedrucktem Quellenmaterial wurden für diese

- Studie vor allem die „Cartas anuas“ benutzt, die Jahresbriefe der Jesuiten, die das „Archivum Romanum Societatis Iesu“ in Rom geschlossen aufbewahrt, sowie der 4. Band von Diego de Oñas „Historia de la Compañía de Jesús in las Islas Filipinas“ von 1701, von der das „Archivum Historicum Societatis Iesu Cataloniae“ (AHSIC) in Sant Cugat del Vallès bei Barcelona eine Kopie besitzt (Sig.: EI.a-6-9).
- 5 Diese Studie befaßt sich mit der Fiesta von San Nicolás bei und in Guadalupe nicht weit von Manila sowie mit der Verehrung für die Madonna von Caysasay in der Provinz Batangas. Beschreibungen der Fiesta von San Nicolás finden sich etwa in: J. de Man. Souvenirs d'un Voyage aux Iles Philippines. Antwerpen 1875, S. 204-213; Descripción de la Fiesta que los chinos celebran á San Nicolás de Tolentino en la iglesia del Convento de Guadalupe, in: Las Misiones Católicas, Bd. 7, 1886, S. 75; Archives of the Archdiocese of Manila, 13.C.9 (Churches in the Archdiocese of Manila, 1586-1874, Folder Manila 177-1905); Philippine National Archives, Festejos y Celebraciones en Manila, Bundle 8. Die Ausführungen über die Madonna von Casasay stützen sich in erster Linie auf T. Ang Sec. The Chinese in the Philippines, Problems & Perspectives, Manila 1990, S. 13, 56-59 sowie auf eigene Beobachtungen am 28. und 29. November 1992 in Batangas City.
  - 6 Die Briefe und Tagebücher der jesuitischen Missionare in Zamboanga und Isabel de Basilan aus dem AHSIC (vgl. Anm. 4) liegen dieser Studie zu Grunde.
  - 7 Vgl. etwa die Seligsprechung des Ignatius von Loyola (Biblioteca de la Real Academia de la Historia, Madrid, Jesuitas, Tomos, 87, n. 88); die Ehrung franziskanischer Mönche, die in Japan den Märtyrertod erlitten hatten (J. F. de San Antonio, Crónicas de la apostolica provincia de San Gregorio Magno, 3 Bde., Sanpalooc 1738-1744, Bd. 3, S. 659-668); oder die 1500-Jahrfeier der Bekehrung des Heiligen Augustinus (El Comercio, Manila vom 13., 22., 26., 28. April, vom 2., 4., 6., 7., 11. und 12. Mai sowie vom 14. Juni 1887).
  - 8 Aufwendige staatliche Feste wurden etwa zur Inthronisierung Karls II. (F. de Moya y Torres, Lealtad empenada, finezas de amor y bizarra idea de desempenos que dio la noble ciudad de Manila ... en las festivas aclamaciones, con que aplaudio la feliz nueva de el Gobierno del Rey nuestro Sr. D. Carlos segundo, Manila 1678) oder anlässlich der Hochzeit Ferdinands VI. (Descripción de las Fiestas Reales con que la Muy Noble, y Siempre Fidelissima Ciudad de Manila ... Celebró los Felices Desposarios uel Serenissimo Señor D. Fernando, Principe de Asturias ... Manila 1731) gefeiert.
  - 9 Nicht nur strukturell, sondern sogar terminlich knüpft heute der „Bonifacio Day“, mit dem am 30. November der Revolutionär Andrés Bonifacio geehrt wird, an die Tradition politischer Feste der spanischen Kolonialzeit an. Zur Erinnerung an den Sieg über den chinesischen Piraten Limahong am San-Andrés-Tag des Jahres 1574 (30. November) feierte Manila seit dem 16. Jh. regelmäßig nicht nur seinen Schutzpatron, den Heiligen Andreas, sondern auch das „Real Pendon de Castilla“, das dieser durch sein Eingreifen auf den Philippinen gerettet hatte.
  - 10 Zum Morionestest vgl. Roces, Fiesta (Anm.4), S. 170-185.
  - 11 So rief die Stadt Legazpi (Provinz Albay, Bicol-Region) im Südwesten der philippinischen Hauptinsel Luzon 1992 das „Ibalon Festival“ ins Leben. Diese Veranstaltung, so hofft man, „will enable the public, particularly foreign and domestic tourists, to know and appreciate Bicol history and culture“. Außerdem wollten die Organisatoren mit Hilfe des Festes die „economic activity for Albay and this city“ stimulieren (Manila Bulletin, 12. Oktober 1992, S. 12).
  - 12 Beschreibungen von Stadtfiestas finden sich in Chroniken, Reiseschilderungen und offiziellen Berichten aus spanischer und amerikanischer Zeit, etwa in: M. de Ribadeneira, Historia de las Islas del archipiélago filipino y reinos de la Gran China, Tartaria, Cochinchina, Malaca, Siam, Cambodge y Japón, y de lo sucedido en ellos a los Religiosos Descalços (Original von 1599), Madrid 1947, S. 63, 68, 77, 305; J. Mallat, Les Philippines. Histoire, géographie, moeurs, agriculture, industrie et commerce des colonies espagnoles dans l'Océanie, 2 Bde., Paris 1846, Bd. 1, S. 374f., Bd. 2, S. 54, 57, 76-79; R. Gonzalez Fernandez/F. Moreno Jerez,

## Fiesta Filipina

- Anuario Filipino para 1877. Segunda edición del manual del viajero en Filipinas. Manila 1877. S. 128ff.; W. G. Palgrave, *Country Life in the Philippines*, in: A. Craig, *The Philippines and the Filipinos of yesterday*, San Juan 1934, S. 513-573, hier: S. 564-569; F. Laurcano, *Recuerdos de Filipinas*, Barcelona 1895, S. 38, 67f., 72ff., 80; W. C. Forbes, *The Philippine Islands*, 2 Bde., Boston-New York 1928, Bd. I, S. 454, Bd. II, S. 187; D. C. Worcester, *The Philippines Past and Present*, New York 1930, S. 408f. sowie in *Philippine National Archives*, „Festejos y Celebraciones“ und *National Library*, Manila, „Souvenir and Fiesta Programs“.
- 13 Einen Eindruck vom Aussehen dieser Festarchitektur vermitteln Fotos aus dem späten 19. und frühen 20. Jh., etwa im AHSIC (vgl. Anm. 4) in der *American Historical Collection*, Manila (Views of old Manila, Hong Kong, Canton, Yokohama, sowie Photographs, Folder 24 und 35-A) oder in der Photosammlung der *Library of Congress*, Washington.
  - 14 Zur philippinischen Küche vgl. etwa: G. Cordero-Fernando (Hrsg.), *The Culinary Culture of the Philippines*, Hongkong 1976, dies., *Philippine Food and Life*, Pasig 1992; D. G. Fernandez/, E. N. Alegre, *Sarap. Essays on Philippine Food*, Manila 1988.
  - 15 Vgl. etwa: AHSIC (Anm. 4), *Filpast XXIV*, Anua 1597/1598; J. P. Chirino, *Relación de las Islas Filipinas*, Manila 1969 (Original 1604), S. 60; F. Colín, *Labor evangélica, ministerios apostólicos de los obreros de la Compañía de Jesús*, 3 Bde., Barcelona 1904 (Original 1663), Bd. 2, S. 112n, 117f.; H. la Costa, *The Jesuits in the Philippines 1581-1768*, Cambridge (Mass.) 1961, S. 156f.; G. LeGentil de la Galaisière, *Voyage dans les mers de l'Inde*, 2 Bde., Paris 1779, 1781, Bd. 2, S. 42; W. E. Retana, *Noticias histórico-bibliográficas de El teatro en Filipinas, desde sus orígenes hasta 1898*, Madrid 1909, S. 22f.; A. L. Kroeber, *Peoples of the Philippines*, New York 1919, S. 78f., 180; R. Constantino, *The Philippines: A Past Revisited*, Quezon City 1975, S. 27f.; R. Trimillos, *Pasyon: Lenten Observance of the Philippines as Southeast Asian Theater*, in: K. Foley (Hrsg.), *Essays on Southeast Asian Performing Arts: Local Manifestations and Cross-Cultural Implications*, Berkeley 1992, S. 5-22.
  - 16 F. R. Demetrio/G. Cordero-Fernando/F. N. Zialcita, *The Soul Book*, Quezon City 1991, S. 157. Zum Marienkult in Spanien vgl. R. Nebel, *Santa María Tonantzin, Virgen de Guadalupe: Religiöse Kontinuität und Transformation in Mexiko*, Immensee 1992, S. 29-54.
  - 17 M. Scheidnager y Serra, *Paseos por el mundo*, Madrid 1878, S. 110; O. Scheerer, *On Baguio's Past (Chapters from Local History and Tradition)*, in: W. H. Scott (Hrsg.), *German Travellers on the Cordillera (1860-1890)*, Manila 1975, S. 193; G. F. Gemelli Careri, *Giro del Mondo*, 6 Bde., Neapel 1700, Bd. 5, S. 25, 29; D. V. Hart, *The Philippine Plaza Complex: A Focal Point in Cultural Change*, New Haven 1961, S. 49f.; Constantino, *The Philippines* (Anm. 15), S. 35f.; C. Landé, *Leaders, Factions, and Parties: the Structure of Philippine Politics*, New Haven 1965, S. 14f.; R. R. Reed, *Hispanic Urbanism in the Philippines: A Study of the Impact of Church and State*, Berkeley 1966, S. 169; S. Borrero-Bühler, *The Inquilinos of Cavite: A Social Class in Nineteenth-Century Philippines*, in: *Journal of Southeast Asian Studies* 16, 1985, S. 69-98, hier: S. 81.
  - 18 Vgl. R. C. Iletto, *Pasyon and Revolution: Popular Movements in the Philippines, 1840-1910*, Quezon City 1979.
  - 19 S. Mas y Sanz, *Informe sobre el estado de las islas Filipinas en 1842*, 3 Bde., Madrid 1843, Bd. 3, S. 49; Hart, *The Philippine Plaza Complex* (wie Anm. 17), S. 40ff., 46; Constantino, *The Philippines* (Anm. 15), S. 149; E. van Erven, *The Playful Revolution. Theatre and Liberation in Asia*, Bloomington 1992, S. 67.
  - 20 *Archivo Provincial de la Provincia de San Nicolás de Tolentino de Filipinas de los PP.* Agustinos Recoletos, Maricilla, Legajo 20, núm. 1 (P. Julián Ortiz; *Nuestro Cautiverio*).
  - 21 Zu dieser Bandbreite vgl. die beiden *Samuelbände*: U. Schultz (Hrsg.), *Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1988 und W. Haug/R. Warning (Hrsg.), *Das Fest. Poetik und Hermeneutik*, Bd. 14, München 1989. Einen Überblick über Forschungsansätze und Interpretationen gibt: M. Maurer, *Feste und Feiern als Historischer*

- Forschungsgegenstand, in: HZ Bd. 253, 1991, S. 101-130.
- 22 Dabei handelt es sich um ein epochenübergreifendes Phänomen. Im alten Athen ebenso wie im mittelalterlichen Venedig erlebten die Einwohner ihre Gemeinschaft im kollektiven Fest, bekräftigten sie ihre Einheit, ihren Zusammenhalt und ihre Gruppenidentität (Ch. Meier, Zur Funktion der Feste in Athen im 5. Jahrhundert vor Christus, in: Haug/Warling [Anm. 21], S. 569-591, besonders S. 576, 590; J. Heers, Vom Mummenschanz zum Machttheater, Europäische Festkultur im Mittelalter, Frankfurt a.M. 1986, S. 15f.).
  - 23 M. Ozouf, *La fête révolutionnaire 1789-1799*, Paris 1976; M. Vovelle, *Les métamorphose de la fête en Provence, 1750-1820*, Paris 1976.
  - 24 Vgl. beispielsweise R. Constantino, *Neocolonial Identity and Counter-Consciousness: Essays on Cultural Decolonization*, London 1978.



## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute<sup>1</sup>

Die Frage stellt sich heute selbstverständlich, ob mit dem Zusammenbruch der realsozialistischen Systeme, die sich als Verkörperungen marxistischer oder marxistisch-leninistischer Ideen betrachteten, der Marxismus nicht nur als Gesellschaftssystem, sondern auch als wissenschaftliche Methode seine Relevanz verloren hat. Niemand kann die Bedeutung von Marx für die Geschichtswissenschaft und allgemein für die Gesellschaftswissenschaften in den letzten anderthalb Jahrhunderten leugnen. So schreibt Jacques LeGoff – ausdrücklich kein Marxist – in seinem Aufsatz „Die Neue Geschichtswissenschaft“, der ganz bewußt ein Manifest der *Annales*-Gruppe in den späten siebziger Jahren war: „Marx ist in vielerlei Hinsicht einer der Vordenker einer Geschichtskonzeption, die problemorientiert, interdisziplinär ist und eine Gesamtvorstellung geschichtlicher Prozesse besitzt.“ Und in der Tat hat Marx ein Geschichtskonzept entworfen, das in seinem analytischen sozialwissenschaftlichen Ansatz auch für Nichtmarxisten als Korrektiv und Alternativ zu der Geschichtsauffassung und dem Forschungsansatz der Geschichtswissenschaft wirken konnte, die sich im 19. Jh. mit zunehmender Professionalisierung als *das* Modell wissenschaftlicher Forschung etablierte.

Nun enthält Marxens wissenschaftlicher Ansatz gleichzeitig einen kritisch-theoretischen Kern, der dem sozialwissenschaftlichen Denken des 19. und 20. Jhs. einen großen Ansporn gegeben hat, und einen dogmatischen, der dazu geführt hat, daß der Marxismus den Anschluß an die sozialwissenschaftlichen Diskussionen unserer Zeit zunehmend verpaßt hat. So kann man sich einerseits die modernen Sozial- und Kulturwissenschaften, die in vieler Hinsicht in Auseinandersetzung mit Marx entstanden sind, nicht ohne Marx vorstellen. Ohne Marx ist auch Max Weber unvorstellbar. Andererseits gehören Marxsche Vorstellungen zunehmend einer vergangenen Zeit an, einer früheren Epoche der Industriegesellschaft, die Marx nur zum Teil begriffen hat, und die jetzt ihre Überzeugungskraft eingebüßt haben. Uns interessiert hier die Frage, ob es einen Kern des Marxschen Wissenschaftsverständnisses gibt, der heute noch relevant ist.

Man kann Marx selbstverständlich nicht dafür verantwortlich machen, daß

er im 19. Jh. gelebt und gedacht hat und somit die Welt des 19. Jhs. besser verstanden hat als seine Zeitgenossen. Für die Sozialwissenschaften wurde der Begriff der sozialen Klasse, wie ihn Marx in einem sozialhistorischen Kontext verstanden hat, ein heuristisches Mittel zur Analyse der industriellen Gesellschaft und der politischen Verhältnisse der Zeit, allerdings ein Begriff, der sich selbst auf die damalige Zeit nicht ohne wichtige Modifizierungen anwenden läßt. Für uns ist entscheidend, ob der Marxismus in der Lage gewesen ist, Marxsche Gedanken weiterzuentwickeln, so daß sie einen ernstzunehmenden Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Diskussion des späten 20. Jhs. leisten können, selbst nachdem sie ihre institutionelle Basis in den realsozialistischen Staaten verloren haben. Kann der Marxismus selbständig weiterbestehen, oder gehört er in den Müllhaufen der Geschichte?

Marx hat kein System hinterlassen. Wenn es ein Grundmotiv in Marxs wissenschaftlicher Arbeit gegeben hat, dann war es die Verbindung sozialer Gerechtigkeit mit revolutionärer Praxis. Innerhalb des Rahmens dieses Grundmotivs hat es dann tiefe Widersprüche gegeben, die dazu geführt haben, daß spätere Marxisten ihren Marx unterschiedlich konstruieren konnten. So war Marx in bezug auf seine Wissenschaftskonzeption gleichzeitig der Begründer dessen, was später vulgärer Marxismus genannt wurde, eines mechanistischen Materialismus, dessen Vorbild die Naturwissenschaften des 19. Jhs. waren (wie sie Engels mit einer darwinistischen Variante in seiner „Dialektik der Natur“ und Lenin in seiner Schrift „Materialismus und Empiriekritizismus“ übernommen hatten). Das immer wieder zitierte Vorwort zum „Beitrag zu einer Kritik der Politischen Ökonomie“ bestätigt diese Auffassung. Andererseits betont Marx immer wieder den dialektischen Charakter der Wissenschaft. Die Dialektik, wie sie bei Marx und nach ihm bei den Marxisten verschiedener Arten vorkommt, enthält aber auch einen Widerspruch. So wird die Dialektik, besonders bei Engels, aber auch bei Marx, szientistisch verstanden, wie in dem eben erwähnten Vorwort, als ein vorbestimmter Prozeß der menschlichen Geschichte als Ganzer. Dialektik ist daher untrennbar mit spekulativer Geschichtsphilosophie verbunden, man könnte sagen, mit einer säkularisierten Eschatologie, insofern die Geschichte auf die Erfüllung der Geschichte und die Befreiung der Menschen von Gewalt und Ausbeutung hinausläuft. Andererseits bedeutet Dialektik, wie sie im ersten Kapitel über die Wertlehre im ersten Band des „Kapital“ angewandt wird, eine kritische Haltung zur Empirie, daß man die Tatsachen oder Aussagen nicht nimmt, wie sie sind, „eindimensional“, wie es Marcuse später formuliert, sondern sie nach ihrer Vernünftigkeit in bezug auf menschliche Werte hinterfragt. In diesem Zusammenhang entsteht auch die Frage, ob Marxs Beschäftigung mit dem

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

Entfremdungsgedanken, seinem Humanismus, wie Althusser behauptet, lediglich der vorwissenschaftlichen, Hegelschen Phase seines Denkens angehört, oder, wie Fromm und andere meinen, auch den späteren ökonomischen Schriften einschließlich dem „Kapital“ zugrunde liegt. Ähnlich widersprüchlich sind Marx' politische Äußerungen, die sich zwischen einem diktatorischen Staatssozialismus und einer anarchistischen Zukunftsutopie bewegen.

Es hat dann später offene und orthodoxe Formen des Marxismus gegeben, und beide konnten sich zu Recht auf Marx berufen. Marx selbst trug zum Zustandekommen einer marxistischen Orthodoxie bei. Wie jede Orthodoxie hatte der Marxismus seine Propheten, seine heilige Schrift und seine autoritären Strukturen. In dieser Form eignete sich der Marxismus in seiner leninistischen Form zur Staatsdoktrin der realsozialistischen Staaten.

Hinsichtlich der Geschichtswissenschaft in den realsozialistischen Ländern muß man offensichtlich zwischen Doktrin und Praxis unterscheiden. Für die Geschichtswissenschaft bedeutete das Vorhandensein einer offiziellen Staatsdoktrin, daß die Historie Gefangene von Anschauungen wurde, die Marxens brillantem, aber doch einseitigem Verständnis der europäischen Welt des 19. Jhs. verhaftet blieben. Sie mußte als Orthodoxie eine Sprache benutzen, die ihr den Zugang zur wirklichen Welt verbaute. Die dirigierte, an überholte Vorstellungen des 19. Jhs. gebundene Wissenschaft wurde daher zunehmend unfähig, sich in einer sich rasch ändernden Welt zurechtzufinden. Der Begriff der Parteilichkeit rechtfertigte die Instrumentalisierung von Geschichtsforschung und -schreibung. Der Marxismus-Leninismus lieferte die ideologischen Rahmenbedingungen für die Geschichtsschreibung. Ein großer Teil der Geschichtsschreibung hatte aber in der Tat sehr wenig mit den Grundannahmen des Marxismus oder des Marxismus-Leninismus zu tun. Eine Hauptaufgabe der Geschichtsforschung, die sich mit der neuesten Zeit beschäftigte, war die politische Auseinandersetzung mit der sogenannten bürgerlichen Geschichtsschreibung. Geschichte wurde so zur Propaganda. Sicher gab es Freiräume, die in der DDR im Vergleich zu anderen sozialistischen Ländern, selbst der Sowjetunion, zu wenig genutzt wurden. Und innerhalb dieser Freiräume hat es dann, besonders in Polen und Ungarn, aber auch anderswo, einschließlich der DDR, Ansätze zu einer von marxistischen Fragestellungen ausgehenden Sozial- und Kulturgeschichtsschreibung gegeben.

In den nichtsozialistischen Ländern kann man in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. zwischen zwei allgemeinen Richtungen unter Historikern unterscheiden, die sich als Marxisten verstehen. Marxistisch bedeutet für sie, daß sie von einem marxistischen Klassenbegriff ausgehen und daß sie die politische,

sozial-kritische, für viele in der ersten Gruppe sogar häufig die parteiliche Funktion des Historikers betonten. Die erste Gruppe – zu der interessanterweise eine größere Anzahl bedeutender englischer Historiker, Maurice Dobb, George Rudé, Eric Hobsbawm, Christopher Hill und Rodney Hilton gehören, Paul Sweezy, Robert Brenner und am Rande Immanuel Wallerstein in Amerika, Georges Lefebvre, Pierre Vilar, Guy Bois und viele andere in Frankreich und eine breite Strömung in Italien, Lateinamerika und Japan – versucht den klassischen marxistischen Klassenbegriff am Übergang von einer vormodernen zu einer modernen Gesellschaft, oder in ihrer Sprechweise, vom Feudalismus zum Kapitalismus zu messen. Mit diesem Schwerpunkt war es möglich, auch Historiker in den realsozialistischen Ländern mit einzubeziehen.

Diese Gruppe arbeitete weiter mit Begriffen, die ohne große Modifikationen von Marx abgeleitet worden sind. Eine zweite Richtung stellte diese Begriffe radikal in Frage und war sich der Unangemessenheit der Marxschen Gesellschaftsanalyse im Licht der sich verändernden sozialen und geistigen Bedingungen des 20. Jhs. bewußt. Die ersten bedeutenden kritischen Auseinandersetzungen mit der orthodoxen, ökonomistischen Version des Marxismus kamen nach dem Ersten Weltkrieg von Denkern, die eine aktive Rolle in der Kommunistischen Partei spielten – Antonio Gramsci, György Lukács und Karl Korsch –, deren Ideen aber von der Komintern nicht rezipiert wurden. Als Häftling in Mussolinis Gefängnis versuchte Gramsci den Sieg des Faschismus zu erklären, indem er die Macht des Kapitalismus nicht mehr vorwiegend von seiner ökonomischen und politischen Stärke ableitete, sondern Faktoren mit einbezog, die die kulturelle „Hegemonie“ der bestehenden Ordnung über das italienische Proletariat begründeten. In „Geschichte und Gesellschaft“ (1923) übernahm Lukács einerseits unkritisch die makrohistorischen und makrogesellschaftlichen Begriffe einer einheitlichen Arbeiterklasse, der die Zukunft gehörte, ging aber zurück auf die nichtökonomistische, Hegelsche Seite von Marx, den Gedanken der Verdinglichung, den er nicht nur in seinen Frühschriften, sondern auch im „Kapital“, besonders im Abschnitt über den Warenfetischismus, entdeckte (und der weitgehend mit Marxens Begriff der Entfremdung in den erst 1932 veröffentlichten Pariser Manuskripten von 1844, die Lukács daher 1923 noch nicht kannte, identisch war). Die Kommodifikation des Lebens durch den Kapitalismus durchdrang Bewußtsein und Kultur. Indem er die antirationalistischen Strömungen der Jahrhundertwende mit dem Weberschen Rationalisierungsbegriff verband, stellte Lukács jetzt auch das auf quantifizierbare Abstraktionen zielende moderne wissenschaftliche Denken als Ausdruck eines kapitalistischen Bewußtseins in Frage. Statt

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

der empirischen, analytischen Wissenschaften gab es für ihn „für den Marxismus ... letzten Endes ... nur eine einzige, einheitlich-geschichtlich-dialektische Wissenschaft von der Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“.

Dieser optimistische Gedanke von Entwicklung und Totalität wurde nun durch die Kritische Theorie der Frankfurter Schule in Frage gestellt. Von Lukács übernahmen Horkheimer und Adorno die Skepsis gegenüber den empirischen Wissenschaften, ohne die empirische Feldforschung, wenn sie im Rahmen einer kritischen Theorie geschieht, auszuschließen, und auch den Gedanken der Kommodifikation von Gesellschaft und Kultur durch den Kapitalismus. Im amerikanischen Exil gab Horkheimer zunehmend seine marxistische Zuversicht, die sein Denken noch in den dreißiger Jahren bestimmt hatte, auf und damit auch Lukács' Glauben an die „Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“. Was blieb, war der Gedanke der Kommodifikation des Bewußtseins, der Transformation der Kultur in eine vom Markt bestimmte Industrie, die zur Manipulation der gleichgeschalteten Massen führte. Die Geschichte führte nicht zur Selbstbestimmung mündiger Menschen, die die Aufklärung anvisierte, sondern zum Gegenteil, zur Entmündigung der Menschen in einer Welt, in der die technologische und administrative Beherrschung von Mensch und Gesellschaft zum Ziel der Wissenschaft wurde. Der Faschismus war die logische Konsequenz dieser Entwicklung, die von Horkheimer und Adorno noch mit dem Kapitalismus identifiziert wurde. Auschwitz und Hiroshima wurden als Produkte der modernen Kultur gesehen. Diese kulturpessimistische Sicht wurde von Herbert Marcuse in seiner Verbindung des Marx'schen Begriffes der Unterdrückung und des Freud'schen Lustprinzips radikalisiert. Was vom Marxismus blieb, war nicht der wissenschaftliche Sozialismus oder der Dialektische oder Historische Materialismus, sondern der Aufschrei der Elenden der Welt, die das Weltbild einer wissenschaftlich-technischen Wachstumsgesellschaft in Frage stellten. In den sechziger und siebziger Jahren vollzog sich dann eine Transformation in der politischen Linken, die sich zunehmend von klassischen marxistischen Positionen entfernte und Formen der Unterdrückung im alltäglichen Leben untersuchte, auch im Geschlechterverhältnis.

Diese Diskussionen haben sich in der Geschichtsschreibung der letzten dreißig Jahre niedergeschlagen. Ich werde mich hier auf Literatur beschränken, die sich als marxistisch versteht. Die Tendenz in der westlichen marxistischen Geschichtsliteratur ist zunehmend eine, die, obwohl sie weiter die Rolle von Produktion und Reproduktion betont, ein viel stärkeres Gewicht auf den Einfluß des Überbaus, auf politische, soziale, aber besonders Bewußtseinsfaktoren legt. Ich möchte hier aus einer reichhaltigen Literatur drei unter-

schiedliche Ansätze anführen. Für die Arbeitergeschichte der sechziger und siebziger Jahre ist Edward P. Thompsons mittlerweile klassische Arbeit von 1963 über die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, die bewußt den Titel „The Making of the English Working Class“ trägt, von besonderer Bedeutung. Thompson unterscheidet betont „zwischen dem Marxismus als geschlossenem System und einer von Marx abstammenden Tradition offener Untersuchung und Kritik“ und will sich „von der wahrhaft scholastischen Vorstellung freimach(en), daß die Probleme unserer heutigen Zeit (und die Erfahrungen unseres Jahrhunderts) mittels der rigorosen Analyse eines vor einhundert-zwanzig Jahren veröffentlichten Textes verstanden werden können“. Er lehnt die Basis/Überbau-Lehre ab, nach der die Arbeiterklasse das Resultat der neuen Produktivkräfte ist, und sieht „Klasse nicht als eine ‚Struktur‘ oder gar als eine ‚Kategorie‘, sondern als etwas, was sich unter Menschen, in ihren Beziehungen, tatsächlich abspielt“. Für ihn bedeutet dies aber keinen reinen Kulturalismus. „Die Klassenerfahrung ist weitgehend durch die Produktionsverhältnisse bestimmt, in die man hineingeboren wird – oder in die man gegen seinen Willen eintritt.“ Klassenbewußtsein dagegen „ist die Art und Weise, wie man diese Erfahrungen kulturell interpretiert und vermittelt: verkörpert in Traditionen, Wertsystemen, Ideen und institutionellen Formen“. Die Entstehung der Arbeiterklasse „war nicht das automatische Produkt des Fabrik-systems“, sondern wurde von dem „freigeborenen Engländer“, der seit langem bestehende Anschauungen, Verhaltensweisen und Werte in diesen Prozeß einbrachte, mitbestimmt. Thompsons Ansatz wird aber in den siebziger und achtziger Jahren zunehmend von alternativen Linken (wenn ich den Ausdruck benutzen darf, um sie von Thompsons orthodoxen Kritikern wie Althusser zu unterscheiden) einer scharfen Kritik unterzogen. Thompson ist der marxistischen Orthodoxie noch so weit verbunden, daß er fest davon überzeugt ist, daß es eine einheitliche englische Arbeiterklasse gibt und unzureichend die ethnischen, religiösen und schichtenspezifischen Unterschiede in Betracht zieht. Von feministischer Seite (Joan Scott) ist ihm vorgeworfen worden, daß er, wie fast alle klassischen Marxisten, die spezifischen Aspekte des Geschlechterverhältnisses ausklammert. In den achtziger Jahren bewegt sich ein bedeutender Teil der sich als marxistisch verstehenden Geschichtsforschung in die Richtung der Historischen Anthropologie und der Microstoria. Marxistisch ist an dieser Geschichtsschreibung die weiterbestehende Verbindung von Kultur und ökonomischen Faktoren und die Betonung der sozialen Ungleichheit.

Georges Sorel hat einmal gesagt, daß die Bedeutung von Marx nicht in seiner Wissenschaft liege, sondern im Mythos seiner revolutionären Rolle.

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

Aber Marx betrachtete sich nicht nur als Revolutionär, sondern auch als Wissenschaftler; beide Rollen waren für ihn untrennbar verbunden. An eine Revolution glauben wenige der späten Marxisten; wohl aber an die kritische Funktion der marxistischen Analyse. Daher die marxistische Kritik an solchen Formen sozialwissenschaftlichen Denkens, die sich eindimensional auf eine empirische, analytische Forschung stützen, ohne die inneren Spannungen in der Gesellschaft ernsthaft in Betracht zu ziehen. Damit verbunden ist die Skepsis gegenüber quantitativen Methoden, oder wenigstens die Betonung ihrer Grenzen. Mentalitätsgeschichte und Mikrohistorie sind im Prinzip keineswegs unvereinbar mit einer marxistischen Sichtweise, wohl aber, wie Carlo Ginzburg betont hat, wenn sie den breiteren gesellschaftlich-historischen Kontext aus den Augen verlieren. Und dasselbe trifft auf eine anekdotische Geschichte des Alltags oder der Frauen zu.

Der eigentliche Kern des Marxschen Wissenschaftsbegriffs besteht in der dialektischen Auffassung von Wissenschaft. Man muß aber unterscheiden zwischen dem spekulativen philosophischen Ballast des 19. Jhs. und der eigentlichen dialektischen Methode. Diese besteht in der kritischen Hinterfragung der menschlichen Welt in ihren gesellschaftlich-historischen Zusammenhängen. Daher die Kritik am Positivismus. Lukács' Glaube an die „Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“ hält der modernen Kritik nicht stand, wohl aber die Frage nach Zusammenhängen und Widersprüchen innerhalb der Gesellschaft. In letzter Instanz kommt der Marxismus in seiner Hinterfragung dieser Widersprüche nicht ohne einen Begriff der menschlichen Würde aus, wie ihn Marx in seinen Frühschriften, aber auch in seinen späteren Schriften immer wieder zum Ausdruck brachte – ein Begriff, der als Grundlage für diese Dialektik dient. Die Dialektik nimmt die Welt daher nie, wie sie auf der Oberfläche erscheint, sondern untersucht sie nach diesen ethischen Maßstäben. Diese Ethik ist aber für den Marxismus nicht abstrakt im Sinne des Kantschen kategorischen Imperativs oder der Bergpredigt, sondern ist in den konkreten Kontext von Gesellschaft und Geschichte eingebettet. Als kritische Wissenschaft, die soziale Kritik mit sozialer Analyse verbindet, können marxistische Ansätze weiterhin zum Verständnis unserer Welt und unserer Vergangenheit beitragen.

1 Der Text beruht auf einem Vortrag, den der Autor auf der Jahrestagung der Internationalen Kommission „Geschichte der Geschichtsschreibung“ beim Comité International des Sciences Historiques „Sowjetsystem und Geschichtswissenschaft in Mittel- und Osteuropa 1945-1989“ im Juli 1993 in Budapest hielt. (Vgl. auch den Tagungsbericht in Heft 1/1994).

---

## Mitteilungen und Berichte

### Klassenkonzepte. Revival oder Invention of Tradition?

Das Berliner Graduiertenkolleg *Gesellschaftsvergleich* beschäftigte sich im Sommersemester 1994 mit dem Thema „Entstehung, Verlagerung und Auflösung von Klassenmilieus und Klassenidentitäten“, zu dem es am 7. und 8. Juli im Wissenschaftszentrum Berlin eine abschließende Tagung veranstaltete. In vier Sessionen sollten die Themen „Sozialgeschichte der Klassenbildung“, „Auflösung von Klassenmilieus und Klassenidentitäten“, „Europäische Perspektiven“ und die „Klassenstruktur des Realsozialismus bzw. ihre Transformation“ behandelt werden. Die Leitfrage des Seminars wie der Tagung bezog sich darauf, inwieweit Klassenkonzepte nicht nur zur Erfassung der ökonomischen, sondern auch noch der sozialen und politischen Organisation moderner Gesellschaften anwendbar sind.

Einleitend formulierten drei KollegiatInnen ihre Einschätzung der Arbeit mit dem Klassenbegriff oder Klassenmodellen aus Sicht der drei im Graduiertenkolleg vertretenen Disziplinen. *Cornelia Koppetsch* konstatierte nach einem Exkurs über die Entwicklung der soziologischen

Schichtungsforschung von Theodor Geiger bis heute, daß man von keiner innovativen Auffächerung der Forschung, sondern höchstens von der Integration alter Fragen im Kontext sozialer Ungleichheit sprechen könne. Aus sozialanthropologischer Perspektive warnte *Aise Caglar* davor, sozialen Wandel durch die ubiquitäre Verwendung der Klassenterminologie zu simplifizieren. Moderne Gesellschaften zeichneten sich durch fragmentierte Identitäten aus, deren ethnische oder Geschlechterdimensionen Klassenmodelle überlagerten oder gar sprengten. Diesen sozialwissenschaftlichen Einschätzungen konnte sich *Andreas Ernst* auch aus historischer Sicht anschließen. Daß aus einer Klasse „an sich“ auch eine Klasse „für sich“ werde, habe sich im Verlauf der Geschichte als unwahrscheinlicherwiesen, gerade weil Klasse eben nur eine neben anderen Vergesellschaftungsformen (gewesen) ist. Wann und wie das Konzept Klasse die Zusammenhänge von Sozialstruktur, gesellschaftlicher Erfahrung und politischem Handeln plausibel machen könne, so der Tenor der drei KollegiatInnen, sei nicht unmaßgeblich von wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Konjunkturen bestimmt.



Die beiden Referenten zum Bereich Sozialgeschichte der Klassenbildung thematisierten die Modernität der von ihnen untersuchten Klassenlagen. *David Sabean* (Los Angeles) charakterisierte den in seiner Dorfstudie festgestellten parallelen Wandel von Erwerbs- und Verwandtschaftsstruktur im Verlauf des 18. Jhs. mit dem Begriffspaar *class differentiation/kinship integration*. Dieser in ganz Europa beobachtete analoge Prozeß der Durchsetzung von Marktökonomie und Endogamie sei modern, da dieses Heiratsmuster in der Frühen Neuzeit nicht nachgewiesen ist. Während sich *Sabeian* mit dem veränderten Heiratsverhalten mehrerer Besitzklassen beschäftigt hatte, konzentrierte sich *Claus Tenfelde* (Bielefeld) in seiner Regionalstudie des Ruhrgebiets 1850-1980 auf die Entwicklung einer Erwerbsklasse. Er problematisierte, inwiefern der Typus der in der Montanindustrie Beschäftigten auf Grund besonderer konfessioneller und ethnischer Faktoren zu einer modernisierungsfeindlichen Klassenbildung führte.

Die Soziologen *Peter Berger* (München/Potsdam) und *Stefan Hradil* (Mainz) demonstrierten, daß die Integrationskraft einer hochgradig individualisierten und differenzierten Gesellschaft wie der alten Bundesrepublik adäquater mit Konzepten von Lebensweisen als mit den Kategorien wie Klasse oder Schicht gefaßt werden kann. *Berger* plädierte

für das Zusammendenken von Sozialstruktur und Milieus im Sinne einer Politischen Soziologie sozialer Milieus. *Hradil* prognostizierte eine Versäulung von Lebensformen, die auf das Changieren gegenwärtiger Lebensstile folgen werde.

*Max Haller* (Graz) hingegen fand gerade im europäischen Vergleich ein Festhalten an den herkömmlichen sozialen Schichtungsmodellen sinnvoll, da sich so nationalspezifische Stratifikationsmuster bis heute nachweisen und mit untersuchenswerten Wertewandel-Skalen verbinden ließen. Auch *David Lockwood* (Essex) zeigte sich skeptisch bezüglich der Auflösung von Klassenmilieus und -identitäten. Zumindest in England existiere noch immer eine Arbeiterklasse samt den dazugehörigen Konflikten.

Und auch in der DDR, so offerierte *Hartmut Zwahr* (Leipzig), habe es eine spezifische Form der ökonomischen, sozialen und politischen Klassenbildung gegeben. Während es außerhalb der Betriebe, vor allem im Wohnbereich, zu einer Nivellierung der Klassengesellschaft gekommen sei, hätte sich in der DDR innerbetrieblich eine neue Kragenlinie gebildet. So sei eine Produktionsklasse „an sich“ entstanden, der zwar der klassische Antipode des Kapitals fehle, die aber gegenüber einzelnen staatlichen Produktionsvorgaben durchaus klassenbewußt gehandelt habe. Daß diese Kommandowirtschaft den

Markt nicht endlos ersetzen konnte und somit das Scheitern der DDR bedingte, konstatierte auch *Michael Thomas* (Dresden/Berlin). *Thomas* fragte sich, ob es eine Entwicklung der DDR zwischen Klasse und Individualisierung gegeben habe und plädierte für eine Sozialphänomenologie oder Proto Soziologie, die Denkstile als Handlungsspielräume analysiert. Die letztlich auf eine Gesellschaftstheorie zielenden Fragen nach dem System und dessen Sozialintegration könnten nur auf der Basis der Untersuchung sozialer Nahbereiche und deren Integrationsfunktion beantwortet werden.

Läßt sich der Wandel moderner Gesellschaften nun adäquat als „Entstehung, Verlagerung und Auflösung von Klassenmilieus und Klassenidentitäten“ beschreiben, wie es der Titel der Veranstaltung postuliert? Formierten sich im 19. Jh. Klassengesellschaften, die sich im Verlauf des 20. Jhs. zu Mittelstandsgesellschaften nivellierten und über deren Anzahl sich auflösender oder verfestigender Milieus sich die Soziologen noch streiten? Wie voluntaristisch ist dieser Trend angesichts der (historischen) Variabilität der Vergesellschaftungskraft von Klassen- und Lebenslagen? Wieso werden immer noch vorrangig Arbeits-, nicht aber Güter- und Kapitalmärkte untersucht, was eine Berücksichtigung der nicht primär arbeitsmarkt-, sondern vertragsförmig organisierten Gesell-

schaften bzw. einzelner Milieus (in Zeit und Raum) erleichtern würde? Und jenseits dieser modernisierungstheoretischen Dilemmata bleibt weiterhin offen, wie sowohl die alten als auch die neuen Konzepte sozialer Ungleichheit kollektive Identitäten oder gar politisches Handeln in ihrer Korrelation zur Sozialstruktur bestimmen und erklären können.

Charlotte Beisswingert

---

## Buchbesprechungen

**Hans-Jochen Markmann, Frauenleben im Mittelalter. Frauengeschichte in Forschung und Unterrichtspraxis, Diesterweg Verlag, Frankfurt am Main 1993, 228 S. (= Geschichte lehren und lernen. Schriftenreihe für Forschung und Unterricht).**

Das Thema dieses neuen Bandes einer eingeführten geschichtsdidaktischen Publikationsreihe läßt aufhorchen – daß das Thema „Frauen in der Geschichte“ Eingang in den Schulunterricht finden sollte, bedarf zwar wohl keiner unterstützenden Argumentation mehr, kann aber sicher nicht oft genug betont werden; zudem wird hier ein aufgrund der Quellenproblematik weniger erörterter Bereich ins Blickfeld gerückt. Als Ziel seines Bandes formuliert der Verf., Interessierten an Schulen und Hochschulen eine Hilfestellung dabei zu geben, „das in allen Lehrplänen vorzufindende Thema ‚Mittelalter‘ auch unter frauengeschichtlichen Aspekten zu verstehen und zu realisieren“ (S. 1).

Vier große Abschnitte gliedern die vorliegende Arbeit: In der Einleitung und im ersten Teil sollen Forschungs- und Rezeptionsgeschichte nachvollziehbar dargestellt

werden, der zweite Teil versucht eine kurzgefaßte, cursorische Beschreibung der ideellen und materiellen Bedingungen von Frauenleben im Mittelalter. Im dritten – unterrichtspraktisch orientierten – Abschnitt finden sich fachdidaktische Überlegungen, Ansätze zu einem frauengeschichtlichen Curriculum sowie konkrete Unterrichtshilfen und Stundenkonzepte. Den Band beschließen eine Zusammenstellung von Kurzbiographien bedeutender Frauen sowie tabellarische Übersichten, die Namen von Herrscherinnen, Wissenschaftlerinnen, Künstlerinnen usw. sowie Stichworte zu deren Leben und Wirken zusammenfassen. Auf den ersten Blick also eine höchst handhabbare und wünschenswerte Kompilierung von Handreichungen für in der Lehre Tätige.

Allerdings – das muß hier klar formuliert werden – ist der Autor bedauerlicherweise an seinem Vorhaben gescheitert. Da ist zunächst die Einleitung, gegliedert durch fünf Fragen und ein Stichwort versucht *Markmann*, hier Grundprobleme der Frauen- und Geschlechtergeschichte anzusprechen und zu diskutieren (z.B.: Gibt es eine weibliche Geschichtsschreibung, Quellenprobleme, der wissenschaftliche Wert der Theorie verlorener Frauenkulturen).

findet jedoch in keinem Falle eine klare Position. Im folgenden Kapitel „Frauenforschung und Rezeption“ werden dann in chronologischer Folge Darstellungen aus der Zeit vor 1945 in kurzen Abschnitten vorgestellt, ohne daß der Verf. allerdings den Anspruch einer kritischen Analyse derselben (S. 22) einlösen würde. Insbesondere muß verwundern, daß Werke wie „Das Buch von der Stadt der Franen“ der Christine von Pizan (1404) in einer Reihe mit dubiosen publizistischen Zusammenstellungen des beginnenden 20. Jhs. und schließlich gar mit Verlautbarungen wie dem Katalog zur Ausstellung „Frau und Mutter – Lebensquell des Volkes“ während des NSDAP-Reichsparteitages 1939 erscheint. Hier dürfte es sich trotz der selbstverständlich erkennbaren Kritik *Markmanns* wohl doch um falsch verstandene Pluralität handeln; eine Auswahl empfehlenswerter Darstellungen mit reflektierten Inhaltsangaben hätte dem Anliegen, didaktische und methodische Entscheidungen zu erleichtern (S. 22), mehr entsprochen.

Der im ersten Teil des zweiten Kapitels unternommene Versuch, eine überblicksartige „konsensfähige“ Einführung in historische Lebensbedingungen zu geben, verzichtet sodann auf jede zeitliche und räumliche Differenzierung der dargestellten Sachverhalte und kann damit nur als mißlungen gelten. Diese Eindimensionalität läßt sich wohl kaum mit der notwendigen Begrenzung im

Rahmen eines Kompendiums rechtfertigen, zumal der zweite Teil des Kapitels über zwanzig Seiten für eine substanzarme Erörterung von „Frauenbildern“ (als solche gelten z.B. auch die Heiligen, für deren Bild die Attribute als zentral herangezogen werden), insbesondere der neuzeitlichen (!) Marienbilder verwendet. Zudem lassen ärgerliche Fehler Zweifel auch an der faktologischen Grundlage aufkommen, so etwa, wenn einerseits die Bedeutung von Frauen im mittelalterlichen Handwerk postuliert, aber noch auf der gleichen Seite (S. 55) Argumente für ihren Ansschluß aus Zünften zusammengestellt werden, die weder als mittelalterlich noch als zutreffend gelten können.

Ähnlich wie schon im ersten Kapitel referiert dann das dritte zu „Frauengeschichte im Unterricht“ Bekanntes und Vorhandenes; die vom Autor zusammengestellten Unterrichtsbeispiele beziehen sich ausschließlich auf Bildquellen (Buchmalerei, Plastiken, Teppiche) und sind in der Mehrzahl der Fälle nur insofern für die Frauengeschichte relevant, als ihre Herstellerinnen eben Frauen waren bzw. Frauengestalten dargestellt sind; lediglich die angeführten Beispiele aus der Manesischen Liederhandschrift könnten tatsächlich Relevanz für das historische Bild der Geschlechterverhältnisse beanspruchen. Die schließlich im vierten Kapitel zur Ergänzung zusammengestellten Kurzbiographien und Übersichten sind wiederum

sehr rudimentär und in der Auswahl allzu willkürlich.

Zusammenfassend kann nur noch einmal betont werden, daß die vorliegende Arbeit sich zwar einem höchst wünschenswerten Anliegen widmet, den Ansprüchen an ein Kompendium jedoch in mehrfacher Hinsicht nicht gerecht werden kann. Hilfreicher als der so zustande gekommene Band wäre am Ende wohl ein Sammelband gewesen, der eine kommentierte Bibliographie, einige bereits gedruckt vorliegende Artikel zum Thema (von Borries, Kuhn, Rösen u.a., auf die sich der Verfasser ohnedies ständig bezieht) sowie eine Auswahl von Bild- und Textquellen als Anregung zusammenfaßte.

Katrin Keller

**Londa Schiebinger, *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Aus dem Amerikanischen von Susanne Lüdemann und Ute Spengler, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 484 S.***

Am 19. April 1906 wurde das erste Mal an der 1409 gegründeten Alma Mater Lipsiensis eine junge Dame immatrikuliert: die in Dresden geborene zwanzigjährige Martha Beer-

holdt (Vgl. Leipziger Blätter, Nr. 17 [1990], S. 26). Als am 1. September 1988 die beiden letzten ordentlichen Professoren eine Berufung nach DDR-Recht an die Sektion Geschichte der Leipziger Universität erhielten, betrug ihre Gesamtzahl 19. Lediglich zwei von ihnen waren Frauen! Dabei gab es bereits seit vielen Jahren spezielle Frauenförderungsprogramme vom zuständigen Ministerium bis zur Sektionsleitung. Zwei Beispiele, die gleichermaßen austauschbar und symptomatisch sind. In allen gesellschaftlichen Systemen spielten und spielen Frauen in der Wissenschaft eine untergeordnete Rolle. Erreichte Fortschritte waren und sind lediglich quantitativ.

Die Verfasserin hat sich zum Ziel gesetzt, „die langanhaltende Feindschaft zwischen der Wissenschaft und dem zu erforschen, was in den westlichen Kulturen als ‚Weiblichkeit‘ definiert wurde.“ Sie fragt, welche Eigenschaften Frauen haben, die männlichen Wissenschaftlern Furcht vor weiblicher Unterwanderung einflößten und wie es um eine Wissenschaft bestellt sei, die für solche Ängste empfänglich war. Antworten sucht sie in der Entstehung der modernen Wissenschaft im Europa des 17. und 18. Jhs., wobei sie sich auf die Umstände konzentriert, die zum Ausschluß der Frauen führten (S. 15).

Wer im folgenden soziologische Studien erwartet, geht indes fehl. Die Verfasserin bevorzugt die narrative Methode. Gegenüber der höchst an-

schaulichen Darstellung bleiben Erklärungen im Hintergrund. *Schiebinger* hat den ersten Teil den wissenschaftlichen Institutionen als vermittelnden Gliedern zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gewidmet, wobei im Vordergrund das Problem steht, „auf welche Weise die Geschlechtergrenzen an Universitäten und wissenschaftlichen Akademien des 17. Jhs. verhandelt wurden“ (S. 21). Gegenstand des zweiten Teils sind Frauen als historische Akteure, „die innerhalb der von der Gesellschaft vorgeschriebenen Geschlechtergrenzen zu manövrieren versuchten“ (S. 22). Im dritten Teil wird untersucht, in welcher Weise die biologischen Wissenschaften Geschlecht und Geschlechtsidentität am weiblichen Körper ablesen, wie sie sich dabei verhalten und wie diese wissenschaftlichen Lesarten der weiblichen Natur angewendet wurden, um für oder gegen die Beteiligung der Frauen an der wissenschaftlichen Arbeit zu plädieren. Die kulturellen Bedeutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit bilden den Gegenstand des vierten Teils, in dem gezeigt wird, „wie das jeweilige Geschlechterverständnis in die Debatten über die Befähigung von Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit einging“ (S. 23f.).

Vor allem im ersten der zehn Kapitel des Buches weist die Verfasserin auf all das hin, was wir noch nicht wissen. Warum blieben die europäischen Universitäten von Anfang

an den Frauen grundsätzlich verschlossen? Warum nahmen die Akademien keine Frauen auf? Formulierungen, wonach die „Gründe dafür um so weniger auf der Hand“ liegen oder der Ausschluß von Frauen „ebenso schwer zu erklären“ ist (S. 46f.), sind für die Nöte der Verfasserin charakteristisch.

Eine der Stärken des Buches sind spannend geschriebene Frauenbiographien. So von Enlilie du Châtelet und Margaret Cavendish, die der Entomologin Maria Sybilla Merian und der Astronomin Maria Winkelmann, von der „sexistischen“ Anatomin Maria Thiroux d'Arconville, von Dorothea Erxleben und Dorothea Schlözer (Deutschlands ersten Doktorinnen auf den Gebieten der Medizin und der Philosophie) sowie von Caroline Herschel, der Schwester des Astronomen König Georgs III. in London. Im vierten Kapitel werden die Leistungen von Frauen in drei „wissenschaftsnahen“ Tätigkeitsbereichen – der Geburtshilfe, der Kinder- und Krankenpflege sowie der Hauswirtschaft – gewürdigt. Es folgen Ausführungen über den Einfluß des Geschlechts im Wissenschaftsmilieu und in den wissenschaftlichen Darstellungsformen im fünften Kapitel. Das sechste ist der Lokalisierung von Geschlecht und Geschlechtsidentität im natürlichen System gewidmet, wonach Ansichten von Philosophen und Anatomen des 17. und frühen 18. Jhs. wiedergege-

ben werden.

In den beiden abschließenden Kapiteln wird gezeigt, wie im 18. Jh. auf wissenschaftliche Weise die Suche nach dem Unterschied zwischen den Geschlechtern fortgesetzt wurde und wie dieses Jahrhundert den Triumph der Theorie von der Geschlechterpolarität erlebte.

Als Fazit ihrer Untersuchung, die auf Studien in europäischen Archiven und Bibliotheken beruht, bricht *Schiebinger* eine Lanze für eine sorgfältige Analyse der Geschlechterdifferenz. So lange es diese Probleme gebe, könne nicht darauf verzichtet werden, denn von „einer Gleichstellung kann vorläufig keine Rede sein... Die europäische Kultur hat das Geschlecht in der Wissenschaft begraben und damit einen Teil ihrer Vergangenheit verloren. Es ist an der Zeit, diese verschüttete Geschichte ans Licht zu bringen, Wissenschaft und Gesellschaft so zu verändern, daß die Gleichung von Macht und Geschlecht nicht länger aufgeht“ (S. 389).

Günter Katsch

**Thomas Lindner, Die Peripetie des Siebenjährigen Krieges. Der Herbstfeldzug 1760 in Sachsen und der Winterfeldzug 1760/61 in Hessen, Duncker & Humblot, Berlin 1993, 256 S., 5 Karten, 3 Beilagen (= Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 2).**

Mit dem Siebenjährigen Krieg, dem ersten weltumspannenden Konflikt der europäischen Großmächte, ist aus der Sicht deutscher Geschichte in erster Linie das oft beschworene „Mirakel des Hauses Brandenburg“ verbunden: der mühsam errungene, oft scheinbar in unerreichbare Ferne rückende Sieg Brandenburg-Preußens sollte gravierende Folgen für die Geschichte der Deutschen in den kommenden zwei Jahrhunderten haben. Aus dieser Konstellation heraus und natürlich eng verbunden auch mit der faszinierenden Gestalt Friedrichs II. haben sich im 19. und beginnenden 20. Jh. eine Vielzahl von Historikern mit dem Verlauf und dem politischen Umfeld der Kämpfe in den Jahren 1756 bis 1763 beschäftigt. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ging das militärhistorische Interesse jedoch bereits deutlich zurück, und seit 1945 erschienen lediglich einige wenige Einzelstudien, die vor allem mit den Namen Christopher Duffy und Johannes Kunisch verbunden sind.

Diese Situation beschreibt der

Autor der im Mai 1993 in Köln als Dissertation angenommenen Studie im ersten Kapitel ausführlich und leitet daraus auch die vorrangigen Ziele seiner Darstellung ab: Möglichkeiten und Grenzen friderizianischer Kriegsführung und das (militärstrategische und politische) Verhältnis zwischen den beiden deutschen Kriegsschauplätzen der genannten Jahre bilden den Schwerpunkt der Darstellung (S. 4). Mit derselben will *Lindner* zudem – dies wird ausdrücklich betont (S. 2) – das 1914 abgebrochene Werk des preußischen Großen Generalstabs über die Kriege Friedrichs II. weiterführen, das bisher mit den Ereignissen im Oktober 1760 endet.

Nach der bereits erwähnten Erörterung zur Quellen- und Forschungslage folgt zunächst die Beschreibung der Entwicklungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz (S. 26-130), deren größter Teil einer Darstellung der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 gewidmet ist, aber auch die Feldzüge in Schlesien und Pommern umfaßt. Das zweite Hauptkapitel wendet sich den Ereignissen im Westen zu (S. 131-237), wobei neben der Darstellung der Züge des Jahres 1760 das Schwergewicht auf den Vorgängen zwischen Anfang Februar und Ende März 1761 mit den bedeutsamen Gefechten bei Langensalza und Grünberg und der Belagerung von Kassel liegt. Pläne zu den erwähnten Gefechten und die Ordres de Bataille

der Kriegsgegner im Anhang runden die gediegene Darstellung ab.

Die Zusammenfassung am Ende des Bandes („Grenzen und Grenzüberschreitungen“) unterstreicht dann noch einmal die streng militärhistorische Ausrichtung der Darstellung, indem der Autor die Veränderungen im System absolutistischer Operationsführung besonders herausstellt, die Bedeutung der einzelnen Treffen in bezug auf die militärische Gesamtlage gewichtet, auf die Verdienste der verschiedenen Truppenführer verweist und das Fehlen einer Biographie Herzog Ferdinands von Braunschweig-Lüneburg, des Oberbefehlshabers der preußischen Alliierten Armee, als Forschungsdesiderat ausmacht. Die auf hohem sprachlichem Niveau stehende Arbeit kann damit als eine gelungene Weiterführung des Generalstabs-Werkes gelten, der allerdings demzufolge jede Beziehung zum sozialen Umfeld der militärischen Kampfhandlungen fehlt.

Katrin Keller



**Gangolf Hübinger/Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main 1993, 246 S.**

Während in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche ihre rare Existenz – oder vielleicht eher ein als ungenügend empfundenes Engagement – lautstark beklagt wird, sehen sich Intellektuelle in vermeintlich ruhigeren Zeiten nicht selten gesellschaftlicher Schelte ausgesetzt. Was zeichnet diese Spezies aus? Intellektuelle „stellen sich in den Dienst eines Ideals, weltdeutend und sinnvermittelnd. Sie leiten aus diesem Ideal Kulturwerte ab und kämpfen um deren Verbindlichkeit bei der rationalen Gestaltung der sozialen Ordnung und der Systematisierung persönlicher Lebensführung. Bei der sozialen Vermittlung abstrakter Werte verfügen sie über die Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes, ohne die politische Verantwortlichkeit für das daraus resultierende praktische Handeln übernehmen zu müssen. Ihre Erfolgchancen liegen in ihrem ‚tatsächlichen oder möglichen Wert als Störfaktor‘ (Schumpeter) politisch willkürlicher, sozial ungerechter, bürokratisch verhärteter oder kulturell leerlaufender Ordnungen.“ (S. 202)

Ein Nachholebedarf sowohl gegenüber Forschungen zu Intellektuellen andernorts als auch im Vergleich mit Erörterungen zu ihrer Rol-

le in anderen geschichtlichen Abschnitten habe das Interesse auf die Zeit des Kaiserreiches gelenkt – so die Begründung der Herausgeber für diesen Band. Dem ist sicher zuzustimmen, und man empfindet ihn umso deutlicher, als die Zeit des Kaiserreiches einen geschichtlichen Abschnitt von partiell dramatischer Dynamik bildet. Wiewohl die Staatsform mehrere Jahrzehnte trug, war der Eintritt Deutschlands in die Moderne dennoch in mancherlei Hinsicht ein Prozeß gewaltiger Veränderungen und namentlich unter Intellektuellen tiefgehender Differenzierungen.

Umso verdienstvoller ist, daß mit insgesamt zehn Aufsätzen ein resümierender Einblick in die hier anvisierte Problematik vorliegt. Die Beiträge stehen zudem in einem äußerlichen Zusammenhang, als sie sämtlich aus dem Umfeld der Forschungen *Wolfgang J. Mommsens* hervorgegangen sind; Herangehensweise und Sujet sind dagegen erfreulich unterschiedlich.

Vor allem als Studien über herausragende Persönlichkeiten der Zeit lassen sich der gediegende Überblick *Mommsens* zu Max Weber und *Friedrich Lengers* zu Werner Sombart lesen. *Gerd Krumeich* sondiert den Stand der Ausprägung der Intellektuellenschicht anhand ihrer Reaktion auf die Dreyfus-Affäre im Deutschen Reich. Über die facettenreichen Auseinandersetzungen von Sozial-

wissenschaftlern mit der Theorie von Karl Marx berichtet *Rita Aldenhoff*, während *Edith Hanke* exemplarisch Linien der intensiven Rezeption Tolstois nachzeichnet. Blicke auf über Deutschland hinausreichende Horizonte öffnen die Ausätze von *Birgitt Morgenbrod* über den schwierigen Umgang deutscher Intellektueller mit der Stadt Wien und *Eva Karadis* Porträt des Budapester „Sonntagskreises“ um Georg Lukács. *Dittmar Dahlmanns* Beschäftigung mit russischen Intellektuellengruppen an den deutschen Universitäten zielt in der Sache genauso auf den länderübergreifenden Wissenschafts- und Kulturtransfer wie *Wolfgang Schwentkers* Untersuchungen zur Rolle japanischer Intellektueller, die ihre Bildung wesentlich in Deutschland vervollkommneten. Wesentlichen Aspekten des vielschichtigen Prozesses der Veränderung in der Schicht der Intellektuellen in den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geht schließlich *Gangolf Hübinger* nach.

In der Summe bilden die zumeist materialreichen Aufsätze vor allem ein handliches Arbeitsbuch, das panoramagleich einen Zwischenschritt der Forschung resümiert. Etwas überzogen erscheint die Auffassung der Herausgeber, daß es sich beim Untersuchungsgegenstand noch immer um einen „weißen Fleck“ handelt. Neben mancherlei vorangegangenen Forschungen anderer haben nicht zuletzt die hier tätigen Autoren

mittlerweile Arbeiten vorgelegt, wozu einige ihrer Aufsätze in direkter Beziehung stehen. Vielleicht wäre, um im Bild zu bleiben, zu folgern, daß neue Farbtupfer ein in Entstehung befindliches Bild weiter konturieren. Es ist deshalb nur konsequent, daß ein Aufsatz *Hübingers* über die deutschen Intellektuellen als Gegenstand zukünftiger Forschung den Band beschließt. Seine Überlegungen bestimmen den gegenwärtigerreichten Stand und sparen auch nicht an berechtigter Polemik gegenüber vorliegenden Veröffentlichungen. Die Bestimmung der nächsten Aufgabenstellungen tritt dahinter etwas zurück. Als ein Fingerzeig ist sicher sein Verweis auf den Nachvollzug des Bedeutungswandels des Begriffs „intellektuell“ im damaligen Diskurs zu verstehen, der zum Ausgangspunkt für ein noch tieferes Eindringen in ein reizvolles Forschungsgebiet werden könnte.

Gerald Diesener

**Walter Reese-Schäfer, Was ist Kommunitarismus?, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1994, 191 S. (Reihe Einführungen).**

Offenbar erfreuen sich nicht alle amerikanischen Exporte andernorts solch rascher und unumschränkter Beliebtheit wie Fastfood-Ketten; auch dies kann man am hier zu erörternden

## Buchbesprechungen

Gegenstand – einer in der Neuen Welt inzwischen fest etablierten Denkrichtung – ebenso exemplarisch wie eindrücklich erfahren. Denn der Kommunitarismus kann inzwischen auf eine über ein Jahrzehnt andauernde Präsenz im amerikanischen Diskurs schauen, während er außerhalb des angloamerikanischen Sprachraums zunächst eher zögerlich wahrgenommen wurde. Nach zuletzt mancherlei Beiträgen über die Kommunitarier ist sehr zu begrüßen, daß nun ein um die systematische Einführung in dieses Denken bemühter Band vorliegt, der selbst noch im Vorjahr erschienene Titel einzubeziehen vermochte. Der klar argumentierende und sichtlich um abgewogene Urteile bemühte Band stammt vom Hallenser Politikwissenschaftler *Walter Reese-Schäfer* und schließt an seine in derselben Reihe erschienenen einführenden Titel „Jürgen Habermas“ und „Richard Rorty“ an.

Eine Fragestellung im Titel erheischt zunächst eine möglichst prägnante Antwort. Und so unternimmt der Autor auch gleich zu Beginn seiner Darstellung den Versuch der Definition, indem er den Kommunitarismus als ein von innen heraus unternommenes Streben nach Revision der die heutige westliche Gesellschaft prägenden philosophischen und politischen Konzeptionen charakterisiert. Insbesondere das dominierende liberale Leitbild „konsequent atomisierte(r), voneinander

isolierte(r) und ihren Eigeninteressen folgende(r) Individuen“ steht hierbei im Zentrum der Kritik. Gemutmaßt wird, daß sich eine linear in diese Richtung weiterentwickelnde Gesellschaft selbst der Grundlagen eines auskömmlichen gemeinschaftlichen Lebens aller ihrer Mitglieder beraubt. Wie also, lautet die Frage, ist daher in der Zukunft das „gute Leben“ aller zu organisieren? Bemerkenswert ist dabei, daß es sich hier nicht um lediglich in der Studierstube gewonnene abstrakte Anregungen handelte, vielmehr verflochten sich in den Jahren der Regierung Reagan und wohl ebenso Thatcher intellektueller Diskurs und handgreifliche praktische Alltagserfahrung und -wahrnehmung bei den Kommunitariern zu einer Symbiose, die die Genese dieses Denkens spürbar beschleunigte.

Bis heute hat sich der Kommunitarismus allerdings nicht in Form einer modernen wissenschaftlichen Schule mit dem unumstrittenen Haupt, einer verbindenden Zeitschrift und einem Kanon gemeinsamer Auffassungen einschließlich der Dogmenzensur organisiert. Das macht die Bestimmung jener Inhalte, die nur er allein vertritt, ebenso schwierig, wie sich der Kommunitarismus einer relativ klaren Abgrenzung gegenüber verwandten Denkansätzen entzieht. Hinzu tritt, daß sich über die zentrale Frage, wieviel Gemeinsinn eine liberal verfaßte Gesellschaft heute braucht, gewiß auch an anderen Orten der

Kopf zerbrochen wird. So ist schnell verständlich, weshalb der Autor so nachdrücklich betont, die Kommunitarier stünden faktisch „quer“ zu den traditionellen Parteibildungen in Politik und Ideologie.

*Reese-Schäfer* wählte den für eine Einführung gut geeigneten Weg, über jeweils einen namhaften Kommunitarier und dessen speziellen Zugriff auf das Gesamtproblem jene Mosaiksteine zusammenzutragen, die zuletzt – auch aufgrund seiner übersichtlichen und klar strukturierten Vorgehensweise – in der Summe auch eine Kontur des Ganzen erkennen lassen. Zügig und schnörkellos schreitet er dabei das Terrain ab, ebenso sicher in der Bestimmung der zentralen Gesichtspunkte und Ideen, wie er durch zahlreiche Verweise auf genutzte wie verworfenen Vorleistungen aus der Geschichte des politischen Denkens seine Sachkunde in dieser Historie beweist. Hinzu tritt eine – zumeist knapp gehaltene – partielle Berücksichtigung mittlerweile vorgebrachter Kritiken an den Kommunitariern, schließlich markiert auch der Autor seine Position in zentralen Fragen. Wenn man man so will, liegt also ein kleines Kompendium vor, dessen Spektrum vom Porträt des ganzheitlichen Ansatzes bei Charles Taylor zu den vorwiegend philosophisch – Alasdair MacIntyre – oder soziologisch – Robert Bellah – geprägten Zugängen reicht, das Benjamin Barbers Partizipationsmodell

einer stark zukunftsorientierten „televisionären Graswurzeldemokratie“ erörtern und die von Martha Nussbaum und Michael Walzer kommenden Überlegungen, wie schon in der jetzigen Gegenwart einige Lösungswege für diagnostizierte Probleme aussehen könnten, beschreibt.

Vervollständigt wird der Band durch zwei thematische Kapitel. Der Abschnitt über kommunitarische Erwägungen und Konzepte zur internationalen Politik, der vor allem Walzers Überlegungen und Beobachtungen zum Weg zu einer neuen Weltinnenpolitik rekapituliert, liest sich dabei direkt spannend. Die abschließende Frage, ob die Kommunitarier politische Romantiker seien, wird sowohl mit einem „Ja“ als auch mit einem „Nein“ beschieden.

Wie schon eingangs bemerkt, fanden die Kommunitarier hierzulande zunächst erst zögerliche Aufnahme. Das hat sich zwischenzeitlich verändert, zuletzt ist die Debatte neben anderen von Cornelia Klinger (vgl. *Transit*, 7 | 1994, S. 122-139) kräftig angefacht worden. Wie immer man zu den Argumenten stehen mag – sie bedeuten vor allem frischen Wind. Denn das seines aus dem Ost-West-Konflikt stammenden beengenden Korsetts verlustig gegangene politische Denken in Europa dürstet geradezu nach bedenkenswerten Orientierungspunkten, die einem schillernenden Transformationsprozeß in eine noch unbestimmte Zukunft den Weg

weisen. Der kommunitarische Ansatz kann ein Punkt sein, der eine Wegmarke im wohl nie endenden Nachsinnen über die bestmögliche Welt markiert. Man darf gespannt sein, was er in der Zukunft zu leisten vermag.

Gerald Diesener

**Dankwart Rost, Pawlows Hunde. Die Legende von der beliebigen Verführbarkeit des Menschen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1993, 302 S.**

Erinnern wir uns der Wochen des Golfkrieges. Tagelang wird einer fieberhaft gespannten Weltöffentlichkeit nicht die Authentizität geboten, mit der der Krieg visuell miterlebt werden will: lediglich Explosionen und Blitze in der Nacht, ein menschenleeres Computerspiel des „chirurgischen Eingriffs“, keine Bilder von Blut und Leid. Dann endlich die ersten Reportagen „vor Ort“. Aus dem Persischen Golf werden verendete Vögel geborgen: Ölpest. Ein riesiger Teppich, so heißt es, breite sich vor der Küste aus, werde alles Leben auf Jahre hin abtöten. Eine Frage von Tagen nur, bis er Bahrein erreicht. Saddam Hussein, der Unmensch, der Teufel, schreckt offenbar nicht ein-

mal vor einem Umweltkrieg zurück – diese Botschaft bleibt zurück.

Diese Botschaft sollte zurückbleiben, denn nach sechs Wochen ist der Golfkrieg vorüber, und von der Ölpest redet niemand mehr. Sie hat es nie gegeben, sie war nichts als ein Propagandacoup westlicher Medien und einzig dazu bestimmt, in der Weltöffentlichkeit eine geschlossene psychische Abscheurnauer gegen den Teufel Saddam zu errichten. Ein grandioses Beispiel von weltumspannender Meinungssteuerung und Manipulation in unseren Tagen.

Vor einem solchen Fall sollte das neue Buch des ehemaligen Präsidenten des Zentralausschusses der Deutschen Werbewirtschaft und Werbeleiter der Siemens AG über das Thema „Ist der Mensch manipulierbar?“ gelesen werden. „Die allgemeinen Vorbehalte gegenüber jeglicher Art von Beeinflussung abzubauen und die stereotypen Vorstellungen über Manipulation und Beeinflussung durch konkretes Wissen zu ersetzen“ (S. 281), das ist sein großes Ziel. Dazu erscheint dem Autor die übliche humanwissenschaftlich orientierte Kombination aus Kommunikationstheorie, Soziologie und Sozialpsychologie als viel zu eng ausgerichtet. „In einem breit angelegten Streifzug durch so unterschiedliche Gebiete wie Evolutionsbiologie, Neurologie, Verhaltenswissenschaft und Soziologie“, so der Klappentext, gelinge Rost der Nachweis, daß bei der

Einflußnahme von einer automatischen Wirkung im Sinne eines Reiz-Reaktions-Schemas nicht ausgegangen werden kann, daß sie andererseits zum sozialen Leben gehöre und Teil der Natur des Menschen sei. „So kann er eine Reihe gängiger Vorurteile demaskieren.“

Um es gleich zu sagen: das Buch hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. So sehr sich *Rost* bemüht, sich in seinem Diskurs über Möglichkeit, Funktion und Wert von Beeinflussung bei den „objektiven“ Naturwissenschaften zu versichern und eine Unzahl interessanter Belege beibringt, es bleibt ein zutiefst persönliches Buch. Es ist die Biographie, ja das Vermächtnis eines 68-Geschädigten, in dem leider zu oft die Attitüde einer Generalabrechnung durchscheint, was seiner wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit nicht eben förderlich ist. Freilich: *Rost* mußte sich Heerscharen ideologischer Gegner erwehren und konnte dies, wie er selbst einräumt, seinerzeit nur unzureichend tun. Da waren die Linken aller Schattierungen, vorneweg die Vertreter der Frankfurter Schule, die ihn in den siebziger Jahren mit Manipulationsvorwürfen an das Monopolkapital als ZAW-Präsident überschütteten und ihm zudem ein „Theoriedefizit“ bescheinigten, da war (und ist) der Saarbrücker Kommunikationszar Werner Kroeber-Riehl mit ähnlichen Behauptungen über die konditionierten Verbraucher, die von „der Industrie“ zum

eigenen Nutzen wie „Pawlowsche Hunde“ förmlich abgerichtet seien, da war die antiautoritäre Erziehung, da waren die Beatles und die Rockmusik, da war schließlich sogar Konrad Lorenz, der mit seinem Buch über die „acht Todsünden der Menschheit“ dem „Manipulationswahn“ das Wort geredet habe. Ausgerechnet ihn, den Biologen, bei seinen ideologischen Gegnern zu wissen, tut *Rost* besonders weh, erhofft er sich doch gerade von dieser Wissenschaft Schützenhilfe bei seinem Versuch, mit allen auf dem Manipulationsvorwurf basierenden „Verschwörungstheorien“ endgültig aufräumen zu können.

Bei aller Inanspruchnahme neurologisch-physiologischer, onto- und phylogenetischer Erkenntnisse: sie liefern dem philosophisch geschulten *Dankwart Rost* letztlich nur das moderne Füllmaterial für seinen klassischen erkenntnistheoretischen Ansatz. Was in der Logik der Biologie und Erkenntnistheorie nicht möglich ist (wie z.B. die subliminale Wahrnehmung), kann für *Rost* folglich auch im Sinne einer – philosophischen – Ethik des Senders nicht zur Diskussion stehen. Aus erkenntnistheoretischer Sicht ist ja nur der Empfänger und dessen Wahrnehmungs-, Selektions- und Filtervermögen im Kommunikationsgeflecht interessant. Gerade die Dialog- und Massentheorien aber, die immer auch den Einflußgeber („Sender“ resp. „Führer“) im

## Buchbesprechungen

Kommunikationsprozeß im Auge behalten, spielen in diesem Buch nur eine untergeordnete Rolle.

Insofernweist sich *Rost* als recht undankbarer Schüler seines großen Lehrers, des Werbetheoretikers Hans Domizlaff, den er zwar erwähnt (S. 236), dessen „massenpsychologische Gesetze“ er während seiner Berufspraxis sehr wohl studiert und umgesetzt hatte, dessen Theorie der Suggestibilität er hier aber nur gerade einmal streift. Zu seinen Lebzeiten war Domizlaff nicht müde geworden, den fundamentalen Unterschied zwischen Individual- und Massenpsyche zu predigen; nur über den Anteil an Massenpsyche, den jeder Mensch in sich trage und dem alle selbstreflexive Kraft abgehe, sei Beeinflussung, Steuerung, ja letztlich staatstragende Herrschaft möglich. Massengesetze seien in letzter Konsequenz eben Seinsgesetze. In jüngster Zeit hat Serge Moscovici in seinem großen Buch über das „Zeitalter der Massen“ (von *Rost* freilich ignoriert) erstaunlich ähnliche Gedanken vorgetragen und wissenschaftlich zu untermauern versucht. Doch Domizlaff bejahen hieße nicht nur die Techniken, sondern eben auch die Inhalte von Manipulation bejahen, mithin die Demokratie verneinen (was Domizlaff ausgiebigst tat), und gerade das kann sich *Rost*, der unablässig der „Persuasion“ als der demokratischen Form der Beeinflussung das Wort reden möchte, nicht erlauben.

Denn eines muß selbst *Rost* einräumen: „Massenkommunikation ist im wesentlichen einseitig“ (S. 220). Damit ist aber auch die entscheidende Voraussetzung für Beeinflussung – die sich unversehens und unbemerkt zur Manipulation mausern kann – gegeben: der unterschiedliche Kenntnisstand von Sender und Empfänger. Was der Sender vorab auswählt und zubereitet, kann der Empfänger in der Regel nicht noch einmal auswählen, er muß das fertige Informationsprodukt (siehe Golfkrieg-Beispiel) zunächst einmal „schlucken“, bevor er es einer Prüfung unterziehen kann. Erst nachdem der Wahrnehmungsakt vollzogen ist, entfaltet sich aber die manipulative Wirkung. Sie ist keine Frage der Technik, sondern der Inhalte. Das Problem liegt überdies ja nicht darin, daß „der“ Mensch frei ist, nachzudenken und zu entscheiden, sondern wie es mit „den“ Menschen bestellt ist, die einer Beeinflussung ausgesetzt sind.

Immer dann gewinnt das Buch an Glaubwürdigkeit, wenn es aus gesättigter Erfahrung spricht, wie beispielsweise im Kapitel 10 („Wirkungsfaktoren und Grenzen der Persuasion“). Sobald aber *Rost* versucht, Persuasion an Demokratie, Manipulation an Sozialismus/Kommunismus zu knüpfen, bleiben mehr als nur Fragen offen. „Keineswegs können die allgemeinen Wirkungen der Massenmedien in den westlichen Demokratien mit den Massenmanipulati-

onen gleichgesetzt werden, wie sie in den sozialistischen Regimen gehandhabt wurden“, das ist sein Credo. Doch damit spricht er, freilich in ganz anderem Sinne, etwas sehr Wahres aus: Die Manipulationsmethoden des Westens sind in der Tat ungleich subtiler, psychologisch ausgefeilter und auf die Dauer gesehen effektiver als jedes noch so großkalibrige Propagandageschütz des Ostens; auch eine Propaganda der leisen Töne bleibt immer noch Propaganda, auch wenn sie sich niemals so nennt. Denn nicht zuletzt war ja der Zusammenbruch der DDR ein Sieg der effektiveren Beeinflussungsmethoden, schürten diese doch per (Werbe-) Fernsehen geschickt der Menschen tägliche Sehnsucht nach dem anderen, besseren System. Erst jetzt, wo die Botschaften des Goldenen Westens in millionenfacher Bewährungsprobe stehen und oft genug nicht einlösen können, was sie einst versprochen, erscheinen sogar manche Äußerungen Karl Eduard von Schnitzlers (beispielsweise über die Arbeitslosigkeit im Kapitalismus) in ganz anderem Licht.

Das Buch dokumentiert schließlich, wie bei der Deutschen Verlagsanstalt mit Manuskripten verfahren wird. Ein Satz wie dieser (von denen es einige gibt): „In erster Linie wird das Unbewußte aber in jenen Zuständen wirksam, in denen bewußtes Denken und Handeln nicht stattfindet“ (S. 83) offenbart in all seiner

Redundanz auch noch Schluderdeutsch. Er gehört vom Lektorat gestrichen – oder ist dieses vielleicht schon gestrichen worden?

Dirk Schindelbeck

**Birgit Büttow/Heidi Stecker (Hrsg.), Eigenartige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern, Kleine Verlag, Bielefeld 1994, 356 S. (Theorie und Praxis der Frauenforschung, Bd. 22).**

Unter originellem Titel erschien kürzlich ein Buch, das von zwei Leipziger Frauenforscherinnen unter dem Dach des Vereins „Alma – Frauen in der Wissenschaft e.V.“ herausgegeben wurde. 22 Autorinnen aus dem Osten und eine aus dem Westen beschreiben in diesem Band die Spezifik der sogenannten Ostfrau.

Zunächst liegt die Stärke des Bandes in der Verwirklichung des Anspruchs der Herausgeberinnen, „Vielfalt in ihrer Differenziertheit zu problematisieren“ und gängige (vor allem westliche) Klischees aufzuweichen. Die Autorinnen stimmen bei aller Differenzierung in ihrem leidenschaftlichen Plädoyer gegen Vorurteile, Anpassung, Ausgrenzung und Unterordnung überein; sie treten ve-



hement für Toleranz und Autonomie ein. Sie wehren sich dagegen, Frauen als „defizitäre Nachzüglerinnen“ betrachtet zu sehen, und verdeutlichen auf dem Hintergrund unterschiedlicher Sozialisations-, Arbeits- und Lebensbedingungen statt dessen die „Andersartigkeit“ weiblicher Sicht-, Arbeits- und Lebensweise und die daraus resultierenden Potenzen für die gesellschaftliche Entwicklung. Sie engagieren sich für die Einbeziehung dieser Sichtweise als „Investition für die Zukunft“, weil von Frauen favorisierte Handlungsstrategien und Wertorientierungen Lösungen für globale Menschheitsprobleme bieten können.

Gewinn ziehen LeserInnen auch daraus, daß die Autorinnen – einem Prinzip der feministisch orientierten Frauenforschung gemäß – ihre eigene Betroffenheit und Bezogenheit zum erkenntnisleitenden Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen machen. So stellen einige von ihnen eigene Erfahrungen mit der DDR-Vergangenheit und dem Umbruchsprozeß bzw. mit den von ihnen untersuchten spezifischen Berufs- und Alltagsfeldern zur Diskussion.

Indenempirischen Beiträgen wird häufig darauf verwiesen, daß die Autorinnen erst am „Anfang der Aufarbeitung“ stünden; sie referieren erste Ergebnisse von Untersuchungen, die auf Fragebogen- und Literaturanalysen fußen und behalten sich eine weitergehende Theorie-

tisierung für künftige Publikationen vor. Die hier angestrebte Rekonstruktion tatsächlicher Lebensverhältnisse in der DDR, verbunden und verglichen mit der Analyse gegenwärtiger Lebensverhältnisse und Befindlichkeiten von Frauen in der neuen Bundesrepublik erfordert aber einfach Zeit und – angesichts des oftmals „ehrenamtlichen“ Charakters dieser Forschungstätigkeit – Engagement. Methoden der quantitativ orientierten Sozialforschung können da zunächst einen Überblick und verallgemeinerungsfähige Grundaussagen liefern; die differenzierte „Tiefenanalyse“ sollte später mit eher subjektorientierten Methoden wie Interviews und Einzelfallstudien erfolgen.

Was ist nun tatsächlich das Eigenartige oder auch Typische an den Frauen aus dem Osten?

In der DDR wurde die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft auf dem Hintergrund eines Netzes sozialer Unterstützungsmaßnahmen als Verwirklichung der Gleichberechtigung von Frau und Mann gefeiert. Tatsächlich führte sie zur „Ausbeutung der Leistungsreserve Frau“ in Form ihrer Doppelbelastung, während die soziale Gleichberechtigung nach wie vor in Frage stand. Frauen engagierten sich nicht weniger als Männer im Beruf und in der sogenannten gesellschaftlich-nützlichen Arbeit, qualifizierten sich und trugen „nebenbei“ die Hauptverantwortung für die Erziehung der

Kinder und die Versorgung der Familie. Sie wurden dennoch schlechter bezahlt und aus bestimmten Berufsfeldern und aus Leitungspositionen ausgegrenzt. Auch nach der Wende räumten sie der Erwerbstätigkeit einen hohen Stellenwert ein, versuchten sich der Umbruchsituation aktiv zu stellen und nach neuen Chancen zu suchen. Viele Beiträge in diesem Buch verdeutlichen das anschaulich.

Tatsächlich typisch für die Ostfrauen ist jedoch darüber hinaus (und das wissen insbesondere Westfrauen immer wieder zu bemängeln), daß sie sich stärker am traditionell weiblichen Rollenstereotyp orientieren, daß ihnen offensive Macht- und Einflußbestrebungen völlig abzugehen scheinen und daß ihnen jegliches Diskriminierungsbewußtsein fehlt, offensichtlich weil die soziale Ungleichheit in der DDR nicht – wie in westlichen Gesellschaftssystemen – existentielle Konsequenzen hatte. So fühlten sich sogar politisch verfolgte Frauen in der DDR nicht aufgrund ihres Geschlechts, sondern höchstens als Andersdenkende diskriminiert. Und ihren Widerstand begründeten sie bis in die späten achtziger Jahre hinein vorrangig mit politischen, aber nicht mit geschlechtsspezifischen Argumenten.

Warum Ostfrauen sich in dieser Rolle einrichteten, warum viele von ihnen sich heute nur als „Verliererinnen der Einheit“, aber nicht auch an

der Situation verantwortlich fühlen – worin also die Funktion dieses Denkmusters besteht –, darauf geben die Beiträge in diesem Buch (vorerst) kaum Antwort. Für die erwähnten künftigen, eher subjektorientierten Untersuchungen könnte das eine spannende Fragestellung sein.

Carola Glücksmann

***Martina Morschhäuser, Frauen in Männerdomänen – Wege zur Integration von Facharbeiterinnen im Betrieb, Bund-Verlag, Köln 1993, 181 S., Tabellen.***

Das vorliegende Buch ist eine empirische Studie über die Integration von weiblichen Fachkräften in gewerblich-technischen Unternehmen. Betrachtet wurden der historische Hintergrund, die Situation der Facharbeiterinnen in elf ausgewählten Betrieben der Metall- und Elektrobranche und die Bedingungen für den Einsatz der weiblichen Fachkräfte.

Die Autorin ging davon aus, daß es für die Facharbeiterinnen besonders schwierig ist, in gewerblich-technischen Unternehmen Zugang zu finden, und daß es dafür verschiedene Gründe gibt.

## Buchbesprechungen

Die ausgewählten Groß- und Kleinbetriebe nahmen teilweise an dem Bundesmodellversuch zur Integration von Frauen im Handwerk in den sechziger/siebziger Jahren teil und gelten hinsichtlich ihrer Frauenförderung in den Bundesländern als Vorbild.

In Form von leitfadengestützten Interviews wurden im Zeitraum von November 1991 bis April 1992 insgesamt 70 Facharbeiterinnen, männliche Kollegen, Vorgesetzte, Management- und Betriebsratsvertreter befragt, um die berufliche Laufbahn der Facharbeiterinnen, das Sozialgefüge und die Handlungskonstellationen im Einsatzgebiet zu analysieren.

Näher untersucht wurden die Ausbildungsverhältnisse und die eventuelle Übernahme der weiblichen Fachkräfte durch das Unternehmen, der ausbildungsadäquate Einsatz und die Entlohnung von Männern und Frauen, die beruflichen Aufstiegschancen und die soziale Akzeptanz und Anerkennung durch die männlichen Kollegen.

*Morschhäuser* vertritt die Auffassung, daß neben den betriebsinternen Hinderungsgründen die gesellschaftlichen Beschäftigungsbarrieren die größere Rolle für den Einsatz weiblicher Fachkräfte in gewerblich-technischen Unternehmen spielen. Schon in der Schule und später in der Ausbildung wird eine geschlechtsspezifische Aufteilung von Berufen

sichtbar. Frauen arbeiten oft mehr in hausarbeitsähnlichen Berufen, die oftmals niedriger entlohnt werden und ein erhöhtes Beschäftigungsrisiko mit sich bringen. Dementsprechend ist der ausbildungsadäquate Einsatz in den gewerblich-technischen Bereichen und ein dortiger Aufstieg trotz Frauenförderungsprogrammen eher die Ausnahme.

Der Bundesmodellversuch zur Frauenförderung hat an diesen Sachverhalten wenig geändert. Auch eine entsprechende Qualifikation der Frauen ist keine hinreichende Bedingung für die Aufhebung von geschlechtsspezifischer Segregation.

In den untersuchten Betrieben lagen die Vorbehalte bei den männlichen Vorgesetzten und Kollegen vor allem in den Zweifeln an der Fachkompetenz der Frauen, der Annahme eines erhöhten Krankenstandes und dem Ausfall durch Schwangerschaft begründet.

Für alle Facharbeiterinnen war es anfangs schwierig, im Männerkollektiv akzeptiert und gleichberechtigt aufgenommen zu werden. Sie mußten mehr leisten als ihre männlichen Kollegen, Durchsetzungskraft und Selbstbewußtsein beweisen. Viele nahmen männliche Verhaltensweisen an und grenzten sich gegen „Emanzen“ ab.

Ist die Integration einer Facharbeiterin in einer Männergruppe erfolgreich, geht damit eine Verbesserung des Arbeitsklimas einher, das

sich durch einen aufgeschlosseneren und toleranteren Umgang der Kollegen miteinander zeigt.

In den Kleinbetrieben ist die Frauenförderung in erster Linie die Sache des Chefs, und weibliche Fachkräfte werden eher abgelehnt. Ist der Arbeitgeber den Frauen gegenüber aufgeschlossen eingestellt, gibt er ihnen Chancen zur Weiterbildung und fördert Gemeinsamkeiten und Gemeinschaftlichkeit.

In den Großbetrieben wird der Einsatz von Facharbeiterinnen vor allem durch Betriebsrats- und Managementvertreter unterstützt. Dort war die Erhebung schwieriger, da, wie die Autorin schreibt, durch die Größe des Betriebes ein kompliziertes Gebilde vorhanden ist, das vielfältiger und uneinsichtiger ist. Es gibt Differenzen zwischen einzelnen Abteilungen, und die Integration der weiblichen Fachkräfte ist abhängig vom Engagement des jeweiligen Meisters eines Bereiches.

Fast immer bestehen Vorurteile seitens der männlichen Kollegen, die ihre Domäne nicht mit Frauen teilen wollen. Sie fühlen sich benachteiligt, wenn durch Frauenförderungsprogramme Frauen in vormals durch Männer besetzte Positionen gelangen. Darum wird es in den untersuchten Betrieben für wichtig gehalten, vor dem Einsatz solcher Programme mit den Männern zu sprechen und sie durch eventuelle Anreize für den Versuch zu gewinnen.

Letztendlich wird die Perspektive von Facharbeiterinnen ohne staatliche Frauenförderung weiterhin ungünstig sein.

Ines Wahle

**Heiner Keupp (Hrsg.), Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994, 296 S.**

Obwohl recht anspruchsvoll, ist dieses Buch nicht nur für den inneren Zirkel der Sozialpsychologie interessant, denn der Text enthält die interdisziplinären Anschlußstücke zu Soziologie, Politikwissenschaft, Wissenschaftstheorie und Psychologie. Die von verschiedenen Perspektiven aus unternommenen Bestandsaufnahmen der bisherigen Entwicklung der Sozialpsychologie, die häufigen Zitationen und Querverweise auf andere Quellen machen die Darstellung zudem auch für Studierende interessant.

Der Münchner Sozialpsychologe *Heiner Keupp* hat fünf Autorinnen und zwei Autoren um sich versammelt, um die „grundlegenden theoretischen Quellen“ für das diese Gruppe einende „Verständnis von reflexiver Sozialpsychologie“ deutlich zu machen. Das Attribut „reflexiv“ ist

im übrigen keine modische Ornamentierung zur Schaffung eines gewissen Wiedererkennungswertes auf dem wissenschaftlichen Markt, sondern ein unter den verschiedenen Texten liegendes methodisches Prinzip. Die Produktion sozialwissenschaftlicher Theorie wird so für die Autorinnen und Autoren selbst wieder zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Reflexion, denn „es ist nichts an Erkenntnis gewonnen, wenn sich Sozialpsychologie als theoretische Verdopplung der gelungenen Ausblendungen und Verkürzungen der ‚Pseudokonkretheit‘ des Alltagsbewußtseins betätigt“ (S. 16), wie *Keupp* in seiner Einführung feststellt. Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler dürfen sich bei der Kritik dieser „gelungenen Ausblendungen“ getrost angesprochen fühlen. *Gudrun Brockhaus* fordert völlig zu Recht, die „eigene Position nicht hinter einer Maske wissenschaftlicher Unberührt-heit zu verstecken, sondern miteinzu-beziehen. Denn ich gehe davon aus, daß mein Wille zur Objektivität die subjektiven Bedürfnisse nicht zum Verschwinden bringen wird. Solange diese unbewußt sind, werde ich die Wissenschaft dazu benutzen, um meine argumentative Rüstung zu verstärken.“ (S. 58) Bezogen auf die sozialwissenschaftliche Interpretation der beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften und deren späteren Vereinigungsprozeß sei das den heute Forschenden nachdrücklich ins

Stammbuch zu schreiben, gerade weil die heutige, sich als wertneutral und objektiv definierende Sozialwissenschaft solchen Überlegungen noch recht verschlossen gegenüber steht. *Helga Bilden*, die über feministische Perspektiven in der Sozialpsychologie nachdenkt, stellt fest, daß ein „parteilicher“ und kritischer Ansatz „der Psychologie, die auf ihre Wertfreiheit pocht, (als) unakzeptabel und völlig unwissenschaftlich“ gelte. (S. 148) In ihrem Beitrag zeigt sie aber, daß es die angeblich wertneutrale und objektive Psychologie sei, die bei der Analyse bestimmter psychischer Funktionsstörungen versage. Und zwar deshalb, weil in der gegenwärtigen Psychologie ‚der Mensch‘ implizite auf den Mann reduziert sei, genauer – auf „den weißen euroamerikanischen Mittelklassen-Mann“. Allerdings scheinen mir mit dem folgenden Satzfragment bereits wieder die Niederungen von impliziten Ideologisierungen erreicht zu sein: „.... die nicht Feministin, aber einfühlsame Forscherin...“ (S. 161)

Auch retrospektiv werden in diesem Buch ideologiekritische Sichtweisen auf Theorieentwicklung eingenommen. *Joachim Hohlt*, der die Bedeutung von Elias für eine historische Sozialpsychologie zeigt, kommt ebensowenig umhin, die unhistorischen und normativ-eurozentristischen Momente der Eliasschen Zivilisationstheorie zu benennen wie *Brockhaus* und *Sigrun Anselm* in

Bezug auf Freuds Universalisierungen.

Das explizite Thema dieses Buches ist jedoch nicht die Kritik des ideologischen Pseudoobjektivismus in den Sozialwissenschaften, sondern die aktuellen, spezifischen Formen der Subjektentwicklung, der Individualisierung und Identitätsentwicklung. Die Debatte sieht sich in der kritischen Nachfolge von Freuds, Elias', Adornos und Marcuses Überlegungen zum Thema. *Elisabeth Beck-Gernsheim* setzt sich mit erklärenden Darstellungen von Individualisierungsprozessen und postmoderner Entwicklung auseinander. Subjektforschung sollte sich heute nicht mit der falsch gestellten Frage beschäftigen, ob es aktuell „ein Mehr oder ein Weniger an Individualisierung“ gibt, sondern welche Spezifik die gegenwärtigen Individualisierungs- und Standardisierungsprozesse haben. Sie stellt fest, daß die enttraditionalisierten, scheinbar freien Subjekte gezwungen seien, ihre nun individuellen Wünsche und Pläne wiederum mit institutionellen Anforderungen rückzukoppeln – das aber eben in einer unangeleiteten, experimentellen Situation, die auch vielfache Möglichkeiten des Scheiterns vorsieht. So „wird die Biografie zur neuen Vergesellschaftungsform“. (S. 134f.) Habermas nennt das „institutionalisierten Individualismus“. Das Problem bestehe für die Subjekte also darin, daß „in der individualisierten

Gesellschaft ... der einzelne ... bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen (muß), sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf den eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.“ (U. Beck) Das Leben wird – die ganze Ambivalenz der Metapher umfassend – zum Projekt. Historisch neu ist, „daß heute ganz durchschnittlichen Individuen zugemutet wird, daß sie ihr Leben ‚selbst‘ führen“. Waren es in früheren Jahrhunderten kleine Gruppen, elitäre Minderheiten, die sich den Luxus individueller Erfüllungswünsche leisten konnten, so würden heute die ‚riskanten Chancen‘ demokratisiert...“ (S. 139) Allerdings: Die Erfahrung zeigt, daß in modernen Gesellschaften immer dann viel von Demokratisierung gesprochen wird, wenn es gilt, ungleiche Ressourcenverteilung hinter der Stilisierung von Chancengleichheit zu verstecken. Die heute übliche Praxis der Demokratisierung der „riskanten Chancen“ bringt den einen vor allem die Risiken und den anderen die Chancen. Freilich hat Sozialwissenschaft nicht die Aufgabe, die schlechte Welt in eine gute zu verwandeln – sie hat die Aufgabe, die schlechte Welt so gut wie möglich zu analysieren. Bei der Wichtung der Risiken und Chancen gegenwärtiger Individualisierungs- und Standardisierungsprozesse in der Subjektentwicklung muß die Verteilung der ökonomischen, sozia-

## Buchbesprechungen

len und kulturellen Ressourcen (im Sinne der Bourdieuschen Kapitalformen) miteinbezogen werden. Die unreflektierte Verallgemeinerung der guten Ressourcenlage der sozialpsychologisch über die „riskanten Chancen“ der Moderne reflektierenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler würde nicht in das Projekt einer reflexiven Sozialpsychologie passen.

Programmatisch entwickelt *Keupp* am Ende des Buches Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Er kritisiert sowohl die „Selbstdogmatisierung“ der akademischen Psychologie und Sozialpsychologie, die sich mit „der ‚Entdeckung‘ kultur- und kontextfreier universeller Gesetze des Psychischen“ begnügt, wie auch die „gefällig-opportunistische“ Verklärung postmodernistischer Subjektentwicklung. Er hält den „Postmodernismus der Abschaffung“ (Lyotard), einen „lässigen Pluralismus“ und „zynischen Eklektizismus“, der sich lediglich um „ästhetische Aufheiterung über der westlichen Welt nach dem Ende der Geschichte“ sorgt, ebenso wie die oben beschriebene akademische Psychologie für Gegenspieler einer reflexiven Sozialpsychologie. *Keupp* beschreibt die Postmoderne als das folgerichtige Resultat der Moderne und ihrer inhärenten Entwicklungswidersprüche. Dem folgt ein Aufriß der allgemeinen Entwicklungsbedingungen der Subjekte unter den

heutigen Bedingungen.

Der Hrsg. hat seit Jahren an der Debatte über Risiken und Chancen der Auflösung geschlossener individueller Identitäten unter (post)modernen Verhältnissen mit seiner Metapher von der „Patchwork-Identität“ maßgeblichen Anteil. In diesem Buch bringt er einen neuen Ton in die Diskussion ein. Anstatt die Chancen von Patchwork-Identitäten herauszustreichen, verweist er hier auf historische Wurzeln und Funktionen klassischer, possessiver Identitäts-Konzepte – und auf den Preis, der dafür zu zahlen ist. Wenn die Moderne „Krieg gegen Ungewißheit und Ambiguität“ (Z. Baumann) ist, Ordnung und Vorhersagbarkeit sucht und diese nach ihren eigenen Prinzipien schafft, dann ist es auch nicht verwunderlich, daß ihr Identitätsverständnis von Geschlossenheit, Zentralisierung und (Selbst-)Beherrschung gekennzeichnet ist. Die spätbürgerliche Vorstellung vom heroischen, autonomen Subjekt ist ein Reflex männlicher Differenzierungserfahrung „im Spannungsfeld von Rivalität und Unterwerfung“. Sie verallgemeinert das euroamerikanische, männliche und selbstbezogene Ich, „das von anderen Menschen und von der Natur isoliert ist, und das von diesen bedroht wird, sobald es sie nicht mehr beherrscht“ (T. Harding). *Keupp* führt aus, daß dieses „Subjektverständnis nicht Ausdruck der unveränderlichen ‚eigentlichen‘ Grundbefindlichkeiten

des individuellen Seins ist, sondern die ideologische Reproduktion einer Gesellschaft, die von den Gesetzen des Marktes und seiner Warenproduktion bis in die innersten Zellen des Subjektes bestimmt ist.“ (S. 253) Die vom possessiven Individualismus geprägten Identitäts-Vorstellungen seien, wie J. Benjamin schon bemerkte, das „Korrelat zu einer patriarchalisch bestimmten bürgerlichen Konkurrenzgesellschaft“ (S. 251). Diese paradigmatischen Subjekt-Konstruktionen müßten durch die reflexive Sozialpsychologie dekonstruiert und durch einen sozialen Konstruktivismus mit materialistischem Fundament kritisiert werden (S. 254, 267), und das, wie *Keupp* betont, unter Aufnahme und Verallgemeinerung feministischer Wissenschaftstheorie (S. 267). „In der Verknüpfung mit einer ideologietheoretischen Diskursanalyse kann (dieses Denken) zu einem materialistischen Konstruktivismus werden, der Erklärungen dafür liefern kann, wie Subjekte oder gesellschaftliche Gruppen sich Bedeutungskonstitutionen ihrer sozialen Welt so bilden können, daß sie sich in dieser Welt handlungsfähig fühlen. In diesen Konstruktionsprozessen ist die Ambivalenz von Selbstorganisation und Unterwerfung unter gesellschaftliche Machtdiskurse aufzuspüren.“ (267f.)

*Keupps* wissenschaftliches Programm ist begeisternd und zeitgemäß, denn es verfolgt praktische Zie-

le. Er sucht nach Chancen für die Entwicklung der Potentiale „für Eigenwilligkeit, für emanzipatorische Erweiterung von Ich-Grenzen, von Verweigerung gegenüber den gesellschaftlichen Identitätszwängen“, für „intellektuelle und emotionale Distanz zur ... Durchkapitalisierung aller Lebensbereiche ... und (für) den ‚Möglichkeitssinn‘, daß es auch anders sein könnte“ (S. 268).

Thomas Ahbe

***Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling/Thomas Hermann/Dagmar Müller, Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Bund-Verlag, Köln 1993, 423 S.***

Die Sozialstruktur der Industriegesellschaften ist in den letzten Jahrzehnten komplexer und damit auch unübersichtlicher geworden. Angesichts dieser Entwicklung wurden die in der Sozialstrukturanalyse lange Zeit dominierenden traditionellen Klassen- und Schichtungstheorien in den siebziger und achtziger Jahren durch die Wertewandel- und Lebensstilforschung in den Hintergrund gedrängt.



In kritischer Auseinandersetzung sowohl mit Klassen- und Schichtungstheorien, „für die die Menschen nur als ‚Träger‘ bestimmter Rollen und Interessen fungieren“ (S. 101), als auch mit „den Amorphie-Hypothesen, mit denen ... viele neuere Lebensweiseforscher vom Sozialstrukturalismus in das entgegengesetzte Extrem verfallen“ (S. 107), versuchen *Vester* u.a. in der vorliegenden Monographie ein Gesamtmuster der Sozialstruktur der alten Bundesrepublik zu ermitteln. Ihr Forschungsansatz knüpft an Bourdieus Konzept des sozialen Raums an, erweitert es aber handlungstheoretisch durch die Konzepte der Öffnung des sozialen Raums (Merleau-Ponty) und der sozialen Schließung (Weber, Parkin). Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen „soziale Milieus“, die die Autoren in Anlehnung an Durkheim, Mauss und Lepsius und unter Rückgriff auf die Theoreme der Beziehungssoziologie von Weber als lebensweltliche Zusammenhänge zwischen Individuen, die sich über Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung und Kampf herstellen, definieren (Abschnitt V.1.). Bei der Verortung der Milieus im sozialen Raum und für die Darstellung der Kohäsions- und Abgrenzungsdynamiken innerhalb und zwischen den Milieus nutzen sie die Methoden des aufsteigenden Verfahrens (Geiger) und des Mehrebenen-Syndroms der Milieuanalyse (SINUS).

In den ersten beiden Kapiteln fassen die Autoren die Teilergebnisse ihres zwischen 1988 und 1992 von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekts zusammen. Sie unterscheiden neun lebensweltliche Makromilieus, die sie im sozialen Raum vertikal nach der Distinktionsdimension (Oberklassen-, Mittelklassen-, Arbeiter-Habitus) und horizontal nach der Modernisierungsdimension (modernisiert, teilmodernisiert, traditionell) anordnen. Die Entwicklungen innerhalb und zwischen den Milieus in den siebziger und achtziger Jahren weisen ihrer Meinung nach drei spezifische Muster auf. Erstens, es gab keine „vertikalen Mentalitätsveränderungen“; die Trennungen zwischen den Lebensstilen und Mentalitäten der Ober-, Mittel- und Arbeiterschicht blieben nahezu unverändert bestehen. Zweitens erfolgte „eine begrenzte (vermutlich historisch nicht neuentstandene) Abweichung oder Entkoppelung dieses Klassen-Alltagsbewußtseins von der sog. ‚objektiven‘ Lage, besonders bei den Arbeitern“ (S. 42). Drittens, „auf allen drei Rangebenen hat sich vor allem seit den 1970er Jahren eine ‚horizontale Mentalitätsveränderung‘ nach Graden der Modernisierung ausgeprägt. Stark geschrumpft (von 46% auf 35%) sind die eher traditionellen Fraktionen der Arbeiter, der Mittel- und der Oberschicht mit ihren restriktiven und konventionellen Anstands-, Arbeits-

und Freizeitnormen. Erheblich gewachsen sind die benachbarten partiellmodernisierten Gruppen (von 38% auf 45%) ... und ebenfalls die Avantgardemilieus moderner Selbstverwirklichung (von 14% auf 20%)“ (S. 43).

Für die Herausbildung der ideologischen Lager und der gesellschaftspolitischen Grundeinstellungen in der Bevölkerung ist nach *Vester* u.a. maßgeblich, wie die Angehörigen der verschiedenen Basismilieus die Erfahrungen sozialer Öffnung und Schließung verarbeiten. In Auswertung einer 1991 durchgeführten Repräsentativbefragung mittels Faktoren- und Clusteranalysen kommen sie zum Ergebnis, daß diese Verarbeitung in Westdeutschland sieben Typen gesellschaftspolitischer Einstellungen (Politikstile) hervorgebracht hat (Sozialintegrative: 12,8%; Radikaldemokraten: 10,8%; Skeptisch-Distanzierte: 17,7%; Gemäßigt-Konservative: 17,6%; Traditionell-Konservative: 13,8%; Enttäuscht-Apathische: 13,4%; Enttäuscht-Aggressive: 13,8%), die sich zu vier großen ideologischen Lagern von jeweils etwa 25% der Bevölkerung ab 14 Jahren zusammenfassen lassen: Kritisch-Engagierte, Desillusionierte, Zufriedene und Deklassierte (S. 19). Eine eindeutige Zuordnung bestimmter Sozialmilieus zu den großen ideologischen Lagern oder zu einzelnen Politikstilen ist nicht möglich: „Je nach ihren biographischen Konflikt- und Vergemeinschaftungs-

erfahrungen können die Akteure eines bestimmten ‚Lebensstilmilieus‘ zu verschiedenen Lernprozessen und Identitäten gelangen, um sich dann darüber verschiedenen ‚Politikstilmilieus‘ zuzuordnen“ (S. 328).

Neben den hier kurz skizzierten Untersuchungsergebnissen zum sozialen Gesamttraum der westlichen Bundesrepublik enthält die Monographie eine ausführliche Analyse über Entstehung und Entwicklung neuer sozialer Bewegungsmilieus und den regionalen Sozialstrukturwandel in drei westdeutschen Stadtregionen – Rentlingen, Oberhausen, Hannover – (Kapitel V und VI) und eine kurze Beschreibung der Sozialmilieus der DDR-Gesellschaft (Kapitel III). Fazit: Die Breite des Ansatzes, die Fülle der präsentierten Einzelergebnisse und das Bemühen um theoretische Verallgemeinerung machen das Buch zu einem wichtigen Beitrag der Diskussion über den sozialstrukturellen Wandel. Allerdings sind die Autoren mit dem Versuch gescheitert, ihre Darstellung so zu strukturieren, daß sie für Wissenschaftler und „...aktive Vermittler und Vermittlerinnen“ in Gewerkschaften und sozialen Initiativen, in Politik und Verbänden, in Kirchen und Bildungseinrichtungen“ (S. 14) gleichermaßen interessant und lesenswert ist. Die Vor- und Rückverweise in den Fußnoten und die Wiederholungen im Text übersteigen jedes erträgliche Maß.

Holger Wartmann

## Eingegangene Bücher

- Friedrich Balke, Eric Méchoulan, Benno Wagner (Hrsg.), *Zeit des Ereignisses – Ende der Geschichte?* Wilhelm Fink Verlag, München 1992.
- Wilhelm A. Bauer, Angelo Soliman, *der hochfürstliche Mohr. Ein exotisches Kapitel Alt-Wien.* Edition Ost, Berlin 1993.
- Wilfried von Bredow, Thomas Jäger (Hrsg.), *Japan – Europa – USA. Weltpolitische Konstellationen der neunziger Jahre.* Leske & Budrich, Leverkusen 1993.
- Walter Bußmann, Günther Grünthal (Hrsg.), Siegfried A. Kaehler, *Briefe 1900-1963.* Harald Boldt Verlag, Boppard 1993.
- Christophe Charle (Hrsg.), *Histoire sociale – Histoire globale?* Editions de la M.S.H., Paris 1993.
- Ralf Dahrendorf, François Furet, Bronislaw Geremek, *Wohin steuert Europa? Ein Streitgespräch.* Campus Verlag, Frankfurt am Main 1993.
- Jean Davallon, Philippe Dujardin, Gérard Sabatier (Hrsg.), *Politique de la mémoire. Commémorer la Révolution.* Presses Universitaires de Lyon, Lyon 1993.
- Michael Dreyer, Oliver Lembcke, *Die deutsche Diskussion um die Kriegsschuldfrage 1918/19.* Duncker & Humblot, Berlin 1993.
- Wilhelm Eberwein, Jochen Tholen, *Euro-Manager or Splendid Isolation. International Management. An Anglo-German Comparison.* Verlag Walter de Gruyter, Berlin 1993.
- Franz Eulenburg, *Die Frequenz der deutschen Universitäten.* Akademie-Verlag, Berlin 1993.
- Michael Ewert, *Vernunft, Gefühl und Phantasie im schönsten Tanze vereint.* Verlag Königshausen und Neumann, Würzburg 1993.
- Heinz-Dietrich Fischer, Ulrike G. Wahl (Hrsg.), *Public Relations-Öffentlichkeitsarbeit. Geschichte – Grundlagen – Grenzziehungen.* Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.
- Lothar Gall (Hrsg.), *Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft.* R. Oldenbourg Verlag, München 1993.
- André Gingrich, Sylvia Haas, Gabriele Paleczek, Thomas Fillitz (Hrsg.), *Studies in Oriental Culture and History.* Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.
- Chantal Grell, *L'histoire entre érudition et philosophie. Etude sur la connaissance historique à l'âge de Lumières.* Presses Universitaires de France, Paris 1993.
- Hans Günther (Hrsg.), *Der sozialisti-*

## Eingegangene Bücher

- sche Übermensch. Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos. Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 1993.
- Nicolai Hammersen, Politisches Denken im deutschen Widerstand. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte neokonservativer Ideologien 1914-1944, Duncker & Humblot, Berlin 1993.
- Heinz-Gerhard Haupt, Histoire sociale de la France depuis 1789, Editions de la M.S.H., Paris 1993.
- Ulrich Heß, Geschichte der Behördenorganisation der thüringischen Staaten und des Landes Thüringen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1952, hrsg. von Peter Langhof und Jochen Lengemann, Gustav Fischer Verlag, Jena 1993.
- David J. Hickson (Hrsg.), Management in Western Europe. Society, Culture and Organization in Twelve Nations. Verlag Walter de Gruyter, Berlin 1993.
- Heinrich Hubert Houben, Der polizeiwidrige Goethe. Verlag Dr. Markus Hänsel-Hohenhausen, Egelsbach 1992.
- Heinrich Hubert Houben, Polizei & Zensur. Verlag Dr. Markus Hänsel-Hohenhausen, Egelsbach 1993.
- André Jaroslawski, Volker Külw (Hrsg.), David Rjasanow - Marx-Engels-Forscher, Humanist. Dissident, Dietz Verlag, Berlin 1993.
- René Klaff, Konfliktstrukturen und Außenpolitik im Nahen Osten. Das Beispiel Syrien. Duncker & Humblot, Berlin 1993.
- Wojciech Kunicki, Projektionen des Geschichtlichen, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.
- Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), Romanistische Komparatistik. Begegnungen der Texte – Literatur im Vergleich, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.
- Wolfgang J. Mommsen, Großmachtstellung und Weltpolitik. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches 1870-1914, Ullstein Verlag, Berlin 1993.
- Omar Muhammad-as-Sayyid, Anton Prokesch-Osten. Ein österreichischer Diplomat im Orient, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.
- Roger Münch, Johann Freiherr Cotta von Cottendorf (1764-1832). Ein Beitrag zur Berufsgeschichte der Verleger, Verlag Dr. Markus Hänsel-Hohenhausen, Egelsbach 1993. (microfiche)
- Hans-Jürgen Nitz (Hrsg.), The Early Modern World System in Geographical Perspective, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1993.
- Hans-Heinrich Nolte (Hrsg.), Internal Peripheries in European History, Muster-Schmidt Verlag, Göttingen 1992.
- Helmut Reinalter (Hrsg.), Aufklärungsgesellschaften, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1993.

## Eingegangene Bücher

- Ruggiero Romano, *Conjonctures opposées. La „crise“ du XVIIIe siècle en Europe et en Amérique ibérique*. Librairie Droz, Genf 1992.
- Franz Ronneberger, Manfred Rühl, *Theorie der Public Relations. Ein Entwurf*. Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden 1992.
- Winfried Schmähl (Hrsg.), *Mindestsicherung im Alter. Erfahrungen, Herausforderungen, Strategien*. Campus Verlag, Frankfurt am Main 1993.
- Ulrike Schmieder, *Preußen und der Kongreß von Verona. Eine Studie zur Politik der Heiligen Allianz in der spanischen Frage*. Verlag Dr. Markus Hänsel-Hohenhausen, Egelsbach 1993. (microfiche)
- Peter Steinbach, *Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen*. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1994.
- Abraham de Swaan, *Der sorgende Staat. Wohlfahrt, Gesundheit und Bildung in Europa und den USA der Neuzeit*. Campus Verlag, Frankfurt am Main 1993.
- Hermann Weber, *Die DDR 1945-1990*. R. Oldenbourg Verlag, München 1993.
- Wegscheiden der Reformation. Alternatives Denken vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. von Günter Vogler. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1994.
- Eberhard Zeller, *Oberst Claus Graf Stauffenberg – Ein Lebensbild*. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1994.

---

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

*Thomas Ahbe*, Dr. phil., Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 333

*Charlotte Beisswingert*, M.A., Freie Universität Berlin, Graduiertenkolleg „Gesellschaftsvergleich“

*Gerald Diesener*, Dr. sc. phil., Universität Turin

*Pieter C. Emmer*, Prof. Dr. phil. Rijksuniversiteit Leiden, Dep. for the History of European Expansion

*Ursula Ewald*, Prof. Dr. phil., Universität Heidelberg, Geographisches Institut

*Carola Glücksmann*, Dr. rer. nat., Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 333

*Leonhard Harding*, Prof. Dr. phil., Universität Hamburg, Historisches Seminar

*Georg G. Iggers*, Prof. Dr., State University of New York, Buffalo

*Günter Katsch*, Prof. Dr. phil., Leipzig

*Katrin Keller*, Dr. phil., Universität Leipzig, Historisches Seminar

*Jochen Meißner*, Dr. phil., Universität Hamburg, Historisches Seminar

*Horst Pietschmann*, Prof. Dr. phil., Universität Hamburg, Historisches Seminar

*Dirk Schindelbeck*, Dr. phil., DFG-Projekt Propagandageschichte Freiburg

*Holger Wartmann*, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaft

*Ines Wahle*, stud. phil., Universität Leipzig

*Reinhard Wendt*, Dr. phil., Albert-Ludwigs- Universität Freiburg, Historisches Seminar

*Michael Zeuske*, Prof. Dr. phil., Universität zu Köln, Historisches Seminar

# Analysen zu Problemen der Transformation in Ostdeutschland und zur deutsch-deutschen Integration aus dem BISS

## BISS public

Beiträge zur  
sozialwissenschaftlichen Diskussion

15 Hefte sind seit 1991 erschienen, Umfang jeweils 120-160 Seiten, Heftpreis 14,- DM

ISSN 0940-4678

**Heft 13:** u.a. Zapf: Zur Theorie der Transformationen / Peter: Kritische Anmerkungen zur modernisierungstheoretischen Interpretation des Umbruch- und Transformationsprozesses in Ostdeutschland / Mayntz: Die deutsche Vereinigung als Prüfstein für die Leistungsfähigkeit der Sozialwissenschaften / Mayer: Von der Transformationstheorie zur Transformation oder umgekehrt? / Klein: Eine mehrdimensionale, kritische Deutung der ostdeutschen Transformation /

**Heft 14:** u.a. Miegel: Wie realistisch und wünschenswert ist die Angleichung der Lebensverhältnisse in West und Ost? / Riedmüller: Angleichung der Lebensverhältnisse in Deutschland - Interessenlagen und Interessengruppen / Grundmann: Vom gespaltenen Volk zur gespaltenen Bevölkerung / Nickel: Geschlechtsspezifische Disparitäten im Erwerbssystem: Eine neue Vergeschlechtlichung von Arbeit und Leistung? / Schröter: Ostdeutsche Frauen - drei Jahre danach

**Heft 15:** Reißig: Transformation - Theoretisch-konzeptionelle Ansätze, Erklärungen und Interpretationen / Kupferberg: Veränderungsbebereitschaft und Systemexport im Transformationsprozeß / Klünger: Die unvollendete Integration - Grundprobleme institutioneller Erneuerung in Deutschland / Schmidt: Arbeitspendeln, Frauen und Familie in Brandenburg

## BISS-Forschungshefte

Studien und Forschungsberichte

ISSN 0944-1093

Folgende Hefte sind bisher erschienen:

**Heft 1 (1992):**  
Koch / Woderich: Freier Flug oder Fall in die Marktwirtschaft? Existenzgründer in Ostdeutschland, 106 S., 22,- DM

**Heft 2 (1993):**  
Grundmann: Gewalt und Toleranz. Ostberliner Schüler zwischen Ideal und Wirklichkeit, 120 S., 24,- DM

**Heft 3 (1993):**  
Berg/ Möller: Transformationsprobleme kommunaler Verwaltungsinstitutionen und kommunaler Parteienentwicklung, 98 S., 20,- DM

**Heft 4 (1993):**  
Grundmann: Migration und Wohnortbindung im Urteil der Bevölkerung von Ost-Berlin, 113 S., 24,- DM

**Heft 5 (1993):**  
Kretschmar (u.a.): Vorrühständler - eine neue soziale Realität in Ostdeutschland, 129 S., 26,-

**Heft 6 (1993):**  
Pollach: Unabhängige Bürgerbeteiligung in Bln.-Hohenschönhausen, 97 S., 20,- DM

**Heft 7 (1993):**  
Lindig: Selbständige und Gründungsgeschehen in Ostdeutschland, 111 S., 22,- DM

**Heft 8 (1993):**  
Valerius / Wolf-Valerius: "Neue Selbständige" in Ostberlin und im Land Brandenburg 1992/93, 99 S., 22,- DM

Bestellungen: BISS e. V., Erich-Weinert-Str. 19, 10439 Berlin (030/4452074)

## Aus dem Inhalt

### Editorial

### Aufsätze

- Pieter C. Emmer* „Im Schweiß eures Angesichts“:  
Arbeitsverhältnisse in der Alten und  
Neuen Welt von 1500 bis 1850
- Leonhard Harding* Arbeitskräfte und Produktionskosten in  
Westafrika
- Jochen Meißner* Ländliche Arbeit im 18. Jahrhundert:  
Preußen und Mexiko im Vergleich
- Michael Zeuske* Arbeit und Zucker in Amerika versus  
Arbeit und Zucker in Europa  
(ca. 1840–1880). Grundlinien eines  
Vergleichs
- Ursula Ewald* Der Produktionsfaktor Arbeit im Denken  
Johann Heinrich von Thürens  
(1783–1850)

### Forum

- Reinhard Wendt* La Fiesta Filipina, oder: Die Aneignung west-  
licher Kultur durch ein asiatisches Volk.  
Bericht über ein Forschungsprojekt
- Georg G. Iggers* Die Bedeutung des Marxismus für die  
Geschichtswissenschaft heute

ISSN 0940-3566

ISBN 3-929031-48-5